1387 Bibl. Mont.

Die Statistik als Wissenschaft,

bearbeitet

von

Dr. Wilhelm Butte,

ordentl. Prof. der staatsw. Sektion in Landshut.

Erstere Lieferung.

Landshut,

gedruckt mit Thomann'schen Schriften.

1808.

Nemo de rebus publicis singularibus recte judicare potest, nisi peritus philosophiae politicae!

Conring.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Wie auch immer die Meinungen der Gelehrten über den Begriff der Statistik getheilt seyn mögen: dennoch stimmten, unseres Wissens, bisher Alle darin überein, daß diese Wissenschaft dem gegebenen Staate das „*Noscere se ipsum*“ gewähren müsse. — Hier genügt es diese Wahrheit auf die Treue und den Glauben solcher allgemeinen Uebereinstimmung anzunehmen, wenn es gleich unserer Schrift selbst obliegen könnte, ihr wahren Beweis zu suchen, vielleicht zu zeigen, daß sich auch unter ihren Bekennern wenigstens inkonsequente finden.

Alles, was sich über die, selbst in die Region des Unentbehrlichen reichende, Nüzlichkeit der Statistik, d. h. über ihre äussere Nothwendigkeit sagen läßt, kann nur Kommentar der Worte seyn. die ihr das Gewähren solcher Selbstbeschauung des Staats zu erkennen. Auch ist heute wirklich nur Eine Stimme, darüber, daß die gesammten Maßregeln der Politik, ohne gründliche Statistik, bloß zufällig nicht fehlerhaft seyn können. Dem zu Folge wird man von nun an immer mehr finden, daß unvergleichbar die meisten Mißgriffe, welche das gemeine Urtheil auf Rechnung einer schiefen Politik zu sezzen pflegt, näher beleuchtet, aus politisch ganz richtigen Säzzen hervorgiengen, dadurch nemlich, daß ihnen statistisch falsche Prämissen zur Folie dienten.

Indessen fehlt viel, daß diese allgemeinere Anerkennung des äußeren Werths unserer Wissenschaft, bis jezt schon solchem entsprechende Anstalten allgemeiner habe veranlassen können. Noch hat kein Staat der Welt eine Statistik aufzuwei-

zuweisen, die sich auch nur einigermassen dem nähere, was wir als das Realisirbare ihrer Idee ansehen können! Der schuldtragenden Ursachen sind viele: mehrere derselben fallen den Regierungen selbst zur Last, deren einige wol gar noch hindern, was sie pflegen sollten, was allein durch ihre unmittelbare und thätige Mitwirkung gedeihen kann. Bis jezt zeichnet sich bloß der französische Kaiserstaat durch eine besondere Pflege der Wissenschaft aus, von welcher der Kenner sagen muß, daß sie der schweren Regierungskunst den Kompaß darreiche und das einzig sichere Horoscop stelle. Nur in Frankreich giebt es ein eignes *Bureau*, eine eigne *Société* de statistique! Seyen auch immer diese Anstalten dermalen noch sehr mangelhaft: in ihnen ist doch schon etwas da, was sich sofort verbessern läßt. Vergeblich sucht man bis jezt dergleichen in dem wahren Mutterlande der Statistik! Wann endlich wird Deutschlands Genius aufhören so durchaus zu zürnen, daß fast alles, was deutsches Genie erfand, deutscher Fleis in seinem Aufkeimen pflegte, nur in dem Va-

ter-

terlande nicht reifen, sich nur hier nicht kräftig dem Leben einbilden und gewähren könne was noch thut! Unsere Schrift sagt; unsere Vorrede wiederhole: *Sint Maecenates!* Uebrigens bedürfte es, wenn man redlich mehr das Gediegene als das Glänzende suchen wollte, dazu keiner grossen Summen. Auch könnte man nicht um einen guten, sicher zum Ziele führenden Plan verlegen seyn, seit dem man, für einen einzelnen Zweig, das unverbesserliche Muster des *Board of Agriculture* vor Augen hat. Eben so bedarf es für den Denkenden höchstens einer Erinnerung, keiner Belehrung, daß die Aufmerksamkeit auf die Beförderung der Statistik, in den meisten der jezzigen deutschen Staaten besonders dringend sey, je nachdem sie fast alle, mehr oder weniger, bald durch Zuwüchse bald durch Abtretungen aller Art, in ihrer Selbstbeschauung gestöhrt worden sind.

Aber selbst in ihrem Inneren ist diese Wissenschaft noch nicht, was sie seyn soll, und die bisherige Art ihrer Fortpflanzung (wir wollen zunächst sagen

gen ihre akademische Lehrart) war schlechthin verkehrt.

Noch dauert der Kampf der Statistik um völlige Individualität, welche man, bildlich, ihre Selbstständigkeit nennen mag. Da ist sie, die reine Staatswissenschaft, noch zu sehr verschlungen mit der ganz anderen Geschichte. Dort kämpft sie noch, schmählig genug, um freie Existenz mit einer Mißgeburt, genannt politische Geographie, welche der Dämon der Vielnüzlichkeit gebar, aus dessen Schoße nur Principloses hervorgehen kann. Es ist Zeit, die bisher mehr stille Fehde, welche schon hin und wieder einzelne Denker gegen solche Geographie führten (in welcher das Geographische nicht politisch und das Politische nicht geographisch ist) in einen offenen Krieg zu verwandeln. Möge sie zahllose Autoritäten um sich her und die Nachgiebigkeit von Jahrhunderten für sich haben: ihr sprach der göttliche Dichter das, in seiner Vollziehung höchstens etwas aufzuhaltende keineswegs zu vernichtende Verdammungsurtheil, in den wenigen

für

für sie und für alles was ihr gleich ist ewig wahren, Worten:

> Amphora coepit
> Institui, currente rota, cur vrceus exit?
> Denique sit quiduis; simplex duntaxat et vnum!
> *Hor.*

Wenn wir die bisherige Lehrart anklagen, so gilt es derjenigen, welcher man sich bis auf Schlözer'n, unseres Wissens, auf allen Universitäten bediente, und vielleicht noch in diesem Augenblik wenigstens auf den meisten bedient. Bald in Ausführlichkeit, bald in Gedrängtheit wetteifernd, und — wie wir so vielen achtbaren Männern die sich damit befaßten gerne zu geben wollen — leistend, was nur immer auf verkehrtem Wege möglich war, sah man es für die akademische Aufgabe an, vorzüglich das Materielle dieser Wissenschaft, in der Zahlen unbehaltbarer Menge, mitzutheilen. Schon daran, ob in diesem Augenblik, wo man so Statistik von dem Katheder herab zu lernen gab, auch noch bestehe, was man

für

für bestehend ausgab, dachte man nicht immer ganz, oder dachte doch nur daran. Gleichwol konnte man dem Zuhörer nicht wol bergen, daß alle diese Verhältnisse, bis dahin, wo die Jünglinge in das Amt treten würden, auch wieder ganz andere seyn könnten und müßten, wie auch, daß immer nur sehr Wenige seyn würden, welche von dem, was man ihnen über Spanien, Rußland, Schweden ꝛc. sagte, einen unmittelbaren Gebrauch machen, und dann etwas wissen würden, was ihnen eine jede der besseren Schriften über solche Staaten wenigstens nicht eben so gut, wahrscheinlich besser, sagen müßte. Denn, was der akroamatische Unterricht dieser Wissenschaft, durch die ihr nicht zu vermeidende Menge von Zahlen leide, liegt am Tage, und kann folglich von niemanden weniger als von dem Kenner geleugnet werden. Aber wo sollte denn nun der Jüngling Muth und Beharrlichkeit zu diesem (auf solchem Wege so mühsamen, zum Theil ihm so entlegenen, immer grösseren Theils nur in futuram oblivionem aufgedrungenen) Studium hernehmen? Vielleicht möchten ihm

Schel-

Schellings, des tiefgründenden, Worte einfallen

„Alle Regeln, die man dem Studieren verschreiben könnte, fassen sich in der Einen zusammen:

Lerne um selbst zu schaffen!

Träte eine solche Erinnerung ein; so sehen wir wenigstens nicht ab, wie ein solcher junger Mann sein statistisches Kollegium noch für etwas anderes halten könnte, als für ein sogenanntes Nebenkollegium. Ein Nebenkollegium aber heißt ein solches, womit man die Zwischenstunden, etwa bei Regenwetter, gegen höchstens schlechte 5 fl. für ein ganzes Semester ausfüllen und es sich gefallen lassen könne, daß einem auf bequeme Art, in schönem Vortrage, zn Ohren komme, was eben jezt in der Welt vorgehe und wovon, so Gott will, doch immer etwas hängen bleiben dürfte! Wer, der sonst seine Zeit zu brauchen weiß, mag sich mit solchem Kollegium befassen? Diese Lage der Dinge sah Schlözer's Auge,

das

das keine Jahre zu verdunkeln vermögen. Auch hatte sich endlich der Leib der Wissenschaft hinlänglich ausgebildet, um die nunmehro nöthigen freien Evolutionen ihres Geistes zu begünstigen. So gab denn der 25te §. jener uns Epoche machenden Theorie, das Signal, nicht zu einer Reformation, sondern zu einer totalen Umkehrung (soll das Verkehrte in gehörige Richtung kommen, so hilft nur Umkehren!) der bisherigen Lehrart. Theorie der Statistik, d. h. die Wissenschaft der **Kunst statistische Data zu erkennen und zu würdigen, solche zu sammeln und zu ordnen:** sie, die bisher für Einleitung und Nebensache galt, wird forthin das akademische Hauptstudium seyn. So wird, statt der immerdar und meistens schnell wechselnden statistischen Erscheinungen in der Zeit, zunächst das, selbst in ihnen liegendende, Ewige und Unwandelbare ergriffen, und dem Staate werden Männer gebildet, die, nach der Verschiedenheit ihrer künftigen Lagen, hier für das Ganze, dort für die einzelnen Distrikte, Landgerichte, Kirchsprengel, Militärkantons ꝛc.

(in

(in welchen sich der Staat als in seinem Besonderen wiederholt) das treue Organ der ihm unentbehrlichen Selstbeschauung werden können. Jezt ist diese Wissenschaft wichtig für alle künftigen Staatsdiener, und ihre gründliche Kenntniß sollte allgemein beachtet, denen aber, die zu irgend einer der vorzüglicheren administrativen Stellen adspiriren wollten, zu einer der unerlaßlichen Bedingungen gemacht werden. Jezt ist es abzusehen wie sich dieses Studium selbst den künftigen Geistlichen empfehle; jezt wird nicht mehr in futuram oblivionem studiert. Selbst das Vergängliche, was der jezt praktische Theil lehrt, gewährte doch den bleibenden Nuzzen, der Theorie zur ersten Uebung gedient zu haben. Daß man dazu das Material der vaterländischen Statistik, dann der Staaten des näheren Konflikts wählen werde, versteht sich von selbst. Uebrigens darf man es mit vollem Rechte grundfalsch nennen, wenn Einige wähnen sollten, es bedürfe nur des Ausgebens von Tabellen, keiner besonderen Theorie, um dem Staate alle Notizen zu verschaffen, die ihm zu sei-

seiner Selbstbeschauung nothwendig seyen. Wie sehr vollkommen war doch schon der Plan, den man (wahrscheinlich der Herzog von Bourgogne) unter Ludwig XIV entwarf. Daß er bei weitem nicht die Früchte trug, die man sich davon glaubte versprechen zu können, lag, wie der Verfasser des Etat de la France (Boulainvilliers) laut klagte, besonders an der Unfähigkeit der Intendanten einen solchen Auftrag zu fassen. Wehe der Tabelle, deren bloße Ausfüllung (geschweige der, auch bei der besten noch immer zulässigen, Ergänzung) man von einer blossen Maschine erwarten müßte. Wenn es auch seltner seyn möchte, daß die Rubrik Moralität für Mortalität gehalten würde; so fehlt doch nur zu oft der Eifer für das, dessen Zwek man nicht einsieht, und das nothwendige détail wird als Foderung des ésprit des bagattelles bekrittelt und verabsäumt.

Seitdem unser Schlözer die neue Fahne aufstekte, haben sich bereits mehrere Männer von statistisch entschiedenem Ansehen zu ihr bekannt. Solcher sind z. B.

Nie=

Niemann; ganz neuerlich Krug in der Vorrede der Schrift: Ideen zu einer staatswirthschaftlichen Statistik; eben so — um nur noch Einen zu nennen — einer von den beiden einsichtsvollen Rezensenten der Statistique Générale de la France (in d. Jen. A. L. Z. 1807. St. 69.) Eben dieser sagt in solcher Hinsicht: „der Statistiker giebt es viele, der guten wenig!“ Unser Vertrauen, daß diese, uns einzig wahre Methode, nicht zögern könne den allgemeinen und vollendeten Sieg davon zu tragen, steht unerschütterlich fest, und wir können uns nicht von dem Gedanken loßreissen, daß jeder akademische Lehrer dieser Wissenschaft, der hierin nicht mit dem Zeitalter fortschreiten wollte, bald isolirt stehen werde *).

Ist

*) Der Verfasser trägt diese Wissenschaft an der hiesigen königl. Universität in Konkurrenz vor, mit dem geistl. Rath und Prof. Dr. Milbiller. Ganz Deutschland kennt diesen gelehrten Historiker, von sehr vortheilhafter Seite; die königl. Universität zählt ihn denen zu, welche ihr durch ihre Celebrität zur besonderen Zierde gereichen; überdem genießt Hr. Milbiller

die

Ist unsere Schrift, was sie, ihren Titel gemäß, seyn soll; so bedarf ihr Erschei-

die allgemeine Achtung, welche ihm eine bei solchem Namen schon sehr seltne Bescheidenheit, gepaart mit nur edlem Stolz, wie ihn der Mann haben soll, und gänzliche Hingebung an das kontemplative Leben erwerben und sichern. So wahr und aufrichtig diese Aeusserungen sind, deren Inhalt wir gegen einen solchen Kollegen nie verleugneten, noch je verleugnen werden, eben so wenig können wir es jedoch bergen, daß wir schlechthin nicht in die Aeusserungen einstimmen können, welche dieser achtungswürdige Gelehrte schon verschiedentlich an dem schwarzen Brette, über die bei der Statistik zu befolgende Lehrart geltend zu machen suchte. Ihm ist Theorie der Statistik nur Einleitung. Wir sagen eben das, wenn nicht von ihr die Rede ist, wie sie auf der Universität gelehrt werden soll: denn das ganze akademische Studium soll ja nur Einleitung seyn! Er verspricht wahre Staatenkunde der gesammten europäischen Staaten. Wir haben keinen Begriff davon, wie man solche — abgesehen von allem übrigen — in Einer Stunde, Eines, höchstens 5 monatlichen, Semesters geben könne, selbst nicht, nach dem an sich klassischen, aber heute kaum mehr zur Hälfte

Erscheinen auch nicht der fernsten Entschuldigung; sondern sie muß nothwendig ein

Hälfte wahren Meuselischen Lehrbuche. Er verspricht die Verbindung geographischer Notizen. Wir glauben, daß diese Verbindung, wenn sie wirklich auf wahre Geographie eingehe, durchaus fehlerhaft sey.

Hiermit ist alles gesagt, was wir gegen Hr. M. zu sagen nicht umhin können, und was uns schiklicher hier als an jeder andern Stelle zu stehen dünkt. Redet die Schrift mit unter von Zahlenmännern, passiven Sammlern rc.; so kann dieses nicht auf die Milbillers bezogen werden. Denn, nur die Milbillerische Methode (nicht die Art wie die gewählte von einem solchen Manne verfolgt wird) ist es, mit welcher wir den gelehrten Streit führen. Möge unser künftiger Abschnitt „Methode" den Hrn. Kollegen überzeugen, daß wir aus voller Ueberzeugung, am allerwenigsten aus Neuerungssucht, unseren, d. h. den Schlözerischen, Weg verfolgen. Von dem Tage, wo diese Ueberzeugung bei uns nur schwankend werden könnte, würden wir ohnfehlbar diesen ganzen Gegenstand aus dem Cyklus unserer Vorlesungen weglassen, indem Polizey und die damit unzertrennlich verbundene National-

ein zahlreiches Publikum finden, dem sie willkommen sey. Alle diejenigen zu welchen sie spricht wissen, wie äusserst wenig bis jezt über diese, dermalen noch besonders neue, Seite unserer Wissenschaft geschrieben ist.

Am längsten war der Verfasser mit sich uneinig über die Frage: ob er denen (seiner Ansicht von Wissenschaft und Staat überhaupt gewidmeten) Aphorismen, eine eigne Stelle vergönnen, oder ob er deren Hauptsäzze nur etwa gelegentlich einführen sollte? Der Umstand, daß seine beiden neusten Schriften *) aus

tional-Oekonomie uns noch Wirkungskreis genug lassen. Auch ist gerade die Statistik, troz des uns nicht versagten akademischen Beifalls, dasjenige Kollegium, welches bis jezt noch nie ganz den Aufwand der vergänglichen Hülfsmittel dekte, den wir ihm machen mußten. Der Verfasser gehört nicht zu denen die so glüklich wären diesen lezten Umstand gar nicht berüksichtigen zu müssen. D. V.

*) Die vollständigen Titel dieser Schriften, auf welche ich bisweilen in dieser Schrift, bei dem hier nicht Ausgeführten, hinweise, sind:

aus mehreren Ursachen bis jezt kaum in das grössere Publikum blikten, daß folglich so manches eigne seiner Ansicht, auswärtigen Lesern gänzlich unbekannt, ihn hin und wieder schlechthin unverständlich lassen würde, dieser Umstand siegte endlich über mehrere Anstände, die ihm dabei aufstießen. Wenn das Ganze vollendet ist, hofft der Verfasser zugleich von der Bedeutung der einzelnen Parthien überzeugt zu haben. Nur Weniges mußte bloß wegen eines gewissen Zusammenhangs unter ihnen selbst aufgenommen werden.

In

1) Versuch der Begründung eines endlichen und durchaus neuen Systems der sogenannten Polizey. Erster Theil. Landshut bei Weber 1807.

2) Leitfaden der Einwohner-Ordnungslehre, vulgo Polizey Landshut 1807/8. Erstere Lieferung.

Die schwache Auflage des lezteren ist ohnehin bereits vor der gänzlichen Vollendung vergriffen, kann folglich nur bei der zweiten in das grössere Publikum kommen. D. V.

In dem Abschnitt „Alter" wurde bedächtlich vermieden, was besonders Niemann erst neuerlich, zum Theil mit unübertrefflicher Gelehrsamkeit und mit seiner bekannten Darstellungsgabe sagte. — Den Vorwurf, daß der Abschnitt „Begriff" zu ausführlich sey, fürchten wir nicht. Der Kenner weiß, und der Nichtkenner erfährt es aus der Schrift selbst, wie schwankend bisher der Begriff der Statistik war: alle Denkenden aber sind einverstanden, daß das Fortbauen grundlos ist, so lange es hier schwankt.

Die bald so tiefe Verehrung, bald doch wahre Achtung, welche der Verfasser fast gegen Alle hegt, in deren Ansicht er einzelne Parthien bestreitet, gerade sie verbietet ihm, sich des Abweichenden wegen zu entschuldigen. Mag man einen Schlözer, Niemann, Meusel, Mannert ꝛc. anders als durch Freimüthigkeit ehren?

Die Stärke der anderen und lezten Lieferung getraue ich mir noch nicht ganz

zu bestimmen, doch dürfte sie gegen die erstere nicht bedeutend überschießen.

Ich hoffe, daß man besonders den mannigfaltigen Aufwand nicht verkennen werde, welchen ich hier der Sammlung des Vorhandenen, dort der eignen Ausarbeitung in den Tabellen widmete. Schon vor 8 Jahren begann ich die Sammlung der Muster zu Volkslisten aller europäischen Staaten. Wenn ich meiner einfachen Erfindung des kontrollirenden Familien-Buchs einen allgemeineren Uebergang ins Leben, und die Aufmerksamkeit der Regierungen hoffe; so geschieht es auch schon deswegen, weil der erste Blik zeigt, wie dadurch forthin in allen Erbschaftssachen, jeder Streit über die Identität der Person eines Erblassers und der Erbschaftsinteressenten, wir können sagen, bei dem Vorliegen solches Buchs unmöglich wird. Wäre ihre so ganz einfache Einführung universell; so würde es jeder Familie leicht seyn, ihren Stammbaum mit der Genauigkeit der adelichen Geschlechter aufzustellen. Der Gewinn für Statistik würde schwer zu berechnen, ohnfehlbar sehr groß seyn.

Ich

Ich muß bemerken, daß der Buchhändler Herr *Fontaine* in Mannheim, der zufälliger Weise einiges von dem Manuscripte zu Gesichte bekam, uns bestimmt hat, seiner Handlung einen Auszug zu versichern, welchen derselbe, nebst den unverstümmelten Tabellen, in das Französische übersezzen lassen will.

Wahrem und unpartheyischem Kenner-Urtheil sieht der Verfasser mit Verlangen und Ruhe entgegen. Das Bewußtseyn des auf ein Produkt verwandten treuen Fleises, und eines überhaupt gründlichen Studiums seines Gegenstandes, verbunden mit der, jedem Freunde der Wahrheit unerlaßlichen Resignation, die nirgends nach unbedingtem Lobe und durchgängiger Zustimmung geizt, pflegen — wie Jeder in gleichem Fall weiß — mit solcher Gemüthsstimmung zu lohnen.

Wenn übrigens Menschen, aus was immer für kleinlichen Nebenabsichten, vielleicht als aufgeblasene Dunsen, da, wo sie die Beschwörung eines gewissen Geistes nicht

mehr

mehr leugnen können, weil sie Thatsache ist, so gerne ihre Zuflucht zu Erklärungsarten nehmen, die jener von der Austreibung durch Beelzebub gleicht; wenn sie nicht bedenken, welches Genie sie zugestehen müßten, würden sie das gründliche Studium, oder welches Studium würden sie einiges Talent in Zweifel ziehen; wenn ihr drittes leeres Wort „Vortrag!" zu seyn pflegt, welcher jedoch ohne die Basis solider Kenntnisse gar bald als nichtiges Geschwäz erscheint — dann ist es an seinem Plaz, der . . . nicht zu achten. Darin hat das Schriftsteller- und Lehrerleben immer eine höchst vortheilhafte Seite, daß das Erkennen des wirklich Guten, dessen sich der Mann zu erfreuen hat, nimmer von dem Urtheile des Einzelnen oder der Wenigen abhängt. Namentlich bei einer Regierung, die, gleich der glorreichen K. Bair., so wachsamen Augs ist, müßten — und diese innige Ueberzeugung machte Moment in der übrigens unbedeutenden Lebensgeschichte des Verfasser! — früh oder spat nur diejenigen zu Schande werden, welche einfältig genug wären zu glauben, daß

ihr

ihr einzelnes Urtheil für die Dauer entscheiden könne, über das, was hier dem ganzen, dort wenigstens einem immer zahlreichen Publikum vorliegt.

D. V.

Landshut,

den 13ten Oktober 1807.

Summarischer Inhalt
der
ganzen Schrift.

Erstere Lieferung.

Aphorismen.

Vorbegriffe über Wissenschaft und Staat überhaupt.

Erster Abschnitt.

Alter der Statistik.

Zweiter Abschnitt.

Ersteres Kapitel: Benennung und Rechtschreibung.
Anderes Kapitel: Begriff.

Andere Lieferung.

Dritter Abschnitt.

Individualität, d. h. Grenzen der Statistik gegen andere Wissenschaften.

Vierter Abschnitt.

Ersteres Kapitel: Entwikkelung der statistischen Gegenstände und deren Bedeutung.

Anderes Kapitel: Systematische Anordnung der statistischen Gegenstände.

Not. Hierzu eine komparative Tabelle, darstellend die Anordnungen von Meusel, Mannert, Goeß, Hassel, Hoek, Niemann, Gaspari, Müller, Herbin, Peuchet, Schlözer und dem Verfasser.

Fünfter Abschnitt.

Methodik: Des Lehrvortrags; des eignen schöpferischen Studiums. (Auserlesene stat. Privatbibliothek).

Sechster Abschnitt.

Winke für den Staat, dem es darum zu thun ist, sich in genaue Selbstbeschauung zu sezzen und darin zu erhalten.

Not. Hierzu eine eigne Anweisung zur Führung genauer Volkslisten, welche nur auf der Basis des von Obrigkeits wegen zu haltenden Familien-Buchs möglich sind. Voraus komparative Tabelle und kurze Kritik solcher Volkslisten in Frankreich, Großbrit. Dänemark, Schweden, Oestreich, Preussen, Baiern.

Spezial-

Spezial=Inhalt
der
ersteren Lieferung.

Aphorismen.

I) Das All entfaltet Ganze der Grösse, und Ganze der Totalität. p. 1. 2.

II) Organismus (welchem der Staat nicht angehört); System (welchem die Wissenschaft angehört); Gesellschaft (welcher der Staat angehört) — sind die drei einzig möglichen Arten der Ganzen der Totalität. p. 2. 3.

III) Charakter, gemeinschaftlicher, aller solcher Ganzen. — Idee! p. 3. 5.

IV) Uebergang zur Unterscheidung des Wesens, der gedachten dreierlei Ganzen. p. 5—7.

V) Der Organismus. Ihm entspricht das Seyn (das ursprüngliche, vergl. §. 61. die Note) und die Materie. p. 7 — 10.

VI) Das

VI) Das System. Ihm entspricht das Denken und der Begriff. Definition des Wortes Wissenschaft. p. 10 — 13.

VII) Von der Einen Wissenschaft und von den besonderen Wissenschaften. p. 13 — 18.

VIII) Fortsezzung. Formation der besonderen Wissenschaften. Werth des vollkommenen Begriffs oder der Definition. Die verkehrte, und die einzig wahre Methode, den vollkommenen Begriff zu finden und zu bewähren. p. 18 — 28.

IX) Die Gesellschaft. Ihr entspricht das Handeln und der Zwek; lezterer in Zweksgemeinschaft. Definition der Gesellschaft. Von dem generellen und speziellen Gesellschaftszwek. p. 28 — 35.

X) *)

XI) Angabe der sieben verschiedenen Meinungen über den Staatszwek. Man kann ihre Anhänger als Neugläubige und Altgläubige klassifiziren. p. 35 — 40.

XII) Von solchen Neugläubigen im Allgemeinen. p. 40 — 43.

XIII) Von den pol. Idealisten insbesondere. p. 43 — 48.

XIV) Von den pol. Materialisten insbesondere. Der Staat als Organismus aufgefaßt, wird, verglichen mit seiner Auffassung als Gesellschaft, herabgedrükt. p. 48 — 62.

XV) Von

*) Die Nummer X, aber nicht ihr Inhalt, fehlt, durch einen Druckfehler.

XV) Von solchen Altgläubigen im Allgemeinen. p. 62 — 65.

XVI) Von den (fünf) verschiedenen Meinungen solcher Altgläubigen interessirt uns zunächst bloß die, welche einstens Aristoteles aufstellte. Was er Autarkie (zu deutsch Selbstständigkeit) nennt, ist die Idee, welche sich, in der Hülle des Zweks, als das von dem Staate zu Realisirende ankündigt. p. 65 — 73.

Bemerkung über das Wort Recht. p. 70.

XVII) Die in dem Begriff der Selbstständigkeit enthaltenen: Macht, Recht, Kultur, sind die Hauptrubrikken für alles, was sich auf den Staat bezieht, ihn ausmacht. (Also schon hier die statistische Anordnung in ihren ersten Elementen!) p. 73 — 82.

XVIII) Von der absoluten und relativen Selbstständigkeit, wovon die leztere das Loos so vieler Staaten ist, die dann ihre Idee nur unvollkommner ausdrükken, ohne dadurch aus der Reihe der Staaten wegzufallen. *) p. 82 — 101.

XIX) Hauptursache der theoretischen Verkennung des wahren Staatszweks. p. 101 — 106.

XX) Definition des Staats, als einer (der mehreren Arten von) Gesellschaft. p. 106 — 120.

*) Der entstellende Drukfehler „Expensivkraft", werde durchaus in Expansivk. verbessert.

Erster

Erster Abschnitt.

Alter.

§. 1. Die Statistik ist nach Schlözer'n eine neue, nach Andern eine alte Wissenschaft. p. 123.
§. 2. Die Meinung von Goeß. p. 124.
§. 3. Ballois falsche Ansicht ihrer wirklichen Neuheit. p. 129.
§. 4. Meinung von Peuchet. p. 130.
§. 5. Fortsetzung. Note, enthaltend eine allgemeine Erinnerung an die französischen Statisten. p. 133.
§. 6. Donnant. p. 139.
§. 7. Niemann's Meinung. p. 140.
§. 8. Ob Statistik nicht noch neuer sey als selbst Achenwall, geschweige Sansovino? p. 142.
§. 9. Sansovino und seine unmittelbaren Nachfolger. p. 143.
§. 10. Uebergang auf die neuere Zeit. p. 145.
§. 11. V. L. v. Seckendorf. Merkwürdige Stelle aus dessen Fürstenstaat. p. 145.
§. 12. Herm. Conring. — Achenwall. Anerkennung seines Verdienstes. War doch nicht ganz glücklich im Ausdruck des vollkommenen Begriffs; vollendete doch noch nicht die Trennung der Geographie. p. 147.
§. 13. Resultat. p. 153.

Zweyter Abschnitt.

Erstes Kapitel. Benennung und Rechtschreibung.

§. 14. Warum und von Wem erhält Seckendorf, als der Erste, den Namen Statista? p. 157.
§. 15. Bemerkungen gegen das Wort „Staatskunde". p. 158.

§. 16. Drei Fragen der Schlözerischen Theorie der Stat., betreffend: Ursprung des Wortes Staat; Entstehung des Wortes „Status" (in der Bedeutung Landstände); Rechtschreibung des Wortes „Staat". p. 161.
§. 17. Adelungs Meinung über die Etymologie des Wortes Staat, nicht in die Tiefe gehende. p. 163.
§. 18. — 21. Konjektur des Verfassers. Das Wort „Staat" ist höchst wahrscheinlich Persischen Ursprungs! p. 165.
§. 22. Das Wort „Status" als Stände ist eine lat. Wortverdrehung, und kömmt von dem Altdeutschen „Notstallon" d. h. Staatsnothwendiger, her. p. 177.
§. 23. Gründe aus welchen man „Staat" mit verdoppeltem, Statistik dennoch mit einfachem „a" schreiben muß. p. 182.

Zweites Kapitel.

Begriff.

§. 24. Plan des Kapitels. V. Unterabtheilungen. p. 188.
§. 25 — 28. ad I. Kenntniß vorhandener Definitionen.
§. 25. Nuzzen solcher Kenntniß. p. 189.
§. 26. Nicht alle die der Verfasser sammelte können angeführt werden. p. 191.
§. 27 — 28. Zusammenstellung derjenigen (15) Definitionen, welche füglich die Stelle aller dem Verfasser bekannt gewordenen vertreten können. p. 192.
§. 29 — 33. ad II. Klassifikation (in 4 Klassen). Deren Charakter.
§. 29. Uebergang. p. 197.
§. 30. Charakter der 1ten Klasse. Achenwall und Schlözer. p. 197.

§. 31.

§. 31. Charakter der 2ten Klasse. Mannert und Peuchet. p. 198.
§. 32. Charakter der 3ten Klasse. Niemann. p. 198.
§. 33. Charakter der 4ten Klasse. John Sinclair. p. 199.
§. 34—46. ad III. Kritik dieser 4 Klassen.
§. 34. Uebergang. p. 202.
§. 35—40. Kritik der 4ten Klasse. p. 202.
§. 41. Kritik der 3ten Klasse. p. 221.
§. 42. u. 43. Kritik der 2ten Klasse. p. 227.
§. 44—46. Kritik der 1ten Klasse. p. 234.
§. 47. ad IV.*) Züge in welchen alle diese Definitionen mit einander übereinstimmen. p. 240.
§. 48—65. ad V. Definition des Verfassers: deren Exposition und Deduktion. p. 245—336.
§. 48. Aufstellung der eignen Definition. p. 245.
§. 49. Uebergang zur Exposition. p. 246.
§. 50. Der Merkmale 1tes. p. 246.
§. 51. — — — 2tes. p. 248.
§. 52 u. 53. Der Merkmale 3tes. p. 249.
§. 54. Der Merkmale 4tes p. 266.
§. 55. Der Merkmale 5tes. p. 270.
§. 56. Plan einer vollständigen Deduktion. p. 276.
§. 57. Innere Möglichkeit der so definirten Wissenschaft. p. 279.
§. 58. Aeussere Möglichkeit derselben. p. 281.
§. 59. Daß solche Wissenschaft zu einer eignen Gestaltung nicht zu klein sey. p. 283.

*) p. 240. Zeile 2 von unten lese man IV statt V. Eben so verbessere man den, dadurch entstandenen, Druckfehler p. 245. Zeile 6. v. unt. lesend V statt VI.

§. 60. Daß sie, richtig augefaßt, nicht zu groß sey. p. 284.
§. 61. Innere Nothwendigkeit, d. h. sie, auf dem rein wissenschaftlichen Standpunkte. p. 292.
§. 62. Aeussere Nothwendigkeit = den Graden der Nüzlichkeit. Loßsagung von den Nüzlichkeitsaposteln. p. 298.
§. 63. Die Medaille hat eine Kehrseite! Etwas von ihrer Inschrift. p. 308.
§. 64. Blick auf die besondere Gefahr, daß akademische Jünglinge das Wahre dieser Kehrseite übersehen. p. 325.
§. 65. Nuzzen (für den Staat in die Sphäre des Unentbehrlichen reichender) der so definirten Wissenschaft. p. 328 — 336.

Aphorismen.

I.

Das All (griech. Τὸ Πᾶν, lat. Universum) ausser welchem schlechthin nichts ist, und dem folglich, nicht weniger als das Gestein, der Gedanke und der Zweck angehören, bietet, als solches, nichts Unterscheidbares dar: denn es ist das Eine! In der Offenbarung seiner treten der Kontemplation aus ihm — und zwar nach der zwiefachen Richtung der Extension und der Intension — hervor: Ganze der Grösse, und Ganze der Totalität. Man könnte jene die reale, diese die ideale Seite des Alls nennen. Der Beweis, daß Beide, auf dem Standpunkte des Einen, doch wieder zusam-

menfallen müssen, stimmt mit dem eben Gesagten, daß nemlich nichts sey, was nicht dem Einen angehöre.

II.

Die Ganzen der Grösse liegen, als solche, schlechthin ausser aller Berührung mit unserer jezzigen Aufgabe. Desto näher interessiren uns die Ganzen der Totalität, bald für einen negativen, bald für einen positiven Zweck. Solcher Totalitäten haben wir drei, genannt: Organismus; System; Gesellschaft.

Baum, Wissenschaft, Staat — alle Totalitäten, nnd doch alle verschiedener Art! — werden von dem Unbefangenen leicht als Beispiele angewandt. Wie sich zu der ersten jener drei Arten verhält die Materie und das Seyn; so verhält sich zu der andern der Begriff nnd das Denken; zu der dritten der Zweck und das Handeln. Eben hierinn liegt der Beweis, daß sie den Kreis aller möglichen Totalitäten schliessen, so gewiß zwar, als sich zu dem Seyn, dem Denken, und dem Handeln kein Viertes

tes hinzusezzen läßt. Es bedarf keiner Erinnerung, daß irgendwo diese drei Eins seyn müssen, und daß jedes, isolirt aufgefaßt, nur einer relativen, keiner absoluten Vollkommenheit fähig sey.

III.

Nothwendiger Zusammenhang des Besondern und Allgemeinen, ist der gemeinsame äussere (wenn gleich von Innen kommende); Lebendigkeit der gemeinsame innere (wenn gleich auch äusserlich hervortretende) Charakter aller Ganzen der Totalität. Ein solcher Zusammenhang findet aber möglicher Weise nur dadurch statt, daß das Allgemeine zugleich das Besondere, und das Besondere zugleich das Allgemeine in sich darstelle. Solche Ganzen schliessen also Zerstückbarkeit, und Zusammenstückbarkeit aus; jedes Besondere solcher Ganzen ist Mitbildendes und Gebilde zugleich; es waltet die innigste Wechselwirkung in gegenseitiger Einschränkung und Unterstüzzung zu harmonischer Einheit ob; endlich wäre es ungereimt, den Saz „daß alle Stükke zusammengenommen dem

Ganzen selbst gleich sind" auf die Ganzen der Totalität an zu wenden. — Das hier Gesagte pflegt man allgemein, etwa bey den Trümmern des zersägten Baumes, zu zu geben: eben ihm sprechen dennoch nicht Wenige in ihrer Ansicht von Wissenschaft Hohn; und Viele vermissen diese Eigenschaften in jener Totalität, die wir Gesellschaft nennen, und die sich doch, bei weiterem Nachdenken, gerade hier so ganz vorzüglich finden!

Eine solche Innigkeit des Zusammenhangs, wie wir sie einer jeden Totalität postuliren, und in jeder gegebenen, bei der Reflexion auf ihr Werden, schon darin wahrnehmen, daß die kräftigste Regung zu ihr, bereits vor der äusseren Vollendung der Totalität besteht, ja der Urquell solcher Vollendung ist, kann nicht das Werk von Aussen seyn. Es folgt, daß eine jede Totalirät angesehen werden müsse, als der Tempel eines darin thronenden, hier gleichsam verhüllten, das Prinzip seiner Thätigkeit in sich tragenden, folglich schöpferischen, und lebendigen Etwas. Wir müssen dem

Gött-

Göttlichen, für unser Bedürfniß des Ausdrucks, einen Namen leihen: er heiße — Idee! Die Idee ist also das Uranfängliche, oder das Lebensprinzip der Totalität: sie ist uns gleich verschieden von dem Begriff, und von jeder konkreten Darstellung ihrer. — Eine jede Totalität wird auch füglich eine Allheit genannt werden, indem das Verhältniß zu ihrem Besondern genau dasselbe ist, in welchem eine jede Totalität zu dem All steht. Eine jede Totalität lebt; d. h. jede ist Trägerinn des Prinzips eines thätigen Seyns. Jedoch versteht es sich von selbst, daß eine jede die Idee des Lebens auf ihre Weise, d. h. auf eine ihrem Wesen entsprechende Art, darstellen wird.

IV.

Nichts leuchtet deutlicher ein, als daß es gar kein All geben könnte, wenn die ideale Seite desselben in Losgerissenheit von der realen bestünde. Nun aber würde eine solche Losgerissenheit ausgesprochen seyn, wenn sich an der idealen (an den Totalitäten) nicht selbst wieder

eine reale unterscheiden liesse, und umgekehrt. Zunächst an dieser realen Seite der Totalitäten, müssen wir den Unterschied der mehreren Arten derselben wahrnehmen. Würde man deren eine mit der andern verwechseln (z. B. Organismus und Gesellschaft, folglich Staat); so könnte daraus leicht, bis hin auf das praktische Gebiet, Verwirrung entstehen, wie witzig auch immer ihre Aehnlichkeiten aufgesucht, und wie täuschend sie zusammengestellt seyn möchten.

Es verdient als fundamentell bemerkt zu werden, daß der göttlichen Ideen keine an sich Anschaulichkeit haben könne, und daß sie folglich als solche, auch aller Mittheilbarkeit ermangele. Hierinn gleicht nothwendig jede jenem leuchtenden Gestirn, welches eben dem Auge alles erhellet, das doch dessen unmittelbaren Anblick keineswegs zu ertragen vermag. Soll die göttliche Idee, für die in der Endlichkeit Befangenen, Anschaulichkeit gewinnen; so muß sie wenigstens irgend einen Leib annehmen. Daß solcher, hier mehr dort weniger, aus mate-

riellem, oder ätherischem Stoffe gewebt sey: nur das sollte uns nicht abhalten, dennoch seine Leiblichkeit zu erkennen.

V.

Die Idee ergreift die Materie; assimilirt sich dieselbe; durchdringt sie in Lebendigkeit, so zwar, daß eine bestimmte Masse der Raum erfüllenden Materie zugleich den Typus, wie das wirkliche Seyn der Idee darstelle: und diese Darstellung scheint mir die Realisation des Organismus zu seyn. Die nothwendige Verknüpfung in dem Akte der Organisation bezieht sich auf Materie. In dem Produkte der organisirenden Idee, also in dem Organismus selbst (den ich übrigens eben so wenig für rein physisch als rein psychisch halte) ist die materielle Seite, die präponderirend ausgebildete. Die Ineinsbildung der Idee und der Materie, geht in dem Organismus so weit, daß der Beschauer nur etwas, den, über diesem Akte schwebenden, höheren Gesichtspunkt verlieren darf; so ist er auch dahin gekommen, wo ihm die Idee in der Materie völlig untergegangen zu seyn scheinen

wird.

wird. Ein Solcher dürfte leicht zweifelhaft werden: ob nicht die Idee selbst das Resultat der so zusammengetretenen Materie sey? Raumfüllende, folglich ihr nie verläugbares Streben nach dem Auseinanderseyn an der Stirne tragende Materie, ist es, welche in dem organischen Produkte hinblickt nach der Idee des absoluten Lebens. — Selbst die urproduktive Kraft, die vor dem Gelingen des organischen Produkts ganz da seyn mußte, (weil bereits das erste dazu gerufene Partikelchen mit denen in der Zeit noch ungerufenen in Harmonie stand) strömt, nach der vollendeten organischen Darstellung, als Reproduktionskraft, in die assimilirte Materie über, dergestalt, daß ein jeder besondere Organismus nie das Werk von sich, sondern daß er das Erzeugte eines gleichartigen erscheint der ihn als Keim trug, und von welchem erzeugt er sich successive ausbildete. Wo, nur etwa in der Region des untersten organischen Lebens, eine solche Fortpflanzungsweise zweifelhaft scheinen könnte, müssen wir doch, gemäß so vieler unzweifelhaften Fälle, die sich in den höheren Regionen

des

des organischen Lebens darbieten, jene Zweifelhaftigkeit auf Rechnung der, für solche Beobachtungen leicht viel zu stumpfen, Sinne der Beobachter schreiben. Vorläufig möchte es doch immer zu gewagt scheinen, den Gebrauch des Wortes „Organismus" im eigentlichen Verstande, auf irgend ein solches Gebilde der Endlichkeit auszudehnen, welches jener ihm einzig eigenen Fortpflanzungsweise ermangelte. — Weltorganismus ist allerdings der höchste Standpunkt, den der Philosoph als Physiker erreichen, oder den dieser von jenem erhalten kann. Wahrscheinlich wird die kommende Zeit immer weiter dringen, um aus dem Weltorganismus die physische Seite der Dinge zu begreifen, und nothwendigen Zusammenhang und Leben, von einer solchen Tiefe bis zu einer solchen Höhe, zu entdekken, wo sich jetzt kaum einige leise Ahnungen wagen lassen. Indessen ist immerdar ein Weltorganismus so wenig das Ganze der Welt, das wahre All, als der Mensch nur eine organische Darstellung ist. Denn auch in dem Weltorganismus, und in dem organischen Men-

schen, ist die materielle Seite die präponderirend ausgebildete, und eben dieser dem Verfasser unläugbar scheinende Umstand, scheint ihm noch etwas zu postuliren, wodurch das gestörte Gleichgewicht sich in völlige Harmonie sezze. Schon die Erde liefert Beispiele von Totalitäten, die einen höheren Geist athmen, als jene die wir Organismen nennen: die Gesellschaft namentlich ist ein solches vollkommneres, durch den Namen eines Organismus keineswegs geehrtes, sondern vielmehr herabgedrüktes Ganze. — Die Theile des Organismus heissen — nach einem bekannten Theilungsgrunde — bald Zweige, bald Glieder: ihm selbst entgegen steht das Aggregat oder der Haufe.

VI.

Bilden Begriffe die Hülle oder den Körper der Idee, durch solche in eben die Wechselwirkung und in den nothwendigen, lebendigen Zusammenhang gebracht, in welchem der Organismus materielle Theile darstellt; so liefert diese Schöpfung das System. Man könnte versucht seyn, über die Körperlich-

lichkeit des Begriffs zu streiten. Der Streit würde Aehnlichkeit mit dem über die Materialität des Lichts haben, aber nicht der Mühe lohnen mit Solchen geführt zu werden, die solche Eigenschaften der Körperlichkeit sezzen, welche sie nur in der materiellen Sphäre zusammen lasen. Indessen giebt Jeder zu, daß der Begriff aus Merkmalen bestehe, folglich in seinem Wesen ein Vielfaches sey, welches einem allmählichen Wachsthume Raum läßt. Man giebt ferner zu, daß der Begriff — wenn auch oft durch hundert Krümmungen — zuletzt dennoch immer, auf eine Anschauung zurückführe, von welcher er, wie die Sprache unverbesserlich sagt, abgezogen wurde. Endlich sagen dem Begriff Worte zu. Worte sind das Vehikel alles Nachdenkens, aber auch ein immer irdisches Gewand, und gerade dasjenige, welches die Idee in der Welt des intellektuellen Schauens anzieht. Der Verstand, der seiner Seits den Stoff dieses Gewandes dem dunklen Gefühle abgewann, reicht der Idee dasselbe dar, und führt die damit bekleidete, die in ihrer Sehnsucht nach solcher Art von Offenba-

rung gefesselte Idee, in den Kreis der Reflexion. Hier ist die Werkstätte der Wissenschaft, und zugleich der Aufgang einer eigenen Welt des Schauens, die sich als ein Gemeingut der Menschheit vererben läßt, und wirklich vererbt. Sobald es Wissenschaft giebt, und sobald die Kunst Ideen zu fesseln höher steigt, überkömmt Jeder, der sich darum mit Verstand und Fleiß bemüht, Ideen, die er selbst zu schaffen nicht vermocht hätte. Selbst die Geistesarmen, die ursprünglich unfähig sind ein eigenes Kontingent zu liefern, gehen jezt doch nicht ganz leer aus: das Ueberkommene, und Treubewahrte, vertritt ihnen wohlthätig den gänzlichen Abgang des Selbstgeschaffenen. So prangt dieser und jener Erdstrich des kalten Nordens, heute in Blüthen und Früchten, die uns gänzlich vergessen machen dürften, daß hier eigentlich nur der jezt verdrängte Holzapfel und seines Gleichen erzeugt werden konnten. — Daß das Denken sich mit dem Seyn, (die freilich irgendwo Eins seyn müssen!) in gleiche Unendlichkeit sezze, und dennoch jedes seine Besonderheit offenbare; so mußten beide eine je eigene Welt

füllen. Das Seyn bewährt den Begriff, und dem Begriff selbst kömmt wieder ein Seyn zu; der Begriff spiegelt das Seyn tausendfach ab, und hebt an ihm die Seite des Unendlichen heraus, so zwar, daß ein jeder Begriff des Dinges erhaben sey, über alle Hinfälligkeit der konkreten Darstellung der Dinge, und daß er unverändert bleibe, in welcher Vielheit, oder in welcher Kleinheit auch die einzelnen Dinge vorhanden seyn mögen, die unter diesen Begriff fallen.

Die hiermit, freilich nur unvollständig, angedeuteten Rücksichten, sind es, gemäß welcher der Verfasser glaubt sagen zu müssen:

Wissenschaft überhaupt ist: die (von der göttlichen Idee durch das Medium der Begriffe erwirkte) Uebersezzung des wirklichen Seyns in den nothwendigen und lebendigen Zusammenhang eines intellektuellen Schauens; und eine jede Wissenschaft insbesondere ist „der Inbegriff einer Erkenntniß als System.“

VII.

VII.

Wie es nur Einen Weltorganismus giebt und geben kann; eben so giebt es nur Eine Wissenschaft, und dieser Einen gehören alle besondern Wissenschaften genau so an, wie jeder von diesen ihre eigenen Theile. Je nachdem wir den Standpunkt wählen, ist jeder Begriff ein System und ein Ganzes, wie jeder Innbegriff von Begriffen (oder jede Wissenschaft) wieder ein Theil des Einen. Begriffe und Wissenschaften laden sich nach bestehender Verwandtschaft ein, und schliessen sich nach Entgegensezzung aus, uns nemlich, die wir unfähig sind, je die Eine und absolut Ganze dort zu durchschauen, wo unter allen die vollendeteste Harmonie statt findet. Es giebt also (für uns) Gebiete und Distrikte des Wissens. Wahres Genie tendirt zu beiden, zum Umfang nemlich, wie zu der Tiefe der Kenntniß! In jener Tendenz möchte es alle Wissenschaften in der Einen aufnehmen; in dieser jeden Zweig der einzelnen zu einer besonderen ausbilden. Einseitigkeit und Oberflächlichkeit sind die Gebrechen, von denen auch

das

das vollendeste Genie, gepaart mit dem größten Fleiße und in der günstigsten Lage thätig, nie ganz frei wird, weil alles individuelle Wissen endlich doch Bruchstück ist, und Umfang und Tiefe blos approximativ erreicht werden können. Nur darinn sollte man vorsichtiger seyn, von entschiedener Einseitigkeit auf irgend eine Tiefe; von irgendwo beurkundeter Oberflächlichkeit, doch auf irgend eine Menge von vorhandenen Kenntnißen zu schliessen. Das Wahre ist vielmehr, daß die meisten Einseitigen überhaupt gar nichts gründlich, und die meisten Oberflächlichen überhaupt nur sehr weniges wissen. Es ist ja ein und dasselbe Genie, welches nach beiden Richtungen thätig ist, wie centripedal und centrifugal Kraft nur Eine Kraft ist! Die Geschichte der Gelehrsamkeit bestätigt laut den aufgestellten Saz, indem sie unter den wahrhaft Unsterblichen kaum Einen nennt, der sich nicht mit Erfolg in mehrerem versucht, oder doch Hang und Fähigkeit dazu gezeigt hätte.

Indessen ist die nothwendige Beschränkung, die sich der Geist sezt, der

unverkennbare Grund aller Form. Der Geist will für das Aufnehmen des Stoffs zu seiner Ruhe kommen, um sich desto selbstthätiger an dessen Verarbeitung verherrlichen zu können. Er, dem alles Zerstückte, folglich die Einheit Negirende, zuwider ist, will den Punkt haben, auf welchen er einen ungestörten, zufriedenen Blick in die Tiefe und in den Umfang der Kenntnisse werfen könne, die er sich sich durch eigene oder angeeignete Abstraktion erwarb. So bilden sich aus der Einen die einzelnen Wissenschaften, eine einzelne Idee an ihrer Spizze habend, die sodann näher verwandte Begriffe zu einem eigenen Ganzen gestaltet, andere für fremdartige erklärt und hier zurückdrängt. Ein allgemeines Gesez, nach welchem sich genau bestimmen liesse, wie viele Begriffe unter Einer Idee zusammen treten müßten, daß das Ganze für den Namen einer Wissenschaft nicht zu groß, und nicht zu klein, in beiden Fällen unförmlich werde, ist noch nicht gefunden worden. Ja, ein solches scheint nicht einmal ausfindbar zu seyn, eben weil das

sub-

subjektive Bedürfniß so großen Einfluß auf diese Gestaltungen hat. Wären unsere gemeinen Schulknaben schon Leibnitze; so würden die meisten der heute angenommenen Trennungen zu eigenen Wissenschaften, Zersplitterungen seyn: wie die Sachen unter uns gewöhnlichen Menschen wirklich stehen, ist die Trennung im Durchschnitt noch nicht weit genug gediehen, und das wissenschaftliche Produkt krankt nur noch zu häufig (gleich dem industriellen im Lande der Unkultur) an dem Mangel hinlänglich und gehörig getheilter Arbeit. — Fehlt aber gleich das allgemeine Gesetz für solche Trennung; so fehlen doch nicht sprechende Gründe in einzelnen Fällen, und selbst ein gewisser Takt derer die architektonisches Genie besizzen, ist in einem Geschäfte nicht zu verkennen, das auf der Kunstseite der Wissenschaft vorgenommen wird. — Gewinnen die einzelnen Wissenschaften an Vertiefung und Erweiterung; so ist nichts natürlicher, als daß sich neue Abfälle ereignen müssen. Es konnte also allerdings eine Zeit geben, wo der Leibes- und Seelenarzt Eine

Wissenschaft haben durften, oder — um bei näher Liegendem stehen zu bleiben — wo Rechts- und Staatswissenschaften; National-Oekonomie und Finanz; Politik und Polizey; Geschichte, Geographie und Statistik ꝛc. für Eine Wissenschaft galten, als solche gelehrt, und erlernt werden konnten. Aber diese Zeit ist heute nicht mehr: und wenn ein ziemlich alltägliches Vermögen der Aehnlichkeiten hinreicht ihr Gemeinsames zu finden; so wird immer mehr als gemeiner Scharfsinn erfodert, um unter solcher Menge des Gemeinsamen, die fein durchgreifenden Verschiedenheiten zu entdekken, auf welche sich wissenschaftlich richtige Distinktionen gründen lassen.

VIII.

Jene einzelne Idee, welche der einzelnen Wissenschaft zum Grunde liegt (und solche aus der allumfassenden oder der Einen Wissenschaft zum besonderen Leben hervorruft) muß die Hülle des vollkommenen Begriffs anziehen, um in solcher Umfang, Begreiflichkeit und Mittheilbarkeit zu erhalten. Die Erscheinung

nung dieses Begriffs — der auch vorzugsweise die Definition der Wissenschaft heißt — ist das untrügliche Merkmal des eigentlichen Eintritts der Wissenschaft in das äussere Leben.

Wenn gleich die ganze Wissenschaft ein Tempel der Idee ist; so ist doch zunächst der vollkommne Begriff derselben das Heiligthum, in welchem jene leitende, die Mannigfaltigkeit der Kenntnisse zur Einheit der Kenntniß ordende Idee wohnt, und aus welchem sich, dem Keim und der Knospe gleich, das Ganze der Wissenschaft harmonisch entfaltet. Der vollkommene Begriff ist adäquat, folglich nicht zu eng, und nicht zu weit; er ist positiv bezeichnend; er hebt die schöpferische Idee nach Würde aus. Wo sich die Wissenschaft endlich eines solchen Begriffs erfreut, da zögert sie nicht, ihr Leben in unverkennbaren Zügen zu bethätigen. Denn von nun an ist das Heterogene entfernt; das Homogene gerufen; die Selbstständigkeit und Individualität der Wissenschaft deklarirt; der Weg für die innere Oeko-

konomie jener Kenntnisse gebahnt, die hier, unter der leitenden Idee, zur Einheit gedeihen sollen. (M. s. Leitfaden §. 6. u. f.)

Nicht selten wird der Fall eintreten, daß die Meinungen über den vollkommenen Begriff der Wissenschaft getheilt sind. Hier entsteht die allerdings wichtige Frage: Welcher der abweichenden? oder gar die: ob deren überhaupt Einer der wahre sey? Neben der einzig wahren Methode diesen Streit zu schlichten, giebt es noch eine sehr falsche. Diese besteht in der vorlauten, eigener Prüfung entsagenden, Berufung auf Autoritäten. Eben sie bildet die Heerstrasse jener Menge, die immerdar und vieles, keineswegs viel lernt, und die nimmermehr für Einen aus ihrer Mitte den Namen des Gelehrten usurpiren sollte. Von einer Seite ist diese Resignation der Unberufenen gut. Denn, welchen doppelten Unfug würde nicht ihre Ueberzahl verursachen, bliebe sie nicht mit Aengstlichkeit an dem Bestehenden kleben? Eben das ist von einer anderen Seite übel. Zuerst schmähen

hen

hen solche Leute nur zu gerne auf jeden Versuch, der nicht gerade in ihrem fehlerhaften Geiste empfangen und geboren wurde; suchen ihre Gemeinheit hinter den ungeprüften Vorwurf einer freilich immer läppischen Neuerungssucht, ihren Dünkel hinter den eines angeschuldigten Ehrgeizes zu verbergen. Ein solcher Ehrgeiz, der Auszeichnung in der geflissentlichen Vertheidigung eines anerkannten Irrthums suchte, müßte freilich stumpfsinnig genug seyn, und, besäße ihn ein Gegner, so würde man mit ihm, dem so Stumpfsinnigen, ein gewiß immer leichtes Spiel haben. Zum andern frommen die Huldigungen solcher Nachbeter doch nur denen Männern nicht, die auf der Autoritäten Wagschaale die vollwichtigsten seyn müssen, gewähren folglich denen, welche hier die Reste ihres Vermögens zum Selbstdenken opfern, nicht das, was sie sich davon versprechen. Denn genauer als der wahrhaft Gelehrte, weiß doch wohl Niemand, wie wenig der Autoritätensteig geeignet ist, die Wissenschaft weiter zu bringen. Nun aber liegt gerade dieses

Weiterbringen, Minervens Lieblingen zu nächst am Herzen. — Es versteht sich hierbei von selbst, daß man, bis auf den lezten Buchstaben, der Meinung Eines oder vieler Vorgänger seyn könne, ohne den Vorwurf jener unzeitigen Huldigung zu verdienen Nicht **das** Annehmen des von Anderen Gedachten; sondern **die Art** der Annahme desselben ist es, was bald Mitleiden, bald gerechten Unwillen erregt. Die wahre Methode, sich in den oben vorausgesetzten Widerspruch der Meinungen selbstdenkend zu finden, ist die, welche sich an die **Deduktion** hält. Die Definition einer Wissenschaft deduziren, heißt, zeigen, daß es eine derselben entsprechende geben **kann** und geben **soll**. Das Können, welches sich auf die Möglichkeit bezieht, vermag füglich unter den Gesichtspunkt der **inneren** und der **äusseren** gestellt zu werden. Wenn die innere Möglichkeit gleich ist der Entfernung des sich Widersprechenden; so hat es die äussere mit der Frage zu thun: ob ein solches Ganze nicht **unförmlich** sey? Hierbei wird selbst ein gewisser, schon oben

be=

berührter Takt zu Hülfe kommen. Diesem gemäß werden zu geringfügige Unterschiede, die ein an Umfang zu kleines Ganze geben würden, eben so wenig für die Gestaltung der besonderen Wissenschaft geeignet befunden, als zu grosse, an merklichen Unterschieden reiche Ganze, ohne weitere Trennung belassen werden. *) — Sind jene Fragen beantwortet, dann werde in der Entfaltung der Wissenschaft selbst nachgewiesen, wie sich in ihr die obgedachten Wirkungen des wahren Begriffs bethätigen. Jene Wirkungen sind nicht zufällig, sondern sie entsprechen eben so vielen unerlaßlichen Forderungen der wahren Wissenschaftlichkeit.

Uebrigens fällt in dem Systeme zunächst das Verstandeswerk auf, und die ihm schöpferisch inwohnende Idee, tritt auch hier in den Hintergrund des Gebildes. Daß man sich nur hüte, für die Würdigung der Wissenschaft einen höheren Standpunkt zu verlieren, von welchem aus der vorzüglich interessante Hintergrund vor uns offen liege. Der Verlust dieses Standpunktes droht mit

kei-

keiner geringeren Gefahr, als der, das Höchste was die Wissenschaft erfüllt und in Lebendigkeit durchströmt, für das bloße Resultat einer **verständigen** Zusammensezzung zu halten. Also auch hier fände ein eigener **Materialismus** statt, der wohl gar die ganze Methode unsers Studiums irre leiten, uns leicht zu vergeblich Fleißigen machen könnte, die über der Schaale den Kern einbüßten. — Dem System entgegen steht die **Rhapsodie**.

*) Da wir von G r ö s s e und K l e i n h e i t reden, ferner gar einen Punkt annehmen, wo diese als U n f ö r m l i c h k e i t e n, d. h. als Disproportionen, erscheinen; so versteht es sich von selbst, daß wir der Meinung sind, man müsse, für die Gestaltung der besonderen Wissenschaften aus der Einen, in einen Standpunkt bestimmter Relativität treten. Denn die Anwendbarkeit jener Ausdrükke ist offenbar bedingt, durch das Gegebenseyn eines Maßstaabes, für die Bemessung ihres Inhalts, und sie mögen überhaupt nur als Verhältnißbegriffe prädizirt werden. Tiefers Nachdenken über die Entstehungsweise jeder besondern Wissenschaft aus der Einen (aus derjenigen welcher alles, je wirkliche und mögliche, wahre Wissen angehört), muß, dünkt uns, in voller Klarheit zeigen,

daß die sämtlichen Abfälle, durch welche die besonderen Wissenschaften aus ihr geboren werden, von der Beschränkung erzeugt wurden, welche sich der Geist sezt. Sey immer die Kapazität endlicher Geister, folglich das Bedürfniß von Ruhe- und Endpunkten wirklich sehr verschieden; so geht diese Verschiedenheit doch nicht so weit, daß sich gar kein Kalkul über ein gewisses Maximum und Minimum ziehen lasse. Wir sezzen eine Wissenschaft, in welcher ein mehr als gemeines Talent, Neigung zu ihren Offenbarungen, verbunden mit dem regsten Fleis eines gemeinen Lebens, thätig unter Anleitungen und Hülfsmitteln die zu den besseren gehören welche sich in der Nation finden: kurz, in welcher das Zusammentreffen aller dieser Umstände, doch nicht im Stande wäre, ihrem Bearbeiter auf den Punkt zu helfen, wo ihm alles klar wäre, was bisher wesentlich für sie geleistet wurde, und wo er selbst produktiv wirken könnte. Eine solche Wissenschaft wäre doch unförmlich durch ihre Grösse? Was umgekehrt ein kaum gemeines Talent, in mittelmäßiger Lage, vielleicht in dem Zeitraume weniger Monate, wenigstens so weit zu erschöpfen vermöchte, als man darin überhaupt bis jezt gekommen wäre, würde, als Wissenschaft gestaltet, unförmlich seyn durch seine Kleinheit. — Was der Verfasser ausgetilgt zu

sehen

sehen wünscht, ist eigentlich jene Ansicht, daß der lezte und einzige Grund der besonderen Wissenschaften, einzig in der Einen Wissenschaft nachgewiesen werden müsse, so zwar, daß es nur gerade so viele besondere Wissenschaften (ihrer nicht mehr und nicht weniger) geben könne, von welcher Kapazität auch immer der Geist sey der ihre Entfaltungen erkenne. Uns ist die Eine Wissenschaft nur dadurch möglich, daß alles was ihr nur immer auf ihre Weise angehört, auch die ganze Wissenschaft in sich darstelle, und daß nach hundertfacher, bereits in ihr vorgenommenen Trennung, sie noch stets den Stoff zu tausend neuen Trennungen darbiete, die beliebig als Ganze und als Theil angesehen werden können. Kurz, wenn wir bloß auf die Wissenschaft, und nicht zugleich auf die Kräfte und das Bedürfniß sehen, die sich in ihren Repräsentanten und in dem unerlaßlichen Berufe zur Mittheilung finden; so muß gar kein Ende der fortlaufenden Eintheilung möglich, und jeder Begriff muß Wissenschaft seyn können. Wer das Gegentheil nachweisen könnte, hätte damit nachgewiesen, daß die Wissenschaft ein grosses, die Unendlichkeit der Welt des Schauens negirendes, Gebrechen ihrer Artikulation habe. Ich will meinen Saz an ein Beispiel knüpfen: Unter den Erfahrungswissenschaften (und bis herab zum geringsten Handwerke, findet sich uns eine

Funke

Funke von dem heiligen Feuer des wissenschaftlichen Lebens) nennt man Naturlehre. Aus dieser treten wieder hervor Mineralogie, Botanik, Zoologie, wie aus der lezten von diesen z. B. Anthropologie, Ichtiologie, Ornithologie, Entomologie ꝛc. So viel ist gewiß, daß Entomologie in eben dem Sinne Wissenschaft heißen kann, in welchem es Naturlehre ist, und daß jene aus der Zoologie geboren wurde, auf eben die Weise, auf welche Zoologie aus der Naturlehre hervorgieng. Hiernächst wird umgekehrt kein Denkender leugnen mögen, daß es einen Standpunkt gebe, auf welchem selbst die so aufgefaßte Naturlehre, doch nur ein Theil eines höheren Ganzen sey. Dennoch soll Naturlehre eine eigne Wissenschaft seyn, und wir würden, mit allgemeiner Zustimmung, den Mann tadeln, der sie und etwa die Rechtslehre zu seinem Studium machen, beide verbinden wollte. Nicht minder fragen wir bei einer Theilung, die schon bis zu eine Ornithologie herabgieng: ob denn diese bis ins Unendliche fortlaufen solle? Jeder sagt sich, daß auch die Theilung zu weit gehen könne, und daß nicht minder nichtig als Pansophie (verschieden von der allerdings schäzbaren Polyhistorie) eine Zersplitterung sey, in welcher die Werkstätte der Wissenschaft, vielleicht mit einer Nadelfabrik in Theilung der Arbeit zu wetteifern suchte.

suchte. Indessen würde man vergeblich in dem Objekte allein, den Punkt suchen, wo ein Stillstand absolut geboten wäre. Ja, wie z. B. unter den Insekten noch eben solche charakteristische Verschiedenheiten (für den der sie zu finden weiß) statt finden, als zwischen diesen und anderen Thiergattungen; wie in der organischen Welt der Körper des kleinsten, dem unbewaffneten Auge vielleicht kaum sichtbaren Organismus, anderen noch kleineren eine eigne Welt seyn dürfte: gerade so muß in der Welt des intellektuellen Schauens die Theilung ins Unendliche und in immer neuen Koordinationen fortlaufen können, indem sonst keine Gleichheit des Seyns und des Schauens möglich wäre. Uebrigens stimmt der Verfasser keineswegs denen bei, welche den positiven Wissenschaften das Prädikat der Wissenschaftlichkeit nur etwa lehnsweise zugestehen möchten. Denn sie alle sind, unter richtiger Bearbeitung, Ausdruck der wahren Philosophie, welche leztere gleichfalls nur wegen der Schwäche des menschlichen Fassungsvermögens, als besondere Wissenschaft zu behandeln ist, übrigens aber in der Gesamtheit der positiven Wissenschaft völlig enthalten seyn muß.

IX.

Seyn und Denken (die irgendwo nothwendig Eins sind, in der schöpferischen

schen Offenbarung dagegen als je eigene Welten füllend erkannt werden) vermögen den Kreis nicht zu schliessen. Von den beiden ihnen entsprechenden Totalitäten gilt nothwendig dasselbe. Es wird hinreichen, den Ausdruck „Handeln" hieher zu sezzen, um jede leise Ahnung des fehlenden Dritten zum deutlichen Bewußtseyn zu bringen. Unerkennbar hat Handeln, das Denken zu seinem Substrat, oder der Akt, in welchem der Gedanke zu Handlung wird, ist eine Steigerung seiner. Eben so unverkennbar steht das Handeln über dem reinen Seyn. Der Handelnde zweifelt nie an seinem Herrscherberufe über das Seyende; gesteht lezterem nur den subalternen Rang der Sache zu, und drückt ihm den Stempel seiner willkührlichen Thätigkeit mit Freiheit auf; räumt endlich dem Sachenreiche nur in so fern willig irgend einen Sieg ein, als er das Seyn desselben für das dienende Gebilde der Handlung eines höheren Wesens ansieht.

XI

Das ursprünglich in eminentem Sinne göttliche (von dem Seyn und Denken

irgendwo schlechthin ungetrennte) Handeln, ist gleichwol in seiner irdischen Offenbarung auch an die Bedingungen alles Irdischen geknüpft, und tritt namentlich nach den Begriffen von **Ursache** und **Wirkung** in die Zeit. Dem Handelnden schwebt demnach die Vorstellung eines Gutes vor, welches er, sich als freie Ursache desselben sezzend, wirklich zu machen habe. Diese Vorstellung giebt seinem Handeln Kontinuität, und wir werden sie seinen **Zweck** nennen. Hiernächst postulirt er von der Sinnenwelt, in welcher seine Handlung sich realisiren soll, das Darreichen derjenigen helfenden Kräfte, von welchen er die Erfolge seiner Anstrengung in solcher Sphäre, neben der Beharrlichkeit seines Willens, abhängig weiß. Das Handeln bricht also aus Zwekken hervor und verfolgt sie, dieses zwar, in dem der Wille in den Bund mit Kräften tritt, welche, in ihrer dienstbaren Beziehung auf Zwekke, **Mittel** heissen.

Vermöge der dem Handeln vorzugsweise inwohnenden höheren, gleichermassen

massen über dem Seyn und dem Denken schwebenden Natur, kraft welcher es beide beschließt und adelt, kann die Welt des Handelns (= der Welt der Zwecke) nur mit dem Menschen, als dem Kulminations-Punkte der irdischen Schöpfung, aufgehen. Diese neue und höhere Welt sezt sich aber mit denen die ihr Substrat bilden ins Gleichgewicht, dadurch, daß der Mensch an die Zwekmässigkeit aller Dinge glaubt, wie denn diese alle wirklich so gewiß zweckmässig sind, als jedes Einzelne mit dem Einen, das Eine mit jedem Einzelnen vollkommen zusammenstimmt. Man sezze das Gegentheil; so wäre, in dem einen wie in dem anderen Fall, Zerstörung unvermeidlich; ja eine solche Zerstörung schon in dem Nichtzusammenstimmen erwiesen. Könnte es ein Vollkommenstes geben, wenn sich irgend etwas ausser ihm, und als wahrer Gegensaz seiner zu behaupten vermöchte? Wie aber die Partikel der Materie (gleichviel von welcher Grösse) die Verklärung ihres Seyns nur in dem Organismus; der Begriff, nothwendigen Zusammenhang und Leben, nur

im System findet: eben so muß das vollkommenere Handeln nicht von dem schwachen Einzelnen erwartet werden. Das vollkommne Handeln muß vielmehr (dem was in den substruirten Welten besteht analog) da gesucht werden, wo einer Seits die Einzelnheit und Schwäche des handelnden Individuums wohlthätig untergegangen, andere Seits dennoch dessen Freiheit (des wahren Handelns einzige Quelle) unversehrt geblieben wäre. Es giebt nur Einen Zustand, der diesem großen Probleme zusagt: sein vielsagender (aber neuerlich viel zu voreilig in mehreren seiner wichtigsten Beziehungen bei Seite gesezter) Name, heißt **Gesellschaft**.

Gesellschaft muß definirt werden als: die in Zwecksgemeinschaft zur Totalität gediehene Mehrheit von (dadurch zu Mitgliedern erhobenen) Individuen.

Die Gesellschaft ist eine wahre Totalität; denn in ihr findet ein nothwendiger, sich in der innigsten Wechselwir-

wirkung bethätigender Zusammenhang statt; aus ihr strömt ein eigenthümliches Leben aus. Die, das Gesellschaftsganze schöpferisch bildende Idee, hat den ätherischen Körper des Zwecks angezogen, und reicht in dieser Hülle den unmittelbaren Andrang zu einem Handeln dar, welches sich jenem Handeln, in welchem Seyn und Denken mit ihm Eins sind, nach der Menge, der Innigkeit, der Kraft der Mitglieder, und nach ihrem imperativen Verhältniß zu der Menge tauglicher Mittel nähern wird. — Sind die einzelnen Gesellschaften verschieden durch die Natur der sich aufgestekten Zwekke; so ist diese Verschiedenheit eine wesentliche, und erzeugt die verschiedenen Arten von Gesellschaften. Jede andere Verschiedenheit, bei sonstiger Gleichheit des Zweks, erzeugt die individuellen, die Einer Art als Manigfaltiges angehörigen, Darstellungen. Wenn nun aber gleich Gesellschaften Einer Art aufhören müssen wesentliche Verschiedenheiten zu haben; so wird sich dennoch auch in ihrer Individualität, nicht minder das ewige, durch alle Gebiete des Alls durchgreifende, Gesetz der Manig-

faltigkeit, in immer noch sehr merkwürdigen Schattirungen bewähren und verherrlichen können. Wie unendlich verschieden aber auch die Zwekke, folglich die Arten von Gesellschaften seyn mögen: Einen Zwek müssen sie alle miteinander gemein haben, den nemlich, daß sie ihren Zweck erreichen. Dieser Zweck der Zwecke, der nirgends fehlen kann, ohne daß die Idee oder der Geist der Gesellschaft, demnach sie selbst, erloschen sey, wird füglich das Wohl der Allheit (allgemeines Wohl) genannt. Dieses Wohl ist der generelle Zwek der Gesellschaft, weil er einer jeden in dem Gattungsbegriff dieser Totalitäten zukömmt. Wir sagten „Wohl der Allheit" und wollten damit andeuten, daß dieses nimmer mit dem individuellen Wohl zu verwechseln sey. Denn, obgleich jenes dem Individuum von dem größten Nuzzen seyn möge; so muß man sich doch ein für allemal daran gewöhnen, dasselbe nie mit solchem Wohl zu verwechseln, d. h. ihm als identisch zu sezzen. Dieses tritt auf dem gesellschaftlichen Standpunkte nur per accidens

herein; kann, als hundert anderen Einwirkungen unterworfen, oft in hohem Grade fehlen, während es der Gesellschaft wohl geht; kann doch noch in hohem Grade blühen, während es der Gesellschaft übel geht. — Neben dem generellen Zweck, müssen den Gesellschaften specielle Zwekke zukommen, von denen sie bei Arten charakterisirt werden. Ist die Gesellschaft eine Spielgesellschaft, so wird das hier heimische allgemeine Wohl Belustigung heißen; in der Gelehrten-Gesellschaft heißt es Belehrung; in der Handelsgesellschaft Bereiche ung 2c. Eben so sind dort Langeweile, wol gar Verdruß; da Irrthum und Unwissenheit; hier Verarmung an dinglichen Gütern, die größten Uebel, welche die Gesellschaft treffen können. — Ist der Staat wirklich eine Gesellschaft; so muß ihm überhaupt ein Zweck, sodann, neben dem generellen, noch ein spezieller zukommen.

XI.

Der Streit, den wir berühren, ist überaus wichtig: denn vor der definiti-

ven Beendigung seiner, ist eine, sich nur einigermassen der Vollkommenheit nähernde, Ausbildung der Staatswissenschaften, nicht einmal zu hoffen, und vor ihr wird immer ein Gelehrter nieder reißen, was der andere aufbaute. Es bestehen hinsichtlich dieses Streits zwei grosse Hauptpartheien: Die Eine — wir werden sie füglich die altglaubige nennen — hält fest an dem, unseres Wissens Jahrtausende unbestritten gebliebenen Saz „der Staat ist eine (Art von) Gesellschaft.“ Es folgt nothwendig, daß diese einen Staatszweck annehme: aber über das, worinn solcher zu sezzen sey, könnten ihre Meinungen vielfach getheilt seyn, wie sie es denn wirklich sind. Die Andere, — wir werden sie füglich die neuglaubige nennen — leugnet die gesellschaftliche Natur des Staats, nimmt ihm keinen Zweck an; ist aber gleichfalls wieder getheilt über sein Wesen. Die folgende Klassifikation, giebt eine kurze Uebersicht der verschiedenen Hauptpartheien und ihrer Sekten. Daß wir keine Namen ihrer Bekenner aufführen, ist nothwendige Folge der

uns obliegenden Kürze. Der in diesen Streit, als Gelehrter des Fachs, Eingeweihte, kennt in jeder derselben große Namen: dem Anfänger und Dilettanten aber, würde deren Aufzählung bald unnütz, bald schädlich seyn.

1. Der Staat hat einen Zweck. Altglaubige.

a) Er heißt „Allgemeines Wohl.“ Politische Eudämonisten.

b) Er heißt „Realisirung des Rechts“ Polit. Puristen.

c) Er heißt „Menschheits-Zweck.“ Polit. Moralisten.

d) Er heißt „Selbstständigkeit“ oder Autarkie. (αὐταρκεια). Wir nennen diese Polit. Autarkisten.

e) Sieht man auf die praktische Sphäre; so finden sich Herrscher und Kabinette in Menge, welche die Erhebung des Staats zur größtmöglichsten

Macht,

Macht, als Staatszweck verfolgen. Jener hat gesagt „der Staat, der bin ich, folglich ist meine möglichst unumschränkte Macht Staatszweck"!

2) Der Staat hat keinen Zweck. Neugläubige.

a) Der Staat ist keine Gesellschaft; sondern eine Idee. Pol. Idealisten. *)

b) Der Staat ist keine Gesellschaft; sondern ein Organismus. Pol. Materialisten.

Da die beiden letzteren, die ganze Prämisse leugnen, auf welche die ersteren bauen; so wird es füglich seyn, zuerst über die Ansicht dieser Einiges zu bemerken. Manches hieher Gehörige, bleibe jedoch dem Kontexte unserer Schrift vorbehalten.

*) Wenn Einige ihre Behauptung „der Staat sey Idee, oder er sey Organismus" nicht auf Kosten seiner gesellschaftlichen Natur gehen lassen wollen; so lenkt sich der anscheinende

Sachstreit mehr auf einen Wortstreit hin. Kein Denkender wird leugnen mögen, daß es einen Staat in der Idee gebe, und daß die Gesellschaft, Staat genannt, eine Idee realisire. Eben so sieht man bald, daß Manche nur in so fern von Organismus des Staats sprechen, als ihnen dieses Wort gleichbedeutend mit dem ist, was wir Totalität oder Allheit nennen. Diese fragen wir so dann bloß: Aber warum das Wort, welches die Gattung bezeichnet, einem darunter als species begriffenen aufopfern? warum in dieser gesuchten, dem bisherigen Sprachgebrauche zuwiderlaufenden Armuth, den Gattungsbegriff durch Verwechselung mit dem Artbegriff gefährden. Wo uns steht:

Allheit.
Organismus; —— System;
Gesellschaft;

Da muß doch so fort ihnen stehen:

Organismus.
Organismus; —— System;
(im eigentl. Sinne)
Gesellschaft.

Das Seyn, das Denken, das Handeln, postuliren schlechthin diese Drias: Materie, Begriff und Zweck liefern ihren Charakter. Nun aber muß dieser, besonders Anfängern, nothwendig

ver=

verdunkelt werden, wenn man dem Worte Organismus solchen Doppelsinn beilegt. Uebrigens möge unsere Ansicht des Organismus noch so viel kleine Gebrechen haben — wie sich denn der Verfasser gerne bescheidet, daß dessen tiefere Kenntniß dem Physiologen zu stehe — nur in der Hauptsache, die sich auf den gegebenen Charakter bezieht, scheint uns kein Irrthum möglich zu seyn.

XII.

Zwei Stükke haben unsere Neuglaubigen doch schon auf den ersten Blick sehr gegen sich:

Zuerst ist der Saz, den sie angreifen, bereits Jahrtausende hindurch unbestritten gewesen. Schon Aristoteles sagt: „Eine jede Gesellschaft hat offenbar die Realisirung irgend eines Guts zum Zweck. Dieses gilt aber vorzüglich von derjenigen, welche selbst unter allen die vorzüglichste ist, alle anderen schüzzend umfaßt, von der nemlich, die wir Staat und Staatsgesellschaft nennen.*)" — Dieser Angriff auf das von jeher Bestandene, würde vielleicht gar

nichts

nichts Auffallendes haben, wenn nicht folgende Umstände in Betrachtung zu ziehen wären. 1) Jene Ansicht ist nicht etwa bloß die der Menge, bei welcher sich das Vorurtheil, das einmal Wurzel faßte, aus dem Zusammentreffen von hundert (hier nicht zu erörternden) Ursachen, dergestalt zu verbreiten und zu vererben pflegt; sondern sie ist die Ansicht so vieler Denker, von welchen man nicht Wenige immerdar als tiefe Forscher, oder als Männer von grossem, vorurtheilsfreiem Schnellblick bewundern wird. 2) Sie betrifft einen Gegenstand, in welchen das Alterthum, durch die Staaten die es errichtete, deren es auf solche Art pflegte, tiefe Einsicht beurkundete. 3) die mehr poetische Seite, auf welche sich diejenigen hin neigen, welche sich von dem abstrakteren Gesellschaftsbegriff lossagen, scheint gerade die zu seyn, welche, wäre sie die richtige, dem Alterthum am wenigsten hätte können verborgen bleiben.

Zum anderen: Ist denn nicht das Erkennen eines Staatszwecks den Männern am Ruder, in allen zweifelhaften

Fäl-

Fällen, unter allen Stürmen uud nach solchen, zum Behaupten der richtigen Bahn, wie zur Rükkehr auf sie, eben so unentbehrlich, als das Hinblikken zu jenem unwandelbaren Gestirn des Himmels, dem, der das hohe Meer befährt? Der Verfasser wenigstens mnß gestehen, daß er schlechthin nicht absieht, wie jenes Handeln, das zu nächst auf das Lenken von Handlungen gerichtet ist, und das wir Regieren nennen, anders möglich sey, als durch die Offenbarung der Idee in der Hülle des Zwecks. **)

*) Δηλον ως πασαι μεν κοινωνιαι αγαθου τινος στοχαζονται μαλιστα δε και του κυριωτατου παντων, ἡ πασων κυριωτατη και πασας περιεχουσα τας αλλας. ἀυτη δ' εστιν ἡ καλουμενη πολις και ἡ κοινωνια ἡ πολιτικη. Aristot. de Republ. lib. I. cap. I.

(Ich lasse diese Stelle hier nochmals abdrucken, weil sie mir sonst irgendwo durch nicht weniger als 8 Druckfehler bis zum Abscheu entstellt worden ist!)

d. V.

**) Ei-

**) Einen Staat nach der Idee des Staats regieren wollen, scheint dem Verfasser so viel zu sagen, als ihn der Phantasie überliefern. Daß er aber nach seinem deutlich erkannten Zweck regiert werde: und die Idee des Staats wird nicht verfehlt, und sie wird, in dieser Hülle erfaßt, richtig von den Glaukomen unterschieden werden, die sich Jedem für die Idee des Staats aufdringen könnten, wenn er, uneingedenk der Schwäche seines Auges, den Blick direkt auf ihr Strahlenbild heftete.

XIII.

Den politischen Idealisten giebt der Verfasser gerne zu, man habe ehemals darin gefehlt, daß man auf Zwecke einen Werth legte, geringer nicht, als ob ein ewiges, selbst zweckloses Realisiren von Zwecken, das wahrhaft Göttliche selbst sey. Er giebt, von ihnen belehrt, gerne zu, daß die ganze Teleologie etwas Irdisches sey, keineswegs mit der Idee selbst zu verwechseln. Er sagt sich selbst, daß die Zweckmäßigkeit und das Zweck-Haben (welches letztere doch immer Gebrauchsfähigkeit, folglich ein, stets dem Mangel verwandtes, Bedürfniß verräth) sich nie ganz der Nützlichkeitssphäre zu ent-

entwinden vermögen. Nun aber stehen Nützlichkeit und Würde, beide rein aufgefaßt, folglich nicht durch Nebenumstände verunstaltet, so gewiß in umgekehrtem Verhältniß, als die Nützlichkeit dann die größte ist, wann und je mehr sie, mit der eisernen Nothwendigkeit in Einem Objekte zusammenfällt. Ohnfehlbar früher, als je ein Staatszweck in irgend einem gegebenen Staate aufgenommen wurde, war schon die Idee des Staates da, welcher alle gegebenen sich nur stufenweise nähern, und wovon sie nur als ein unvollkommner Abdruck angesehen werden können. Indessen, was ist mit alle diesem weiter gesagt, als daß auch dem Staate, wie jeder Totalität, eine Idee inwohne? und was ist damit weiter gegen uns bewiesen, die wir dieses völlig zugeben, nur behaupten, daß die Realisation dieser Idee, in ihrem unvermeidlichen Durchgang durch den Menschen (den Bildner mit Freiheit!) die Hülle des Zwecks annehmen, zu ihrer irdischen Geburt mit diesem Eins werden müsse? Die göttliche Idee senkt sich herab in dazu Auserwählte, dergleichen z. B. ein Platon und

Aristoteles waren. Illum — sagt irgendwo Bako — licet ad rempublicam non accessisset, tamen natura et propensione ad res civiles omnino propensum, vires eo praecipue intendisse etc. In Solchen hat sie sodann mehr oder weniger den Schwung der Begeisterung, und man würde sehr irren, in ihnen die fleißigen Schüler der Erfahrung zu sehen, die vielmehr gesandt sind, die Prämissen zu fördern, durch deren Vorhandenseyn die Möglichkeit der Erfahrung selbst bedingt ist. Wollen nun aber diese, die von dem höheren Geiste, von der Idee unmittelbar ergriffen wurden, sich über das Göttliche, das in ihnen wohnt, aussprechen, und namentlich dem Lehrerberufe obliegen; so müssen sie ihr ideelles Schauen zu einem intellektuellen machen, das sodann freilich selbst wieder ideelles zu wecken vermag; sie müssen, was ihnen vorschwebt, in der Hülle des Begriffs darstellen. So nur vermögen sie Gründer der Wissenschaft zu werden, die in diesem Falle Staatswissenschaft seyn wird. Soll dann ferner jenem Ideale durch nachbildende Handlungen entsprochen

chen werden; so muß die Idee als Zweck einschreiten. Man möchte sagen, der Zweck des Staats ist also der, „die Idee des Staats zu realisiren". Hierin liegt nun allerdings viel Wahres, doch darf man darüber Folgendes nicht übersehen: In dem All besteht allerdings die Aufgabe, daß auch die Seite seiner offenbart werde, welche der Staat und die Staaten enthüllen. Nun aber möchte ich die dort bestehende Aufgabe kaum einen Zweck nennen. Der Mensch, seiner Seits, ist von der Natur bestimmt, diese Aufgabe zu realisiren, aber er thut dieses nicht, als sich im Dienste der Natur sehend; sondern umgekehrt, bezieht er die Natur, sammt ihrer Aufgabe, auf sich, als den herrschenden Mittelpunkt; er realisirt den Staat, und bringt ihm freiwillige Opfer dar, damit sie ihm hundert- und mehrfällig wuchern. Die Natur sieht ihrer Aufgabe Genüge geleistet: der Mensch aber thut dieses gemäß jener Nothwendigkeit, die wir Vernunftnothwendigkeit, und, im Gegensatz der physischen, Freiheit nennen. Wir haben den Fall im täglichen Leben unzähligemal; allein die weitere An-

wendung der Analogie fällt uns oft bis fast zum Unbegreiflichen schwer. So steht der sich ehelichende Mensch von einer Seite im Dienste der Natur: geht indessen dennoch die Ehe des Vertrags nicht ein um der Natur zu huldigen, sondern er bemißt ihre Errichtung mit Freiheit, und darf dabei für einen Zweck thätig seyn, den er seinen Zweck zu nennen vermag. — Kurz in der ganzen praktischen Tendenz, sollen Staatszweck und Idee des Staats, sich so wenig gegenseitig ausschließen, daß vielmehr der eine Ausdruck jedesmal den andern mit bezeichne. Irrt der Verfasser nicht sehr, so gleicht das Räsonnement unserer politischen Idealisten jenem, wo man sich einst, in der Lehre von der Ertödtung des Leibes, zwar ganz richtig von des letzteren überwiegender Herrschaft lossagte, dagegen, in unstatthafter Uebertreibung, der freien Thätigkeit des Geistes nicht minder Abbruch that. Man könnte auch sagen: diese Idealisten steigen zu einer Höhe, wo sie hinter sich die Brücke abbrechen, auf welcher sie wieder zum wirklichen Staate zurückkommen, und für das Streben nach ihrem schönen Ideale

auf-

aufmuntern könnten! Wenn übrigens Männer von gereiftem Urtheil und großem Wissen, den Staat als Idee vertheidigen; so ist schon die Art ihrer Vertheidigung Zeuge für sie, und belehrend für Jeden, der auch nicht ihrer Meinung beistimmen kann. Oft finden sie Freunde unter Solchen, die darin nur den kürzesten Weg lieben, sich über einen Streit wegzusetzen, welchen zu verfolgen sie bald nicht das Talent, bald nicht den nöthigen Fleis haben. Idealisten dieser Art haben keine Ansprüche auf besondere Berücksichtigung.

XIV.

Die politischen Materialisten datiren aus jener neuesten Zeit, wo Frankreichs entschiedene Siege seinem Plane, die fruchtbaren Provinzen des sonst deutschen Rheins zu gewinnen, alle Hindernisse hinweg geräumt hatten. Der Mensch ruft so gerne, bei dem Eintritt des Unabänderlichen, höhere, als ewige Gesetze wirkende Ursachen zu Hülfe, und die Franzosen sind viel zu artige und geschickte Unterhändler, um die, welche solches Trostes bedurften, dessen zu berauben,

um so mehr, als er diesmal so genau in ihren Plan stimmte. Zur Zeit des Friedens von Campo-Formio sprach man fast allgemein von der Nothwendigkeit der Naturgränzen für Staaten. — Ich werde tiefer unten (dort, wo ich von dem Unterschiede der Geographie und der Statistik reden muß) den Satz zu beweisen suchen „Naturgränzen sind nur zufällig nicht, d. h. sie sind in der Regel, die unnatürlichen Gränzen der Staaten!" Frankreichs eigenes Beispiel wird als Beleg benutzt werden, und jener Artikel des Friedens zu Tilsit, welcher dem Russischen Reiche gegen das Herzogthum Warschau hin Naturgränzen giebt, wird den Satz nicht umstoßen. Wie der Glaube an die Nothwendigkeit von Naturgränzen für Staaten, die Idee von einem eigentlichen Organismus des Staats, von ihm als einem Naturprodukte, veranlassen konnte, und solche fast veranlassen mußte, bedarf keiner besondern Nachweisung. Hier genüge es uns, die Anhänger dieser Ansicht darauf aufmerksam zu machen, daß sie in der Gesellschaftsnatur des Staats diesem den Rang einer

entschieden höheren Totalität absprechen, als der ist, welchen sie ihm, in der Qualität eines Organismus, verleihen. Irrt der Verfasser nicht sehr, so würden wir, in dem Tausch der Gesellschafts-Qualität des Staats gegen die Qualität eines Organismus, nichts geringeres einbüßen, als die Einsicht in diejenige Form, welche die vollendeteste ist, unter welcher der zum freien Handeln berufene Mensch, seine Evolutionen in kräftiger Masse äussern, in großen Triumphen und Erfolgen siegen kann. — Je größer Zahl und Gewicht der achtungswürdigen Gelehrten seyn mag, welche heute den Begriff der Gesellschaft als den Gattungsbegriff des Staates verkennt; je häufiger Definitionen des Gesellschaftsbegriffs im Umlaufe sind, die seiner Erhabenheit vergeben: desto nöthiger ist es, wenigstens anzudeuten, was diese Art von Totalitäten, richtig aufgefaßt, sowohl vor dem System, als vor dem Organismus voraus hat.

Schon ein sehr bedeutender Wink, für die hohe Würde der Gesellschaft, liegt unverkennbar darin, daß die Sprache —

dem Kenner das große Depot zugleich der reinsten Gefühle und einer tief gehenden Philosophie! — lieber einen neuen Ausdruck auf den andern häufte, als daß sie sich entschlossen hätte, ein nicht menschliches Zusammenseyn, oder auch jede Art des menschlichen Zusammenseyns, mit dem Namen „Gesellschaft" zu beehren. Bei Haufen, Schaaren, Rotten, Mötten, Kuppeln, Schwärmen, Zügen ꝛc., sind die Thiere zusammen: aber in Gesellschaft ist nur der einzige Mensch! Was etwa Dichter, z. B. von der Republik der Ameisen und von der Monarchie der Bienen sagen, und wie sie dadurch den Gesellschaftsbegriff, wenigstens verstekter Weise, in das Interesse ziehen mögen, kann nicht Instanz gegen unsere Behauptung machen. — Wenn Andere „Gesellschaft" so definiren, daß jede für Einen Zweck znsammen seyende Menschen Mehrheit zu diesem Begriffe passen würde; so liegt die Schuld an einer fehlerhaften, von dem Sprachgebrauch keineswegs unterstüzten, Definition derselben. Da strömt das Volk zu Tausenden hin, und Jeder hat den Zweck,

den eben durchreisenden Monarchen zu sehen. Sind diese Tausende in Gesellschaft? Man wird „Nein“ sagen müssen: und man kennt das Motiv dieser, vorläufig vielleicht meistens auf dunklem Gefühle beruhenden, sonst richtigen Antwort, wenn man sich sagt, daß nicht des Zwekkes Einerleiheit, sondern dessen Gemeinschaftlichkeit, das Wesen der Gesellschaft ausmacht. Die leztere aber will, daß Einer den Andern unterstüzze, so zwar, daß Jeder für sich arbeite, indem er für den andern arbeitet, und umgekehrt. — Wenn wir die sich gegenseitig unterstüzzende Räuberbande keine Gesellschaft nennen; so rührt es daher, weil nicht jede Tendenz den Namen des Zwecks verdient. Wenn das, sich gleichfalls gegenseitig unterstüzzende Armee-Korps, nicht den Namen einer Gesellschaft erhält; so finden wir die Ursache darinn, weil ihm in solchen Verbande die Freiheit der Selbstbestimmung zu sehr untergegangen ist, dergestalt, daß es nicht so wol zu Handeln, wie den Handlungen des Heerführers als Mittel zu dienen habe. Der Gelehrte, der nicht ge-

nau auf alle diese Merkmale achtet, vermag auch nicht anders als irrig, von dem Wesen der Gesellschaft zu urtheilen, und wird das, in seinem tiefen Sinne verkannte, Wort, leicht einem anderen weniger sagenden aufopfern.

Vergleichen wir die Gesellschaft dem System, um zu entscheiden: ob jener oder ob diesem der Rang einer höheren Totalität zu komme? so kann, unseres Ermessens, das für die Gesellschaft entscheidende Urtheil, schlechthin nicht lange schwankend bleiben. Der denkende Leser führt sich selbst folgende rationes decidendi weiter aus:

a) Die Gesellschaft tendirt unmittelbar auf das Handeln, welches das Höhere ist: das System tendirt zwar eben dahin, aber doch nur mittelbar, nemlich durch das Erkennen.

b) Der Zweck — also das, worinn die Individuen zu Mitgliedern werden — ist, schon von Einer seiner Seiten aufgefaßt, selbst ein wahres System. Diese

Behauptung bewährt sich darinn, daß ein jeder Zweck zusammengesetzt ist, aus den Merkmalen des „Wofür? und des" Wodurch? welche so fort selbst wieder beliebig als Begriffe angesehen werden können. Niemand, der den Zweck nicht etwa mit dem bloßen Wunsche verwechselte, kann hier Anstand finden. Wie sich eben dadurch das System als Substrat der gesellschaftlichen Allheit verrathe, bedarf keiner Ausführung.

c) Die Theile der Gesellschaft, Mitglieder genannt, vereinigen in sich Reales und Ideales in schönster Harmonie; ihnen kömmt ein originelles Leben zu. Dagegen sind die Theile des Systems, Begriffe genannt, nur ein Abgezogenes: man könnte ihr Leben dem der Schatten in der Unterwelt vergleichen, die, um sich in der Oberwelt zu bethätigen, erst wieder ihren verlornen Körper suchen müssen.

Die rationes decidendi in dem etwaigen Rangstreite der Gesellschaft

mit dem Organismus, scheinen mir zunächst folgende zu seyn:

a) Sehen wir auf den nothwendigen Zusammenhang, oder auf den äusseren Charakter der Totalitäten; so fällt dieser freilich in dem Organismus mehr auf den ersten Blick, überhaupt greller, ins Auge. Tritt wiederholte und tiefere Forschung näher; so zeigt sich eben das in seiner Unterordnung, was sich Anfangs als Vorzug ankündigte. Dort sieht man überall die Hand der eisernen, der physischen Nothwendigkeit; während hier die liberale Hand der Vernunftnothwendigkeit, oder der Freiheit waltet. Daß irgend ein nicht assimilirbares Partikelchen der Materie, seinen räumlichen Schauplatz zwischen den Theilen des Organismus finde; so ist Krankheit und Tod in der Regel die baldige, die immer unausbleibliche Folge. Dagegen könnten die Mitglieder der Gesellschaft, in allen Welttheilen zerstreut, durch ungeheure Länderstrekken und unwirthbare Meere getrennt leben: und ihre Gesellschaft könnte den-

noch

noch bestehen! Freilich wird diese Behauptung (welcher z. B. Gelehrte- und Handelsgesellschaften in Menge zusagen) bei manchen Arten von Gesellschaften mehrfachen Modifikationen unterliegen; dennoch wird sie durchgehends, wenigstens für einige Fälle, als praktisch wichtig nachgewiesen werden können. Man erinnere sich der Freiheit, mit welcher einzelne, oft zahlreiche Heere von Mitgliedern der Staatsgesellschaft, das Staatsgebiet zu verlassen vermögen, ohne dadurch ihrem Bürgerthume abzusterben. Ja, selbst jene Gruppen gehören hieher, die in dem (freilich zu übertreibenden, deswegen schlechthin nicht allgemein verwerflichen) Kolonialwesen, bei aller räumlichen Trennung, dennoch der wahrhaft lebendige, streng integrirende Theil eines weit entlegenen Staates seyn können. Eben diese Theile vermögen aber, unter der Idee des Staates als Organismus, kaum als anorgische Auswüchse, viel weniger als wesentliche, mit unter um keinen Preis zu veräussernde Theile desselben erklärt zu werden. Man wird nicht aus dem bereits erfolgten Abfall

des amerikanischen Freistaates; nicht aus dem immer näher rükkenden, und leicht, (wenn gleich nicht auf die Minute) vorher zu sehenden Abfall, des unermeßlichen Reiches am Ganges argumentiren wollen. Beide Fälle könnten zwar Vieles beweisen, und die Geschichte ihres Abfalls kann politisch höchst lehrreich werden: aber nur das beweisen sie nicht, daß nicht zwischen irgend einem Reiche, das sein herrschendes Gebiet in Europa hat, und etwa zwischen dem Kap, Jamaika, Zeylon, Isle de France rc., ein höchst inniger und dauernder Zusammenhang statt finden könne; daß dieser Zusammenhang, auch unter der Idee des Staats, d. h. gemäß seinem Zweck, ein unnatürlicher sey, weil in ihm geographisch Getrenntes verbunden erscheine. Doch wir dürfen, um den Vorzug des nothwendigen Zusammenhangs unter den Theilen der Gesellschaft, vor jenem zu gewahren, der unter den Theilen des Organismus statt findet, nichts von dem berühren, dessen Beweiskraft so lange wenigstens zweifelhaft scheinen dürfte, bis man sich über mehrere an-

dere Prämissen gegenseitig verständigt hätte. Also einen andern Fall. Hier geht ein Mitglied, für das Wohl der Gesellschafts-Allheit, dem höchst wahrscheinlichen, vielleicht gewissen Tode entgegen. Offenbar ist kein stärkerer Beweis für die höchste Innigkeit des Zusammenhanges möglich, als der, den dieser bürgerliche Märtyrer ablegt, und es verherrlicht sich durch ihn die Festigkeit eines Willens, welchem die Festigkeit keines Naturkörpers den Rang wird streitig machen wollen. Indessen ist dieser Zusammenhang gegeben in der Zwecksgemeinschaft, und Selbstbestimmung in der Wahl hat jenen festen Willen geheiligt. Es erhellet, daß der von jener Seite unübertroffene Zusammenhang, von dieser noch einen bedeutenden Vorzug habe. Kurz, man erkennt, daß nur die Gesellschaft das grosse Problem lößt, innerlich allem Andrang trozend, und in unsichtbarem Bande, zu einigen, was äusserlich in höchst freien Formen spielt; erst durch tiefere Naforschung in Abhängigkeit von dem Ganzen erkannt wird dem es angehört.

b) Sehen wir auf das Leben, oder auf den inneren Charakter der Totalitäten; so hat der Organismus, selbst in seinen vollendeteren Darstellungen, doch nur Glieder, aber die Gesellschaft (die vollkommnere wenigstens) hat Mitglieder. Zugegeben, daß in dem Weltorganismus alles, daß in ihm auch das Gestein des Erdballs, wie die Knochen im thierischen Körper lebe; so reicht doch ohnfehlbar die Intensität eines solchen Lebens der Theile, nicht an jene, welche dem Leben der Mitglieder zu kommt. Der geringste Theil der Gesellschaft ist ein solcher, in welchem das Leben bis zum Selbstbewußtseyn durchgedrungen ist. Lebenden dieser Art kommt, ausser dem Leben im Ganzen, noch jenes andere zu, welches das höchste und einzige ist, was organische Darstellung zu produziren vermag. Die Folge ist die: der einmal zerstörte Organismus fällt nothwendig der chemischen Zersezzung anheim: ihm ist, mit seinem organischen Leben das ganze Leben, zugleich die Kraft benommen, sich wieder zu dem zu gestalten, was er war. An dem aber, was aus seinen

Trüm-

Trümmern wird, hat er nur dienenden, von anderen Gesezzen beherrschten Antheil. Nicht eben so in der Gesellschaft. Daß diese, durch was immer für einen Zufall oder Entschluß, heute völlig aufgehoben und zerstört sey: die gewesenen Mitglieder haben noch ein Leben übrig, wodurch sie, caeteris paribus, sogleich wieder jenes ideelle Ganze schaffen können, das sie nicht als ein verliehenes, sondern als ein mit Freiheit (mit freier Nothwendigkeit) selbst geschaffenes Gut besassen.

c) Die Reproduktionskraft, durch welche irgend ein gegebener Organismus seine Selbstkonsumtion ergänzt, wie nachhaltig sie auch immer seyn möge, erschöpft sich dennoch eben durch diese Operation. Die Zweige oder Glieder, die der alte Organismus an die Stelle der abgegangenen setzen könnte, erfreuen sich, auch eben heute erst vollendet, doch nicht jener Jugend, die sie an dem selbst noch jugendlichen Stamme gehabt haben würden. Fassen wir sogar einen himmlischen Körper des ersten Rangs als Ein organisches Ganze auf; so hat er doch die Präsum-

tion des Alterns durch Reproduktion gegen sich, und wird immer angesehen werden müssen, als auf solche Weise den Keim eines unvermeidlichen Todes in sich tragend, mögen übrigens dazu eben so viele Aeonen erfordert werden, als Organismen geringeren Rangs Sekunden durchleben. Anders ist es bey der Gesellschaft. In so fern die, hier zur Einheit gediehenen Mitglieder, eine Sphäre haben, in welcher sie Individuen und organische Darstellungen sind, werden sie freilich ihrem Tode nicht entgehen, und die Gesellschaft müßte bald aufhören, wenn ihr Abgang nicht ersetzt würde. Aber eben die Sphäre, von welcher aus die Gesellschaft diese Beraubung erleidet, prästirt auch den Schadensersatz allein. Die alternden Väter und Mütter zahlen den Tribut, den ein unwandelbares Naturgesetz fordert. Allein, wie viele Generationen sich auch schon in der Gesellschaft (z. B. in irgend einem gegebenen Staate) gefolgt seyn möchten: aus allen diesen Reproduktionen folgt nicht das mindeste Nachtheilige für den neuen Zuwachs dieser Art von Totalitäten. und die konkrede Darstellung einer Gesellschaft kann ewig

dauern, sich immerdar auf die Art ergänzend, wie der Organismus (aber auf Kosten seine Dauer) eine Zeitlang seine Selbstkonsumtion deckt. — Also ein freieres Spiel im Raum und in der Zeit, und eine Vitalität, die aus ihrem Grabe, ohne eigne neue Metamorphosen einer niederen Ordnung zu durchwandern, aufsteigen kann, hat die Totalität des Handelns vor dem Organismus voraus. Wird der Staat nicht herabgedrückt, wenn man ihn zu einem Organismus macht?

XV.

Unsere Altgläubigen betreffend, so hat der Verfasser dieses, der sich gleichfalls zu ihnen bekennt, die Gründe und Gegengründe ihrer verschiedenen Sekten, in seinen beiden mehrgedachten neusten Schriften unpartheiisch aufgestellt, und nach Kräften geprüft. Den Wissenschaftlichen, welchen jene Untersuchung (die hier zu erneuern, weder der Raum erlaubt, noch unser dermaliger Zweck fodert) näher interessiren sollte, müssen wir durchaus auf unsern Versuch p. 158—169, verglichen mit p. 364. u. f.; sodann

dann auf den Leitfaden §. 51—69 verweisen. Da indessen jene Schriften bis jetzt kaum in den Buchhandel traten, und überhaupt kein völlig gleiches Publikum mit der vorliegenden haben möchten, unsere ganze Anordnung der statistischen Gegenstände jedoch nur unter der Anerkennung desjenigen Staatszwecks, zu welchen wir uns bekennen, Haltung gewinnt; so müssen wir hier wenigstens unser Glaubensbekenntniß ablegen. Folgendes ist der kurze Inhalt seiner Hauptsätze:

Die politischen Eudämonisten haben über den generellen Staatszweck den speciellen übersehen. Bei uns erklärt es sich, wie diese einer Seits so fest an dem allgemeinen Wohl halten, ander Seits dennoch dem Vorwurf des Schwankenden ihrer Ansicht nicht entgehen konnten.

Die Puristen können nie ganz unrecht haben, weil das, was sie für den ganzen Staatszweck hielten, wenigstens Ein unläugbarer Faktor desselben ist, wenn wir seine Realisation ansehen, als das Produkt der Thätigkeit des Staats. Uebrigens kann der Staat keine bloße Justizanstalt seyn, und der Staatszweck

selbst muß den Maßstab geben, durch welchen dem Rechtens Gewordenen das „bis hierher und nicht weiter"! vorgezeichnet werde.

Wie Begriffe zu eng und zu weit seyn können; so können Zwekke zu nah und zu fern seyn. Der Zweck, um dessen Erforschung es gilt, der unmittelbar das Lebensprinzip der Gesellschaft enthält, und der sie zu angemessenen Thaten entflammen soll, muß genau im Mittelpunkte dieser Gesellschaft seinen Fokus haben. Der Menschheitszweck hat, für die Formation und Belebung des Staats, unverkennbar den Fehler der zu großen Ferne. Der Umstand, daß der Staatszweck mit dem Menschheitszweck stimmen muß, ihm nie widersprechen darf, gilt von allen vernünftigen Zwecken, die wir, dessen ohnerachtet, von dem Menschheitszweck noch sehr richtig unterscheiden. Es ist durchaus inkonsequent, wol zwischen Mensch und Bürger, — und doch nicht zwischen den Aufgaben zu unterscheiden die von dem Menschen als solchem und die dagegen von

ihm

ihm in seinem Verhältniß zum Staate, als Zwekke verfolgt werden!

Sie, welche die Erhebung des Staats zur größtmöglichsten **Macht**, für den Staatszweck ansehen, hängen auch an Einem der Faktoren derselben, fehlen aber in der Regel mannichfach, schon dadurch, daß sie den einschränkenden zweiten verkennen. Meistens wird ihr Gebilde eine splendida miseria seyn, mögen sie nun zunächst auf Waffen- oder auf Geldmacht verfallen!

XVI.

Es war Aristoteles, der, in dem Worte Autarkie, zu deutsch Selbstständigkeit, den Zweck bezeichnete, welchen von jeher die Staaten gehabt zu haben, selbst durch ihre meisten Mißgriffe beurkunden; welchen sie immerdar haben werden, und haben sollen. Das Zeitalter, in welchem ihn Aristoteles nahmhaft machte, war noch nicht reif, um ihn theoretisch ganz zu fassen. Denn damals hatte sich der entgegenstehende Irrthum noch nicht auf allen hier mög-

lichen Auswegen versucht, und eben dieses beraubte den Philosophen der Gelegenheit, seinem Saz alle Unterstüzzung angedeihen zu lassen, deren er fähig ist. Auch unterließ Aristoteles, von der Idee der Selbstständigkeit den vollkommenen Begriff auf zu stellen, und gab dadurch dem Mißverständniß Raum, welches dabei nur an die negative Seite der Selbstständigkeit, genannt Unabhängigkeit, dachte.

Der Verfasser dieses findet sich durchaus von der Ansicht des Stagiriten ergriffen, der in so seltenem Grade das Praktische und Spekulative zu einigen wußte; auch wird sie ihm immer klarer, für das ganze Gebiet der Staatswissenschaften immer folgenreicher, je weiter er auf der einmal wieder eröffneten Bahn fortschreitet.

Die Idee der Selbstständigkeit giebt uns folgenden Begriff ihrer: Negation alles fremden nicht assimilirbaren Einflusses (negative Seite, Unabhängigkeit!) und das Setzen jenes Zustandes des Lebendigen und in sich Geschlossenen,

in

in welchem die volle Entwickelung desselben aus sich, in freier Nothwendigkeit (Handeln nach Einsicht und gerechtem Wille) besteht. Die Selbstständigkeit gehört nur der Region an, in welcher ein von angemessener Thatkraft unterstützter Wille waltet. Sie ist die wahre Harmonie eines solchen selbstgeschaffenen, d. h. unter dem Stempel der freien Thätigkeit ausgehenden, Könnens, in welchem keine unverklärte Kraft schlummert, und dem kein Widerstand zu leisten ist: dann eines Wollens, das, der ganzen Kraft seines Substrats zusagend, mit aller weiteren Begier ausgesöhnt, nirgends mehr Leere findet. — Das Können und Wollen, welches wir zu einer in der Endlichkeit zu realisirenden Selbstständigkeit postuliren, wird nun zwar selbst kein unendliches seyn dürfen. Dennoch muß dazu gekönnt werden, was ein endlicher, vernünftiger Wille heischt, und es darf nur gewollt werden, was ein endliches, sonst möglichst kräftiges, Können vermag.

Eine durch das Bewußtseyn des Grades ihre Wirkungsfähigkeit gezügelte,

durch das ihrer Tendenz geregelte, den Zweck verfolgende Kraft, heißt Macht, verschieden von Kraft schlechtweg, und von Gewalt. Macht, welche von der Aeusserung ihrer Thätigkeit nur sich, d. h. ihrem Inhaber, Rechenschaft zu geben schuldig ist, heiße uns die Macht.

Nur in jener Ausgleichung, wo das Wollen des Menschen als ein allgemeiner Wille auftreten kann, sich demnach als ein Wollen-Können bewährt, zeigt es sich über vernünftig inneren, wie über gerechten äußeren Widerstand erhaben, sich laut und offen sehnend nach dem wünschenswerthen Bunde der Macht. Ein solches Wollen, übergetragen in die Sphäre der Koëxistenz, zu welcher der Mensch nie den Beruf verläugnen kann, heißt uns Recht, und unter der Sanktion der Macht heißt es — das Recht *).

So finden wir ein Können und ein Wollen, dessen sich zu versichern der Mensch nicht verzweifeln darf. Daß aber beides in Eins greife; daß die Kräfte geweckt; die geweckten bemessen; die er-

for-

forderliche Begehrlichkeit aufgeregt; alles durch einen vernünftigen Willen (in Nachahmung der ewigen Weisheit) geadelt werde — dazu bedarf es des Hinzutretens der, folglich hochwichtigen, Kultur.

Dieß sind die fernsten Umrisse des Raisonnements, nach welchem der Verfasser den Saz aufstellt: „Macht und Recht sind die Faktoren; Kultur ist die Kopula der Selbstständigkeit, deren Realisation den Staatszweck ausmacht!

Diesen Zweck unter allen Umständen möglichst zu erreichen; den wirklichen Staat diesem Ideale so nahe als möglich zu bringen, ist das Geschäfte der schweren Staatskunst. Von ihm, in allseitiger Beziehung, systematische Kenntniß zu gewähren, ist die Aufgabe der Staaswissenschaft, welche aber unsere deutschen Universitäten, nachtheilig genug, hier unter Juristik, dort unter Kammeralistik verschlungen halten. Unverkennbar gehört dieses Fach zu keinem

von

von beiden; ist groß genug und würdig, ein eigenes zu seyn; soll von dem Stud. jur. studiert werden, daß er nicht ein bloßer Rechtspfleger, sondern ein Rechtsgelehrter oder Rechtsweiser, und von Stud. cameral., daß er nicht bloß ein Verwalter dinglicher Güter, sondern auch ein gelehrter und weiser Rathgeber für deren Beziehung auf den Staatszweck seyn könne. (Man vergl. Leitfaden p. 199; ferner, seiner Zeit, den lezten Abschnitt dieser Schrift, sammt des Verfassers Anordnung der stat. Gegenstände, in der komperativen Tabelle.)

*) Recht ist die Indifferenz der Foderung und Leistung, als Ausdruck des nothwendigen Verhältnisses der Koëxistenten. Es giebt also nicht bloß keine Urrechte; sondern auch kein mein Recht, oder, das Recht ist nur als Gemeingut der Koëxistenten denkbar. Was der Sprachgebrauch als Recht und (rechtliche) Pflicht unterscheidet, ist — gleich Höhe und Tiefe — nicht wesentlich; sondern nur in dem Standpunkte des Sprechers verschieden. „A", der puncto debiti ausgepfändet wird, erfährt dieses Schicksal doch nur für die Erhaltung jenes Rechts, an welchem er vollen Antheil hat „suum cuique, oder pacta sunt servanda!"

vanda! — Die Natur bei ihrem Gang ins Grosse kennt nirgends die Idee des Rechts: aber bei ihrer Einengung nach Gattungen und Arten, drückt sie dieselbe so weit aus, als wahre Koëxistenz reicht. Jedes Thier — der Mensch insbesondere — verzehrt seine immer unschuldige Beute ohne damit unrecht zu thun: aber der Wolf unter Wölfen mußte sicher wohnen können. Das Gefühl der eigenen Verletzbarkeit, die Quelle der Sympathie, ist das Rechtegebende. Auf seiner, nur von Wenigen nicht verkannten, Grundlage, erklärt sich sogar, die (bisher ganz unerklärt gebliebene) Möglichkeit der Koëxistenz der Thiere. Das Sichfühlen in dem Gleichartigen, zaubert Verträglichkeit, selbst Liebe, in den Kreis der sonst sogar Mordlustigen. Die Uebersezzung dieses Gefühls in das geistige Schauen, reicht dem Menschen den obersten Grundsaz des Rechts (und der Moral) in dem berühmten Sazze dar „quod tibi non vis fieri." Bei ihm muß sich auch die positive Seite desselben ausbilden; also „et quod tibi vis fieri." Wer den Ursprung des Rechts in dem Gefühle sucht, ladet sich damit nicht die Verbindlichkeit auf, eine Rechtslehre (wol gar aus seinem individuellen Gefühle) aufzustellen. Ist nicht der noch weit grössere Bau der Sprache, das unverkennbare Werk des Gefühls: aber kann man eben von diesem die Sprachlehre erwarten? Die meisten

sten Raisonnements, in welchen das Gefühl als das Rechtegebende verkannt wird, verlieren ihr Gewicht, nach dieser nothwendigen Distinktion. — Die Rechtslehre ist innigst verwandt der Lehre von den Tugenden oder der Moral. Diese führt auf dem Standpunkte der Existenz aus, was jene auf dem der Koëxistenz deduzirt. Die alte Welt hatte also mehr recht, als die neue, daß sie beide in der Ethik zusammenfaßte. Aber keine dieser beiden steht in unmittelbarer und nothwendiger Verbindung mit der Tugend. Diese würde gänzlich aufhören zu seyn was sie ist, wenn sie sich lehren oder lernen ließe, und diese wird von Ungelehrten in gleicher Reinheit, wird überhaupt viel weiter geübt, als unsere Berechnungen nach Konvenienz und verständiger Ansicht glauben lassen möchten. Physiologen mögen uns immer Tugenden aus solcher Konstruktion des Organismus erklären, und man darf nicht einmal mit ihnen streiten, ob nicht das Organ, welches sie als Ursache angeben, vielmehr Wirkung sey? Aber die Tugend unterliegt keiner ihrer Zergliederungen, und findet sich vielleicht eben so häufig unter dem vermeintlichen Schutt konventioneller Laster, als in dem Prachtwerk konventioneller Tugenden. — Es giebt ein weites Gebiet der unvollkommenen Rechte. Diese sind jedoch nur das nicht, was unsere meisten Natur-

tyrrechtslehrer darunter verstehen. Nur zwischen Vollbürtigen, und nur unter der Sanktion der Macht, welche die Garantie für das gegenseitig stipulirte Pfand leistet, das der Verlezzer in der Strafe büssen muß, sind vollkommene Rechte denkbar. Schon dadurch ist der Staat postulirt.

Die Ausführung dieser Säzze s. m. Versuch 169 — 253, vergleiche S. 108 — 154, Leitfaden §. 13 — 51.

XVII.

Die Verhältnisse der Macht, des Rechts, und der Kultur, sind die Hauptrubriken, unter welche sich ungezwungen alle möglichen bringen lassen, die den Staat berühren. Wer uns ein viertes Verhältniß namhaft zu machen wüßte, welches erweislich derselben keinem angehörte, hätte gegen unsere ganze Ansicht der Staatskunst und der Staatswissenschaft Instanz gemacht. Alle Mißgriffe, welche jene zu machen auch nur fähig ist; alle Irrthümer, welche sich in diese einschleichen könnten, müssen wenigstens Eins dieser Verhältnisse betreffen. Das, was Staatszweck seyn soll, muß für den ganzen

zen Kreis der hier möglichen Mißgriffe und Irrthümer, den sichernden Maßstaab darbieten: und Selbstständigkeit bietet ihn dar.

1) Der Staat hat nicht genug der vorhandenen Kräfte im Dienste, er krankt an Unmacht: er verschlingt deren zu viele, und artet in verderbliche Uebermacht aus. Die Idee der Selbstständigkeit bildet, für den der sich ihrer bemeistert hat, im eigentlichen Sinne das Zünglein in der Waage. Unter ihr regiert, kann der Staat nicht der Bettler unter den Reichen seyn, die er schüzzen soll; Bestechungen, deren man nöthig hätte um den Staatsbedarf bewilligt zu erhalten, lieferten den Beweis, daß man die Verfassung ändern müßte. Eben so wenig kann der Staat den Habsüchtigen machen, der alle Kräfte nur so viel möglich an sich ziehe, um sie einer ihm unnatürlichen politischen Rolle zu opfern, recht eigentlich den habsüchtigen Verschwender zu machen, der dennoch von seinem Kapitale lebte. Ein Staat dieser Art könnte (z. B. über dem Stre-

ben

den im Frieden unnatürlich zu imponiren) den Frieden selbst zu einer Geißel machen, und sich aller nachhaltigen Kräfte für den Fall des Kriegs berauben.

2) Beides, **Uebertreibung** und **Verabsäumung**, findet statt, in Hinsicht auf das punctum juris. Jener Staat hat der koëxistentischen Verhältnisse noch nicht genug unter den Schuz des deklarativen Gesezzes gestellt; oder es stehen hier, wo nicht alle doch etliche, noch nicht so sicher als es seyn sollte; der Gang der Rechtspflege ist zu langsam, und zu theuer rc. Dieser Staat dagegen bekümmert sich um zu Vieles, namentlich auch um dergleichen Dinge, die er durch das, die Thaten personifizirende, deklarative Gesez, nicht erreichen, oder nicht durch seinen Machtcharakter behaupten kann. In eben diesem Staate hat der Saz: „fiat justitia, et pereat respublica“ (den allerdings der subordinirte Richter zur Maxime haben soll) wohl gar selbst die Gesetzgeber mit Blindheit geschlagen, und sie wagen es nicht, zerstörende Privilegien

mit

mit fester Hand zu vernichten, fürchtend dem Staatszweck zuwider zu handeln, und meinend, es sey schon gut, wenn ihr Staat nur von wegen Rechtens zu Grunde gehe. — Unter der Idee der Selbstständigkeit ist alles zum deklarativen Gesetze geeignet, was, als Gesetz beobachtet, den Staat kräftiger macht, und zugleich auf die einzige ihm zukommende Weise geschützt werden kann: das Uebrige, wie sehr man es auch wünschen möge, wird ruhig von der Zeit, und von der Thätigkeit in der nicht bürgerlichen Sphäre erwartet, welcher man aber namentlich, die gleichfalls eigne, einwohnerliche, nicht direkt zu zählen soll. Unter der Idee der Selbstständigkeit vermag man keineswegs des bürgerlichen Verhältnisses nothwendige Festigkeit mit frivoler Hand, etwa nach Einfällen und solchen Umständen zu erschüttern, die selbst momentan sind und nicht mit bleibend zerstöhrenden Folgen drohen. Aber man nimmt auch nicht den geringsten Anstand, den Unverständigen mit seinen noch so sorglich konfirmirten Privilegien, Freiheitsbriefen rc. abzuweisen, wenn dergleichen forthin nicht mit

des

des Staates Selbstständigkeit bestehen können. Es ist wahr, nur schwache Regierungen pflegen bei solcher Gefahr nicht durchzugreifen: allein die kräftigen scheinen mir ihre Maßregeln eigentlich doch nur unter der Idee dieses Staatszwecks deduziren zu können.

3) Daß herrschende **Unkultur** den Staat, so an Kraft wie an Lebendigkeit, weit hinter dem lasse, was er durch angemessene Kultur seyn könnte, vermag, selbst von entschiedenen Feinden des Lichts, nicht durchaus geleugnet zu werden. In dem etwaigen Streite, würden zunächst folgende Säzze Moment machen. a) Sogar die Kultur des Bodens, die allbegehrte, und so Vieles, was in deren unmittelbaren Gefolge geht, kann doch nur da gedeihen, wo die Nation in solcher einen inneren, derselben entsprechenden Geistes- und Gemüthszustand ausdrückt. b) Nicht so wol der körperlich starke, als der kultivirte Mensch, hat sich zum Herrscher der übrigen thierischen Mitgenossen des Lebens empor geschwungen. Die rohe Nation, im Kampfe mit der

kul-

kultivirten, kann im Durchschnitt nie verfehlen, den kürzern zu ziehen. Verachtung des Todes wird nur durch die Kunst geadelt, die auch das Leben zu erhalten, und zu genießen weiß 2c. c) Der Plan, Kultur für einige Stände zu bewahren, das Volk dagegen in Rohheit, Aberglaube und Dummheit bestrikt zu erhalten (denen man wol eher die gefälligen Namen der Zufriedenheit mit jeder Lage, der einfachen Sitte, selbst der Religion geben möchte!) schon ein solcher Plan würde eine Regierung verrathen, die wirklich bereits in die Tiefe versunken wäre, wohin sie das Volk zu führen dächte. — Es ist uns Axiom: **Unkultur ist Schwäche, wie bei dem Einzelnen, so in der Staatsgesellschaft!**

Indessen vermag dennoch nicht geleugnet zu werden, daß es auch einen Punkt giebt, den man **Ueberfeinerung** nennen darf, und der, wie alle Extreme pflegen, gleiche Erscheinung mit der **Unkultur** bewirkt. Der immer vorzüglich schwere Pflug, wie die Arbeiten des

Krie-

Krieges, haben grössere Mühe ihre Hände zu finden; eine zu grosse Masse strömt der industriellen und kommerziellen Produktion zu; sogar der Hang zum kontemplativen Leben wird überwiegend; überhaupt hat sich die Individualität zu üppig ausgebildet, und die an sich löbliche Nacheiferung der Stände, ist so weit gediehen, daß jeder geringere Stand, über dem Blick nach dem höheren, seine eigenthümlichen Vorzüge vergißt ꝛc. Die Geschichte führt nns mehrere Staaten auf, die in dieser Krankheit ihren Tod fanden. Auch hier ist die Idee der Selbstständigkeit der Maßstaab für das **Zuviel** und **Zuwenig**, nnd namentlich wird hier der Menschheitszweck als derjenige erkannnt, welcher den Staatsmann nicht durchaus **unmittelbar** leiten kann. So wird auch z. B. der schwierige Punkt über die Gränzen der Preßfreiheit, kaum verfehlt werden, wenn man ihn nach der Idee der Selbstständigkeit aus zu mitteln sucht.

Fassen wir das Gesagte, oder auch bloß Ausgedeutete, kurz zusammen; so gewin-

gewinnen wir folgende Elemente zur Deduktion der Idee der Selstständigkeit als der wahren Idee des Staats.

a) Selbstständigkeit ist in ihrer Möglichkeit bedingt, durch das Vorhandenseyn eines Willens, welcher sich selbstbestimmend, dadurch die Impulse der Natur in Freiheit adelnd, mit dem Können in Harmonie zu sezzen vermöge. Es folgt, daß in der irdischen Schöpfung, jene Idee nur in dem Menschen, als dem einzigen Inhaber eines solchen Willens, ausgedrückt seyn könne. (Vergl. Leitfaden S. 61).

b) Indessen wohnt auch in dem einzelnen Menschen des Willens Unendlichkeit. Ihr zur Seite steht in ihm ein höchst dürftiges Können, welches alle Versuche damit auszureichen, solches mit jenem in dauerndem Bunde zu gatten, als nichtige vereitelt. Nur ihm, diesem einzelnen Menschen, der nicht einmal mit der Wildniß und den Bestien den Kampf zu bestehen vermöchte (besonders da der Mensch, mehr als irgend eines

seiner

seiner animalischen Mitgeschöpfe an das Gesez der langsamen Entwikkelung und des langsamen Rükschritts geknüpft ist) nur ihm kann die Realisation jener Idee nicht obliegen. So sieht sich denn die Unendlichkeit seines Willens in der Endlichkeit befangen; der Funke der Gottheit, genöthigt zu verzichten, darauf, daß er die Fülle ihrer heiligen Flamme sey: und der Einzelne muß in der Gesellschaft Kräfte suchen, die, vereint zur Macht, freilich bald mehr gewähren, als er, bei so viel individueller Schwäche, je auch nur zu hoffen wagen konnte. Die Idee der Selbstständigkeit, die wir oben für den Menschen vindizirten, vindiziren wir jezt für den Menschen der Gesellschaft, und zwar der mächtigen, solcher nemlich, die von ihrem Können und Wollen nur sich Rechenschaft zu geben schuldig ist.

c) Dreifach ist die Aufgabe, welche eine solche Gesellschaft zu lösen hat, um die große Idee zu realisiren, und in dem, bei jeder dieser Aufgaben möglichen Zuviel und Zuwenig, droht eine je

zwiefache Gefahr. Die Idee der Selbstständigkeit bewährt sich durchaus als sicherer Leitstern!

Wird wohl die Theorie länger fortfahren dürfen, Selbstständigkeit als die Idee des Saats zu verkennen? Uebrigens ist schon oben gesagt worden, wie die Realisation derselben, unter dem lukrativen und einen gewissen generellen Gesichtspunkte aufgefaßt, das Staatswohl; wie sie, als Prinzip der Thätigkeit aufgefaßt, der specielle Staatszweck zu benennen sey.

XVIII.

Wenn die Idee der Selbstständigkeit der nothwendigste und höchste Regulator, wie das Prinzip der Thätigkeit für den ganzen Kreis der inneren Staatsverhältnisse ist; so wird sich eben das von ihr für den Kreis der auswärtigen sagen lassen und bewähren müssen. Das Prinzip muß in des Dinges Wesenheit, folglich in seinem Inneren gesucht werden, und kann in dem äusseren Konflikte kein anderes seyn, wol

aber

aber können sich hier interessante Modifikationen seiner Aeusserung ergeben.

Die Idee selbst, welche sich in dem Staate objektifizirt (d. h. die, in der Hülle des Zwecks, durch die Thätigkeit der freien Nothwendigkeit realisirt wird) weiß nichts von Staaten. Eben so wenig negirt sie die Möglichkeit der mehreren, und öffnet also der Erfahrung, die etwa deren sezzen würde, den freien Zutritt. Wenn sich nur für Uns, die so Vereinten, ein angemessener Zustand der Harmonie des Könnens und Wollens gewinnen läßt; so kümmert es uns keineswegs, wenn auch Andere sich einen gleichen Zustand ausmitteln. Unleugbar ist das Prinzip des Staates egoistisch und soll es seyn, wie den überhaupt die Welt als ein Mannigfaltiges, nur durch Egoismus bestehen kann, und das Meiste was dagegen gepredigt wird, blos dann nicht völlig abgeschmackt erscheint, wenn man in Erwägung zieht, wie solche Prediger, eigentlich von dem Bastardegoismus reden. Dennoch tendirt der Egoismus unseres Princips nicht zu einem

„Wollen = können“ ausser welchem es kein anderes mehr geben soll; sondern nur zu einem solchen, welches die Sphäre unserer möglichen Thätigkeit in freiem Spiele aus zu füllen fähig sey. Nun aber ist diese unsere Thätigkeit eine nothwendig beschränkte, eben weil die Unendlichkeit des Willens für sie den Bund mit irdischen und schwachen Kräften eingegangen, und sich bei der einzigen Wahl, Einiges oder Nichts zu thun (zugleich in weislicher Beschränkung und edler Tendenz) für das erstere erklärt hat.

Indessen stellt die Erfahrung den gegebenen Staat unter Staaten und giebt die gegenseitige Berührung der Gleichen. Diese Berührung wird zunächst durch aneinander reichende Gebietsgrenzen, so dann durch Verträge offenbar werden. So viel ist klar, daß der Staat, im Konflikte mit Staaten, nicht der Kräftenverein eines solchen Uebergewichts seyn könne, dem schlechthin kein Widerstand zu leisten sey. Allein wo zu auch ein solcher? da der, allen

Staa-

Staaten gemeine Egoismus des Prinzips, sich in ihnen allen als centripedal Kraft äussern, folglich ihre Berührungen vorläufig als bloß negative, d. h. als Unabhängigkeit, sezzen muß. Der Staat unter Staaten hört auf die Macht zu seyn, verliehrt jedoch dabei nichts, weil er innerhalb der Fremden nichts zu erwirken hat, folglich in Unabhängigkeit alles findet was er hier bedarf.

Hiernächst kann der Staat nicht aufhören eine Macht zu seyn, d. h. er darf von seiner Kraftäusserung, innerhalb der Sphäre die sein Können nnd Wollen harmonisch ausfüllt, keinem dritten Rechenschaft zu geben haben. So natürlich es ist, daß Urstaaten sich gegenseitig ignoriren, eben so natürlich ist es, daß Staaten, die in ihren Reflexionspunkt treten, die Garantie der leztgenannten unerlaßlichen Foderung, nur in einem gehörigen Verhältniß ihrer Macht zu der Macht ihrer Mitstaaten finden können. Von nun an ist der Egoismus der Staaten in der reinen,

aus-

ausschließenden Beachtung seiner selbst aufgeschreckt, und kann sich nicht mehr begnügen einen Verein zu bilden dem von Innen kein Widerstand zu leisten sey; sondern muß zugleich trachten, sich mit den andern Mächten im Gleichgewichte zu erhalten. Dazu bedarf also jeder einer genaueren Kenntniß anderer Staaten, die so fort für ihn selbst vielfach normativ seyn wird. Offenbar liegt das Ideal des Staatsmannes, der die Bürgergesammtheit vertritt, in der Formation eines solchen Staats, welcher im Frieden die Welt in sich finden, folglich aller seiner Nachbarn entbehren; im Kriege aber allen Widerstand leisten könnte, die ein vereintes Interesse gegen den seinigen nehmen dürften. Demgemäß scheint es, daß die Idee des Staats doch nur mit einer Zweiheit koëxistentischer Staaten vereinbar sey. In der That, wenn auch ein Universal- oder Weltstaat keineswegs von der Idee des Staats postulirt wird (indem Selbstständigkeit nicht auf das Alleinstehen, freie Thätigkeit nicht auf ein Allesthun, ausgeht), so ist doch das Gravitiren nach

einem

einem gewissen Staaten Dualismus, innerhalb nicht gänzlich getrennter Räume, kaum zu verkennen.

Die Erfahrung sezt unterdessen noch immer eine Pluralität von Staaten, und zwar selbst innerhalb solcher Räume, wo sich vielleicht kein absolutes Hinderniß des Gedeihens zur Einheit oder Zweiheit fände. Eben die Erfahrung, die hier allein zu befragende, zeigt auch wieder die Auswege, auf welchen sich die Idee der Selbstständigkeit, selbst in solcher Pluralität, doch noch immer erträglich genug retten könne. Zuerst ist die Erde, als der räumliche Schauplatz so vieler hundert Millionen von Menschen (die zu eben so vielen tausenden von Millionen herwachsen können) zu verschiedenartig, zu sehr unterbrochen, zu ausgedehnt, um in zwei Staaten gleicher Macht getheilt zu seyn. Wir drükken diese Wahrheit füglich so aus: die Expensivkraft keines der gegebenen Staaten reicht so weit, daß er den ausschließenden, oder auch den in zwei Hälften getheilten, Besiz alles dessen wünschen könnte, was jezt unter der Pluralität von Staaten

ten besteht. Schon der Umstand, daß aus der Mitte der so schwachen Einzelnen, kein Herrscher-Talent zu erwarten ist, das groß genug sey, um das Centrum eines solchen Ganzen zu bilden, und daß, wenn in Jahrhunderten ja einmal eines dergleichen von der Natur und von ausserordentlichen Verhältnissen gebildet würde, solchem doch keine, nur etwas längere Zeit ununterbrochene Sukzession zu hoffen stünde, schon dieser einzige Umstand, müßte die Staatenschöpfer geneigt machen, eine Staatenmehrheit zu zulassen. Dennoch ist dieser Umstand, troz seiner Wichtigkeit, nur Nebenumstand, und giebt zu, was nie der Fall war, daß jene Schöpfer ihr Werk frei auf dem Reflexionspunkte begonnen. So tritt also, ohne daß es Einer zu hindern vermöge, bald ein dritter, fünfter, zehnter Staat auf. Wahr, jeder einzelne sieht sich auf den ersten Blick gefährdet, durch die Möglichkeit, daß dieser Staaten zwei, drei und mehrere, gegen ihn ein vereintes Interesse nehmen könnten. Allein auf den zweiten Blick wird jeder in dieser Gefahr erkannt, und eben die-

ses

ses hebt dieselbe für jeden in merklichem Grade auf. Denn, sollten sich je solcher Staaten zwei oder drei gegen ihn vereinigen; so wird auch er unter den übrigen treue Bundesgenossen finden müssen, und zwar aus eben dem Grunde, aus welchem auch der sonst vielleicht nichts weniger als freundschaftliche Nachbar, bei dem Brande unseres Hauses zu Hülfe eilt. So groß diese Wahrscheinlichkeit ist, so beruht sie doch zu nächst auf der Voraussetzung fremder Klugheit und Einsicht, bietet also eine Hülfe dar die der Staat nicht in sich findet, und die folglich seinem Machtcharakter weniger zusagt. Hierzu kommt, daß die Geschichte (es versteht sich die alte!) Staaten aufführt, die, hingegeben an so kleinliche Leidenschaften wie sie kaum Privaten auf dem ungünstigsten Standpunkte der Umsicht verzeihlich wären, eher das Lezte von erdenklicher Unbesonnenheit zur Schau stellen, als daß sie den Moment zu haschen wüßten, in welchem sie (hier durch Ruhe, dort durch Hülfleistung und Widerstand) ihre Selbstständigkeit in der des Nachbars retten

könn-

könnten. Wichtiger sind daher zum Andern folgende beide Wahrheiten: 1) die für Heimath, wol gar daheim Streitenden, sind, unter sonst gleichen Umständen, die bei weitem Ueberlegenen. 2) Das enge Band der Staatseinheit ist jenseits der Staatsgrenze, also in der Koalition, ewig unerreichbar. Alle Erfahrungen, die schon so lange her, und kaum je so deutlich als in der Geschichte des Tags, die aus Koalitionen drohenden Gefahren fast verächtlich darstellen, erklären sich vollständig dadurch, daß sich in jedem Staate die Idee der Selbstständigkeit realisiren soll. Dem gemäß verstattet weder die Würde, noch das gerechte gegenseitige Mißtrauen der Staaten, derselben Einem, den Grad der Hingebung an den andern, von welchem, in lezter Instanz, das ganze Gedeihen zur wahren Gesellschafts-Einheit abhängt. Da, wo es widersprechend seyn würde, das Ciceronianische „Servi sumus, ut magis liberi esse possimus!“ in Anwendung zu bringen, fehlt auch der Talisman zur Lösung jener Antinomie, die das Grosse im Ganzen, von der

Vernichtung der Einzelnheit erwarten ließe.

Wir sezzen einen Staat, welcher, ohne aller seiner Nachbarn gerade zu entbehren zu können, wenigstens die Dekkung der ersten Bedürfnisse des Lebens, entweder unmittelbar in sich findet, oder solche doch von dorten her sicher beziehen kann, wo er keinen Feind zu fürchten hat; der sich über dem den Anderen in gleichem Grade unentbehrlich machen; der endlich im Nothfalle, den Kampf so lange allein bestehen kann, bis ihm die unausbleiblichen Aeusserungen der Koalitionsgebrechen Erleichterung verschaffen. Einem solchen Staate nun legen wir, auch unter einer solchen Pluralität von Staaten, welcher er allein bei weitem nicht an Kräften gleich käme, Selbstständigkeit bei, und zwar **absolute** oder vorzugsweise so genannte. Das gesegnete und energische Frankreich; das kolossalische Rußland, das freilich künstlich getriebene, darum nicht minder grosse Reich der brittischen Inseln, sie alle liefern heute, unter denen Staaten die ihr herr-

schen-

schendes Gebiet in Europa haben, allbekannte Beispiele einer solchen Selbstständigkeit. Eben dahin wird sich noch ein vierter europäischer Staat in dem Grade bald und glücklich zu schwingen vermögen, in welchem ihm Einheit der Verfassung, und das Verfolgen des Plans gelingen könnte, physische Kultur nur von der Beförderung einer allgemeiner verbreiteten Geisteskultur zu erwarten. Vielleicht dürfte man bei manchem Staate, dem nicht die Anlage zu solcher Höhe fehlt, hinzusezzen: Wann und in wiefern es ihm gelänge seine Anstalten zur Erflehung des (freilich überall unumgänglich nöthigen) Segens des Himmels, durchaus so einzurichten, daß der Himmel und seine Heiligen die frommen Gebete wenigstens mit der möglichst geringsten Anzahl von Wunder zu erhören in den Stand gesetzt würden. — Doch nicht allen Gesellschaften, die in der Tendenz der Selbstständigkeit vereint und darin diplomatisch anerkannt sind, ist es vergönnt, die eben erwähnte Höhe von Selbstständigkeit zu erlangen, oder in allen Perioden ihres Lebens zu behaupten.

ken. Die Natur, welche das Firmament nicht in lauter Sonnen strahlen läßt, neben diesen noch andere, innerlich zwar große, nur im Vergleich herabgedrückte Weltkörper aufstellt, scheint eben diese Mannigfaltigkeit selbst da nicht ganz aufgeben zu wollen, wo der, sich ihr zum Theil entgegensezzende, ihr endlich dennoch angehörige Mensch, innerhalb selbst geschaffener, ideeller Ganzen, in freiem Spiele lebt. Nach den Graden der Entfernung von dem oben bezeichneten Punkte, haben die Staaten relative Selbstständigkeit. Dieser (die übrigens nach der Idee des Staats ein eben so unverkennbarer als unverkannter Mangel ist) würde sich der darinn befangene souveraine Verein, vergeblich zu entwinden suchen, dadurch, daß er fast alles, was sich in ihm an Kräften regte, unmittelbar in den Dienst des Staats zöge. Denn dadurch würde, wie schon oben bemerkt wurde, nicht bloß die Bürde des Staats zu schwer werden; sondern selbst die Quelle seiner Kraft würde ihm immer mehr vertroknen. Ein solcher Staat könnte wol gar mit einer so kost-

spieligen Wache aufziehen, daß er am Ende kaum etwas mehr zu bewachen hätte, als den falschen Schimmer seines Elends. In gleichem Grade verderblich würde es seyn, wenn die in solcher befangenen Staaten schlechthin gar nichts thun wollten, um sich im Nothfall gegen den Andrang des Uebergewichts zu sichern. Ein Staatenbund, in welchem die minder mächtigen Staaten ein Depot ihrer Selbstständigkeit bilden, ähnlich der Art, auf welche die einzelnen Bürger ein solches in ihrem Staate schaffen; dieß ist der viel betretene, immer gefahrvolle und unvollkommene, dennoch einzige Ausweg, welcher ihnen offen steht. Geht die Theorie von dem Sazze aus, daß alle Mindermächtigen wirklich wüßten, was zu ihrem Frieden dient, daß sie Eifer für Eine Sache, und den unwandelbaren Willen hätten, die Schlichtung ihrer gegenseitigen Angelegenheiten mehr nach privatrechtlichen Grundsäzzen vornehmen zu lassen; so empfiehlt sie einen solchen Bund, in welchen nur gleich mächtige Staaten, wenigstens doch kein solcher Staat aufgenom-

men werde, der allein die Gesammtheit an Macht überwiege. Die Erfahrung spricht indessen über die freien Vereinen dieser Art, ohngefähr das Urtheil, welches sie über die Wahlfolge in Vergleich der Erbfolge fällt. Diese Erfahrung erklärt sich, darinn, daß alle dergleichen Staaten, zu weit von der Idee des Staats entfernt, sich in dem Zustande einer nothwendigen Metamorphose befinden, die nicht umhin kann, sich, früh oder spat, entweder mit der Vernichtung aller, oder doch damit zu endigen, daß Einer oder etliche aus ihrer Mitte, auf Unkosten der übrigen dem Urbilde des Staats näher rükken. Vorausgesetzt, daß sich ein Staat von absoluter Selbstständigkeit fände, welcher für direkte äussere Vergrösserung das punctum saturationis erreicht habe; so wird der Staatenbund vielleicht sicherer, ruhiger, dabei günstiger für die Künste des Friedens, unter dem Schirm eines solchen stehen, der dann gleichsam seine Sonne macht. Von den gewöhnlichen Flekken dieser Sonnen, oder von den Gefahren der Welt zu reden, wenn Apoll einmal

die

die Zügel seines Wagens einem Phaedon überlassen sollte, liegt dermalen ausser unserem Plane. Eben so wenig kümmern uns hier die Gesezze der äusseren Politik planetarischer Staaten. Nur als Probe wie diese lezteren durchaus mit der Idee der Selbstständigkeit zusammenhängen, führe ich an, daß solche Staaten z. B. ihre Streitkräfte so hoch zu treiben suchen müssen, daß der Hauptstaat die Ueberzeugung gewinnen könne, er werde durch Inkorporation eines solchen, kaum mehr gewinnen, als ihm dessen treues Bündniß gewährt.

Indessen verdient bemerkt zu werden, daß, obgleich Theorie und Patriotismus sich vergeblich zu verbergen suchen würden, wie die Existenz in solchen untergeordneten Staaten, als politische Existenz aufgefaßt, an Mangelhaftigkeit kranke, dennoch nicht selten vorzüglich in ihnen, gut zu wohnen sey. Das Ungemach, welches Folge der weitern Entfernung von der Idee des Staates ist, trifft zu nächst die Herrscher und die Männer an dem hier zwiefach gefähr-

lichen

lichen Ruder, nicht den Privaten der von dem Regierungsgeschäfte entfernt lebt. Vorzüglich hier besteht noch eine gewisse innere politische Freiheit mit der gesezlichen, und der große Regent des kleineren Staates, kann eher den Satrapen Druk unmöglich machen. Auch vermögen vorzüglich hier die Künste des Friedens zu gedeihen, und nicht selten wurzelt gerade hier ein Patriotismus, für welchen sich in den Staatenkolossen, meistens nur täuschende Aehnlichkeiten finden.

Uebrigens hängt die Expensivkraft des Staates ganz in der Idee der Selbstständigkeit, und der Staat, der seine Ausdehnung weiter triebe, würde, sowohl durch die Aufnahme der zu grossen Menge des Heterogenen, als durch die zu weite Entfernung jedes Gegensazzes, der seine Thatkraft spannen könnte, folglich von zwei Seiten, einbüssen. Zunächst dadurch fand Rom seinen früheren Tod, sank Spanien, und sah sich das brittische Reich zu einer Rolle getrieben, deren besondere Schwierigkeiten der For-

Bayerische Staatsbibliothek München

scher eben so wenig als deren Grösse, verkennen wird. Indessen muß man gestehen, daß die neuere Staatskunst es viel weiter gebracht hat, in der Wahl glüklicher Mittel, ihre Eroberungen an sich zu fesseln. Da dehnt man, über die eroberten Provinzen den Genuß des gleichen Bürgerthums aus, was die alte Welt weniger verstand; dort lehnt man, durch Belassung, wol gar noch durch Erhöhung der Souverainität, die zerstörende Last der inneren Regierung der Verbündeten ab, und weiß sich dennoch des gewissen Einflusses auf sie zu versichern. Diese greifen nun mit der Energie der Freien, und nicht durch Legaten ausgesogen, für den Fall ein, wo der Hauptstaat ihrer Hülfe bedarf: sie selbst sind gegen innere Revolutionen gänzlich gesichert.

Mehr als von vielen andern, hier zu übergehenden, Umständen, hängen die Grade der relativen Selbstständigkeit von dem Umstande ab, daß, und mit welcher grösseren oder geringeren Gefahr, dem in solcher Relativität befangenen Staate, für den Fall wo er

von gewaltsamer Unterdrükkung seines Freundes bedroht seyn würde, noch die Möglichkeit bestehe, sich an einen anderen von absoluter Selbstständigkeit anzuschließen, und durch seinen Uebertritt die Wagschaale wenigstens in ein bedeutendes Schwanken zu bringen. Jener schrieb über die unerkannten Wohlthaten Gottes, und widmete darinn den Feinden einen eigenen dankbaren Abschnitt. Nicht bloß der Privatmann, sondern sogar die Staaten absoluter, noch weit mehr die relativer Selbstständigkeit, hätten hier vielleicht öfters das Schicksal zu preisen, wo sie es einseitig tadeln und verbessern möchten! Wie für des Staates Expensivkraft, eben so bewährt sich die Idee der Selbstständigkeit, nach des Verfassers Dafürhalten, durchaus für die Dauer, nnd für die Gültigkeit der Staatsverträge, welche man (weniger schicklich, als in der Sache uneinig) gemeiniglich Völkerverträge nennt. Ich könnte auch so sagen: das punctum juris findet den Regulator seiner Angemessenheit, die zwischen einem gleich verderblichen Minimum und Maximum

in der Mitte liegt, für das äussere Staatsverhältniß in eben der Idee, die solche für das innere ausmittelt. Der Vertrag, der einmal fest eingegangene, bei welchem Einer der Paciszenten auch namhaften Schaden leidet, muß dennoch heilig gehalten werden. Tastete aber dieser Schaden des Staates Selbstständigkeit an; so machten sich beide lächerlich: die, welche seine Dauer durch etwas anders als durch Uebermacht zu ertrozzen hofften, und die, welche ihn auch alsdann noch zu halten dächten, wenn sich d s Joch dieser Uebermacht mit hoher Wahrscheinlichkeit des Erfolgs, und zwar dem Machtcharakter treu (also im Geiste des Staates) abschütteln ließe. — Möchte ein Mann, der unser im Ganzen noch so sehr mangelhaftes Völkerrecht, mit Geist, und ganz frei von den Fesseln einer hier nicht anwendbaren Positivität kultivirte, diese Idee ergreifen. Vielleicht würde sie sich ihm fruchtbar genug zeigen, um ein wissenschaftliches Ganze daraus zu konstruiren. In ihr würde sich, wenn wir nicht sehr irren, der Gang der Weltgeschichte oft

rechtfertigen, da zwar, wo jezt noch so häufig unzeitige, ihre Sphäre verkennende, bald moralische bald positiv juridische Raisonnements, mit der falschen Brille die sie vorhalten, fälschlich Wortbrüchigkeit, Arglist und Völkerverrath, auf zu dekken scheinen.

XIX.

„Daß der Staat Selbstständigkeit haben müsse, daß er nie aufhören könne nach ihr zu ringen, ist freilich unläugbar: doch ist Selbstständigkeit nicht so wol Staatszweck als Vorbedingung des, sonst wo zu suchenden, wahren Zwecks."

Der Verfasser ist geneigt zu glauben, daß sich in diesem Einwande ganz der irrige Gesichtspunkt enthülle, welcher bei weitem die meiste Schuld trägt, daß der große Grieche, bei dem nach seiner Zeit so lebhaft geführten Streite, dergestalt unbeachtet blieb. — Ich muß dem, was ich, bereits an andern Orten, über diesen anscheinend sehr erheblichen Ein-

Einwand sagte, hier noch ein paar Worte bei fügen.

Zuerst protestire ich wiederholt gegen die Synonymität von Selbstständigkeit und Unabhängigkeit. Diese hier ist kein Gut an sich, sondern, wie oben gesagt, reine Negation, und sie vermöchte die Thätigkeit des Staats nimmermehr ganz in sich auf zu nehmen, geschweige ihr Prinzip zu seyn. Wer über diesen Unterschied noch nicht mit sich im Reinen seyn sollte, kann eben deswegen nicht mit uns einverstanden seyn, oder, wäre er es, so müßten wir nicht minder gegen seine Vertheidigung unserer Ansicht protestiren.

Zum andern: Zugegeben, daß die Realisation der Idee der Selbstständigkeit irgendwo Vorbedingung und Mittel der Thatkraft sey, oder daß man sie die Form nennen könne, unter welcher alles wahre, siegreiche Handeln ausgeprägt seyn müsse; so frage ich: Kann nicht auch das Schaffen einer solchen Vorbedingung und einer solchen Form, irgendwo als Zweck bestehen?

stehen? Ich frage weiter: Wird ein solcher Zweck nicht den Namen des Endzwecks verdienen, in der Sphäre, wo, mit der Erreichung seiner, die Thätigkeit dieser Sphäre beendigt sey? Auf dem Standpunkte der Menschheit ist uns der Staat freilich — nur Form. Aber wo läge denn auch der Beweis, daß er hier etwas mehr seyn, und daß er mehr thun solle, als den Evolutionen der Menschheit im Ganzen vorarbeiten? Daß der Staat nur einen Zustand der Selbstständigkeit realisire: und er wird den Ozean bilden, dem zwar auf der einen Seite alle Selbstständigkeit zuströmt, der aber auf der andern auch wieder ihr ewiger Quell ist. Nichts ist in diesem Laufe der Dinge weniger zu besorgen, als die Schöpfung eines unnüzzen Kreislaufes. Denn, was diesem Ozean zuströmt, wird von jedem Einzelnen, der es als seine Gabe darbringt, tausendfach verstärkt zurückgenommen, eben weil der Einzelne immer in der Kraft des Ganzen gehalten ist. Ich habe einen Willen, dieser stößt gegen die Neigungen einer weit überlegenen

nen Menge an, und eben diese ist es doch, die mir dabei nicht nur nicht im Wege stehen darf, sondern mit welcher es sogar dahin kommen muß, daß sie mir selbst diesen Weg bahne. Meine Kraft ist gegen die ihrige Null; mich drückt demnach ihr Uebergewicht, verbunden mit dem eigenen tiefen Gefühle der Schwäche meiner Einzelnheit, gänzlich zu Boden. Aber ich lebe im Staate, und mein Wille ist ein solcher, der in sich kein Hinderniß hat, um zu dem erhoben zu werden, was da gewollt werden kann. Dem zu folge geht mein so geeigneter Wille durch, und die Zehntausende entgegen strebender Neigung, werden es nicht einmal wagen dürfen, sich dagegen auf zu lehnen! Kurz, die Korporationen, das Hauswesen, der einzelne Mann, das schwächere Weib, und selbst die eines unmittelbaren Zusammenhangs mit dem Staate unfähige Menschen-Welt (Kinder, Alte, Elende) strahlt noch in relativ kräftiger Selbstständigkeit, wo ein Staat ist, diese Wohlthat lediglich dem Umstande verdankend, daß ein solcher da ist. Ist diese Schöpfung etwa zu gering

ring um des Staates würdig zu seyn? ist sie etwa zu leicht, um sein unendliches Triebwerk zu beschäftigen?

Sehe ich recht; so erblikke ich im Voraus unter denen, die übrigens als achtungswürdige Gegner der Aristotelischen Zeichnung auftreten dürften, auch Solche, die bei der Ansicht ihrer, das Schicksal haben, welches einst Apelles im Wettkampfe mit Zeuxis gehabt haben soll. Jener, der mit seinen gemalten Früchten selbst die Vögel des Himmels täuschen konnte, täuschte sich gleichwol selbst, indem er das wahre Gemälde des Gegners (den einfachen Leinwand-Aufzug) wegen dessen Einfachheit übersah. In der, gleichwol gänzlich unerwiesenen, Voraussezzung, daß der Staat noch mehr gewähren müsse, als das, was alles individuell kräftige Handeln bedingt, werden sich leicht auch sonst gelehrte und denkende Männer verleitet finden, noch einen anderen Staatszweck zu suchen, und darüber fernerhin theoretisch zu übersehen, was faktisch schon so lange her ausgesprochen ist, und sich ewig zu bewähren nimmer mehr aufhören kann.

XX.

Das Erhabene in der Idee der Gesellschaft, drückt sich, wie oben schon angedeutet wurde, zunächst darinn aus, daß sie in dem Zweck ein Band darreicht, welches, so an Dauer wie an Stärke, jedem physischen trozt, und daß sie, eben weil sie Zwecksgemeinschaft postulirt, neben diesem Innigstverbundenseyn doch wieder eine Trennung der Individualität zuläßt, zu welcher die physische Welt nur Anstrebungen verrathen, die sie aber nimmer erreichen kann. Alles dieses liegt, voll tiefen Sinnes für den der es zu finden weiß, darinn, daß nur die Gesellschaft Mitglieder hat! Zunächst das Uebersehen der gehaltvollen Bedeutung dieses Wortes, hat neuerlich unseren Gesellschaftsbegriff, in ihr den Begriff von der Idee des Staates, bedroht. Der aufgedeckten Wahrheit kann nie ihr Publikum ganz fehlen, und auch diese (welche der Theorie zu retten vermag, was ihr Jahrtausende unerschüttert stand!) wird das ihrige hier noch vorfinden, dort wieder gewinnen. Die Totalität des Han-

delns wird ihren ersten Plaz behaupten; man wird den Staat nur unter diesen Totalitäten suchen, und das höchste Problem da gelößt glauben, wo sich die Vortheile der eisernen Nothwendigkeit mit unangetasteter Vernunftnothwendigkeit, d. h. mit Freiheit, in solchem Grade gatten, als ausser ihr nirgends.

Wie die Idee des Staates nur absolute Selbstständigkeit, und zwar eine solche kennt, die der gegebene Staat im beßten Fall bloß approximativ erreichen kann: eben so kennt die Idee der Gesellschaft nur jenes Eine Leben, welches in jedem ihrer Theile in voller Lebendigkeit ganz widerstrahle. Man kann diese Wahrheit füglich so ausdrükken: Hauptmoment für die Vollkommenheit der Gesellschaft macht es, daß alle ihre Theile wahre Mitglieder seyen. Dazu wird erfodert, daß ihnen allen, keines ausgenommen, vollkommene Zwecksfähigkeit zukomme. Diese nun ist weiter bedingt, durch eine gewisse Reife des Erkennens, oder des Denkens, und durch eine in ihrer Art vollendete, jener entsprechende Reife des

Seyns.

Seyns. So fobert es die Totalität, welche, auf das Handeln gerichtet, der Möglichkeit einer festen Willensproduktion, und der Thatkraft, als Mittel zum Zweck, versichert seyn muß.

Es fehlt viel, daß alle diejenigen, denen wir den Namen „Mensch" beilegen, auf jener Höhe stünden, die wir so eben postulirten, um sie als wahre Mitglieder (d. h. als durchdrungen von der Idee, die sich im Zweck verkörpert, und darreichend, was diesen Zweck zu fördern vermöge) in die Gesellschaft aufnehmen zu können. Der Mensch in der Zeit geboren, und als solcher wieder in ihr untergehend, hat einen Kulminationspunkt seiner Existenz. In dem Durchgange durch das Pflanzen- und das rein animalische Leben, steigt er aus dem Schooße der leiblichen Mutter zu diesem Punkte, langsam zwar doch kühn, empor; gelangt in die liebliche Nähe dieses Punktes; weilt eine Zeitlang, mit kaum sichtbarem Wechsel, in jener majestätischen Höhe selbst; tritt dann den Rükweg zum Schooße der gemeinschaftlichen Mutter

ter alles Irdischen, zu der ihm verwandten Erde an. So der Mensch der Erfahrung mit welchem es der Staat zu thun hat, und dessen etwaige weiteren Ahnungen, für Sphären, in welche uns direktes Schauen versagt seyn mußte, hier nicht in Betracht zu ziehen sind. Wir haben also eine **auf**= und eine **absteigende** Linie der in der Erfahrung gegebenen menschlichen Existenz; haben Eine Periode menschlicher Vollendung; haben zwei Perioden der menschlichen Unvollkommenheit nnd Schwäche. Die in diesen beiden letzteren Befangenen, werden die Idee des Menschen, als eines **vernünftig=sinnlichen** Wesens, nur sehr unvollkommen ausdrükken; so zwar, daß sie den Namen Mensch, nur eigentlich nicht dem verdanken, was sie in diesem Augenblikke sind. Dort spendet ihn mehr Hoffnung, die zunächst auf das sieht was die Unvollkommenen zu werden versprechen; hier spendet ihn Schonung, Dankbarkeit und vielleicht der heilige Schauer, der uns bei der Ruine ergreift (besonders bei einer solchen die unserem frommen Glauben nur die grössere Nähe der herrlich-

sten Metamorphose zeigt). Nennen wir nun die ersteren Unterbürtige, die anderen Ueberbürtige; zählen wir ihnen noch jene Unglücklichen zu, die, als mißlungene Versuche der Natur zur Realisation der Idee des Menschen, als personae miserabiles, unser Mitleiden ansprechen; fassen wir dann diese sämmtlich zusammen unter dem Namen der Unbürtigen: so finden wir in solchem Gegensaz, die jedesmalige Blüthe der Generation, würdig des Namens der Vollbürtigen, und da stehend als der wahre Ausdruk der Idee des Menschen. Es ist unverkennbar der Zustand der Vollbürtigkeit, in welchem allein sich der Mensch den Herrn der irdischen Natur nennen, dieser sich in Freiheit entgegen sezzen, und wahrhaft handelnd einschreiten kann. Sein fester Schritt; sein kräftiger Arm; seine volle Stimme; diese Fülle des Lebens, die für die Erhaltung der Gattung überströmt; sein besonnener Blick; sein Entschluß, der unerschütterliche wenn er einmal gefaßt ist, und der, auch den Impulsen der Natur folgend, dennoch solche adelt: alles dieses charakterisirt jenen Zu-

stand

stand hinlänglich. Stellt man neben den Vollbürtigen das Kind und den Abgelebten, den Blödsinnigen und den Verstümmelten; so erhellet bald, nicht bloß, daß eigentlich nur von ihm Handlungen zu erwarten sind sondern auch, daß beide Klassen so wenig in ihren Forderungen als in ihren Leistungen, durchaus nach Einem Maaßstabe zu bemessen seyn werden. Ganz streng genommen ist der Unbürtige, durch die Idee der Gesellschaft, von aller Gesellschaft ausgeschlossen. Dieß heißt nun zwar nicht, daß er nicht unter und mit Menschen seyn, wol aber, daß er der Gesellschaft nicht als lebendiger Theil (Gebilde und Mitbildendes zugleich) oder als wahres Mitglied angehören könne. Denn, wäre seine Unbürtigkeit so sehr überwiegende Geistesschwäche; so würde ihm Beschauung des Zwecks fehlen: wäre sie so sehr überwiegende Körperschwäche, wol gar (wie es meistens der Fall seyn wird) beides; so würde sein Kontingent für die Erreichung des Zwecks fehlen. *) In keinem Fall kann die Königinn unter den Gesellschaften, oder der Staat, der Selbstständigkeit zum

Zweck hat, mit den Unbürtigen in einem andern als mittelbaren Zusammenhange stehen. Der vollkommene Begriff, oder die Definition des Staates, soll diese nothwendige Eigenheit desselben namhaft machen. Streite es auch mit der Ansicht des oft Einzigen Plato, oder mit der von was immer für anderen grossen Männern — der Staat würde nicht die Königinn der Gesellschaften (πασας περιεχουσα τας αλλας) seyn können, wenn ihm Kinder, Abgelebte, Blödsinnige ꝛc. unmittelbar angehörten, und gerade die Idee des Staats, weiß von allen diesen nichts, sondern postulirt lauter Vollbürtige. In der That muß man auch gestehen, daß der Staat direkt ein durchaus schlechter Kindererzieher sey, und daß die meisten Kinder, wie die meisten Abgelebten ꝛc. kümmerlich würden verschmachten müssen, hätte nicht die Natur, der sie mehr unmittelbar angehören, auf andere Art besser für sie gesorgt, als er es je zu thun vermag.

Denkenden zur näheren Prüfung, sey folgende Ansicht des Verfassers, auch hier vorgelegt:

Der

Der Mensch:

Die Gegatteten und Familie; —— die Nation;

Die Menschheit.

Hier glaube ich eine von dem Menschen unabhängig bildende Natur zu erkennen; hier ist Organismus!

Der Vollbürtige:

Die Ehe des Vertrags; —— Die Korporationen;

Der Staat.

Hier glaube ich den Staat als das Schlußglied einer Reihe zu erkennen, wo die Natur so zu sagen in den Hintergrund gedrängt; wo sie selbst mehr dem herrschenden Menschen unterworfen, als über ihn herrschend ist. Die Haare am Bart und unter den Aermen, deren in juridischen Bestimmungen Erwähnung geschieht, sind nur einige äussere Zeichen der Vollbürtigkeit, während diese noch so Vieles fordert, was der Mensch sich selbst geben muß, oder von welchem man

doch höchstens sagen müßte, er besitze es, als habe er es nicht empfangen. In dem Vollbürtigen ist Zwecksfähigkeit; diese aber, und die wirkliche Zwecksgemeinschaft, schaffen eben jene Totalitäten des Handelns, jene ideellen Ganzen, die, als ein feines geistiges Gebilde, den Gereiften noch eine unsichtbare Welt in der sichtbaren eröfnen, ihnen einen Zusammenhang geben, durch welchen sie, Schöpfern gleich, im eignen Werke leben (Leitf. S. 57). — Wir haben jetzt alle nothwendigen Elemente zur Definition des Staates aufgefunden. Dem Verfasser ist in der folgenden Definition jedes Wort wichtig:

Der Staat ist: Eine ewige Gesellschaft Vollbürtiger, die sich, für den Gewinn des Zustandes der möglichsten Selbstständigkeit, öffentlich zu Macht und Recht (in diesen stillschweigend und nothwendig zu deren Kopula — Kultur) bekennt.

Der Staat postulirt ein Gebiet. Dieses soll aber so wenig mit dem Lande verwechselt werden, als der Einwohner

ner mit dem Bürger. **) Wie unerläßlich für die Staatsgesellschaft das Gebiet sey: die Definition des Staats kann und soll davon so wenig Notiz nehmen, als die Definition des Menschen von dem räumlichen Schauplatz, den er einnimmt. Am meisten dürfte die aufgestellte Definition durch die Beschränkung des Staats auf die **Vollbürtigen** auffallen, besonders denen (vielleicht eben so zahlreichen als thörigten) Freunden des Vielregierens. Unsere Meinung ist die: Daß in dem Staate der jedesmalige Kern der Generation das finde, worauf er tendirt, und wovon jeder einzelne Vollbürtige die Bruchstücke zu bewahren unverkennbar verräht; daß der Staat weiter nur wache, damit nicht etwa ein Unbürtiger für einen Vollbürtigen gelte, und damit der ersteren jeder in gewissen, hier nicht zu entwickelnden Rücksichten, bey ihm vertreten, überhaupt aber das Gedeihen zur Vollbürtigkeit und das Verweilen in ihr soviel möglich erleichtert sey! Leistet der Staat dieses, so wird er direkt nur mit Vollbürtigen zu thun, für alle Uebrigen aber, in der Regel, indirekt weit

mehr gethan haben, als gerade ihm durch die größte direkte Sorgfalt möglich wäre. Der Staat schwebe über dem Kreise des Privatlebens als der Schutzengel der Festigkeit der darin bestehenden, mit seiner (des Staates) Selbstständigkeit harmonirenden, Verhältnisse; er schütze was die Privaten, seinem Zweck nicht zuwider, unter sich bedächtlich ausmachen; er schaffe Gelegenheit der Entwickelung ꝛc. die sie für sich und ihre Kinder nutzen werden. Hiernächst verzweifle er nur nicht an seinen Vollbürtigen: denn damit würde er an sich selbst verzweifeln, und jede Saat für welche diese noch nicht empfänglich sind, kann doch nur aufkeimen um bald wieder schnöde zu verdorren. Hängt nicht zuletzt doch — dort nemlich wo es unmittelbar der Ausführung gilt — Alles von diesen, und ihrem Zustande ab? Sind nicht sie die einzigen Gesetz- und Straffähigen, folglich die Einzigen, welche der Staat auf seine Weise zu erreichen im Stande ist? Ueberhaupt, da alle Unbürtigen sich um die jedesmaligen Vollbürtigen, als die Mittelpunkte des häuslichen und öffentlichen Lebens, und

zwar

zwar in seinen unzähligen Verzweigungen drehen; da jene nur von diesen Unterhalt und Pflege erwarten, und sich ihnen nimmermehr entziehen können: so erhellet, daß eine Regierung, welche sich auf die sämmtlichen Regierenden beschränkt, darum nicht minder grossen Einfluß auf das Wohl und Wehe der ganzen Nation habe. ***) Der Unterschied, welcher sich ergiebt, je nachdem man die eine oder die andere Ansicht wählt, äussert seine praktischen Folgen darinn, daß der Staat unter der einen (als der gemeinen) ein beständiger, überdem sehr oft ungeschickter Lastträger wird, der dann durch seine Zudringlichkeit nicht selten um einen grossen Theil der Vortheile bringt, die er sonst gewährte, während er unter der anderen nie aus der Sphäre des Regierens tritt. Der Staat — so scheint es mir — welcher sich in der Beschränkung erkennt, die ihm unsere Definition setzt, hat für die Entdeckung des wahren Geheimnisses der Regierungskunst, das Ey des Kolumbus gefunden!

*) Bereits die Sprache des gemeinen Lebens nennt das kleine Kind (infans) doch nur ein Glied der Familie; spricht dagegen nie von dem Gliede, sondern immer von dem Mitgliede der Akademie, der Ostindischen-Kompagnie rc.

**) Das Wort Bürger ist eine Abkürzung des Adjektivischen „bürgerlicher-Mensch," und deutet auf Eins der vielen Verhältnisse hin, in welche der Mensch treten kann. So giebt es einen ehelichen Menschen, den man Gatten; einen elterlichen, den man, nach der Geschlechtsverschiedenheit, bald Vater, bald Mutter nennt. Uralt ist der Saz „dies sey man zwar nicht als Bürger, wol aber als Mensch;" — eben so der „man sey dieses nicht als Bürger, wol aber als Gatte, als Vater rc. zu thun, oder nicht zu thun schuldig." Diese längst anerkannte, leicht mit jeder beliebigen Menge von Beispielen zu erläuternde Wahrheit, dehnte man bisher doch nicht über den einwohnerlichen Menschen, d. h. über den Menschen in dem Einwohner-Verhältniß, oder über ihn, als Einwohner aus. Dadurch bisher, an der Stelle der Einwohner-Ordnungslehre, jenes principlose Aggregat unter dem Namen Polizey; daher noch nirgends Einwohner-Reichthumslehre, oder National-Oekonomie, in voller Reinheit, wenn gleich viel weiter gediehen als die wissenschaftliche Polizey;

lizey; eben daher namhafte Mißgriffe in der Statistik, die wir unten andeuten werden. — Wer — vielleicht gutmüthig lächelnd — uns fragen würde: ob denn der Einwohner und der Bürger zwei Menschen wären? den fragen wir — vielleicht auch etwas lächelnd — ob denn ihm der Bürger und der Mensch, diese und der Gatte und der Vater, wol drei oder vier verschiedene Subjekte seyen? Sagte Gegner, wie wir doch wol getrost erwarten dürften „Nein;“ so fragen wir weiter: ob er wol behaupten möge, daß alle Pflichten und Rechte, welche dem Subjekte unter Einem solcher Gesichtspunkte zukämen, von ihm unter allen prädizirt werden könnten? Antwortet er auch hierauf verneinend, wie er nicht umhin kann; so sind die Gründe mit denen er solche Verneinung zu unterstüzzen hat, eben die welche jenen Einwand vernichten. — Uebrigens ist die Verwechselung des Gebiets mit dem Lande, keine geringere als die Verwechselung der ganz anderen Statistik mit der Geographie, von welcher aber bis heute allerdings noch keine Nation ganz frei ist. Der Verfasser hofft es, noch in diesen Beiträgen, zur Evidenz zu bringen, daß dieses anscheinend harte Urtheil, dennoch wahr, und daß überhaupt die gegenseitige Entfesselung dieser Verworrenen, nur möglich sey, auf den Trümmern jener principlosen Geographie,

welche der Dämon der Vielnüzlichkeit als politische zu gestalten suchte (M. vergl. seiner Zeit den Abschnitt: Individualität.)

***) Das Wörtchen „ewig" in unserer Definition des Staats, sichert schon hinlänglich den indirekten Zusammenhang der Unbürtigen mit dem Staate: überdem spielen sie uns eine so wichtige Rolle in dem Einwohner-Verhältniß, welches zwar in Trennung, aber natürlich nicht in Loßgerissenheit von dem gegebenen Staate besteht. Man vergl. Versuch Th. II. Absch. 1.; ferner Leitfaden §. 55. Wie aber insbesondere eine gründliche Kenntniß des Zustandes der Staatsgesellschaft, bedingt sey durch einen tiefen, scientifischen Blik in das Ganze der nationalen Umgebung — davon weiter unten ausführlich.

Erster

Erster

Abschnitt.

I. Abschnitt.

Alter.

§. 1.

Statistik, sagt Vater Schlözer, gleich zu Anfang seiner Epoche machenden Theorie derselben, ist eine ganz neue Wissenschaft *)

Durchaus anders, als hier Schlözer, und der Verfasser dieses mit ihm, urtheilten noch neuerlich verschiedene später schreibenden Gelehrten, von deren Einem es ganz gewiß, von dem anderen aber kaum zu bezweifeln ist, daß ihm dieses Urtheil ihres Vorgängers genau bekannt war. Die Herren Göß und Peuchet sind die Gegner, welche ich namentlich anführen muß: den Lezteren zu-

nächst

nächst wegen seines großen Publikums; den Ersteren, theils weil er sich sonst als besonders achtbarer Schriftsteller unter den Theoretikern der Statistik bewährt hat, theils weil sein Irrthum von der Turiner Akademie gekrönt, folglich getheilt, und in den Nimbus gehüllt wurde, der natürlich auch solche Kronen umstrahlt.

*) Theorie der Statistik. Götting. 1804. Seit. 1.

§. 2.

Daß Statistik eine alte Wissenschaft sey, hatte Göß bereits in einer mit der Schlözerischen gleichzeitig erschienenen Schrift behauptet: eben dieses wiederholt er in der Preisschrift, für welche, neben der Untersuchung des Nuzzens, die des Alters der Statistik, zur ausdrücklichen Aufgabe bestand *).

Am Schlusse der *Sect. IV.*, welche die Ueberschrift führt: *Utrum doctrina, quae statistice nobis appellatur, recens sit nec ne?*" heißt es:

„*Rem non bene distinguentes, statisticen novam doctrinam praedicant,*

quae

quae perantiqua est. Historia nos docuit cum Graecis et Romanis notam fuisse, tum inter populos recentes primum Italos, postea Francogallos, denique Germanos et postremo Anglos locupletasse et poliisse.

In der That, man hat Mühe, unserm, sonst wahrhaft verdienten, sehr bescheidenen, und — wie wir gerne zugeben wollen — im Ganzen mit Recht gekrönten Landsmanne, die Gelehrsamkeit zu verzeihen, mit welcher er jenen (ihm damals bekannten, zwar in wenigen, aber schlechthin unwiderlegbaren Worten vollendet motivirten) Ausspruch Schlözers, in Zweifel zieht. Er beruft sich auf statistische Notizzen, die sich bei Platon, Aristoteles, Xenophon, Strabo, ja in den geographischen Fragmenten eines Eratosthenes, Posidonius, Dionysius, die sich ferner bei Cicero, Cäsar, Tacitus und Suetonius fänden, oder von welchen sich doch, nach zufällig übrig gebliebenen Rubrikken, vermuthen ließe, daß sie mit dem Breviarium des Augustus, und dem Libell des Tiberius verloren gegangen seyen.

Man

Man könnte mit dem Verfasser über das Lob rechten, welches er (l. c. S. 27.) jenen griechischen Fragmenten ertheilt **); man könnte, wie es mir scheint, leicht darthun, daß, nach so laxen Begriffen über den Ursprung der Statistik, selbst Homeros, noch mehr Herodotos, Livius, der ältere Plinius, Mela u. s. v. a. m. Statistik geliefert hätten. Ja selbst der größere Theil unsrer kirchlich heiligen Bücher (als die Mosaischen Urkunden, die Bücher der Richter, der Könige, der Chronik) erlauben, von ihren Verfassern eben das zu sagen, was die Preisschrift von denen der Fragmente sagt: „*Neminem, qui eorum scripta vel justo festinantius legit, fugere potest, ipsos inter alia exposuisse, quae ad origines et fata, ad religionem et civilem institutionem, ad mores denique civitatum et rerum publicarum instituta spectant.*“

Indessen wollen wir nicht sowohl auf jene, wenigstens statistisch schlechthin unbedeutende, Fragmente sehen; sondern wir wollen uns vielmehr in die an sich klassischen Werke eines Strabo, als des Vaters der wissenschaftlichen Länderkunde, und in die

Taci=

Tacitische Beschreibung Germaniens, also in solche Schriften hineindenken, welche jeder wahre Gelehrte unseres Fachs gelesen und wieder gelesen hat. Und nun, was beweisen denn selbst diese, gegen jene Schlözerische Erklärung, mit welcher er seinen Ausspruch über die Neuheit unserer Wissenschaft unmittelbar motivirt? Folgendes sind Schlözers Worte:

„Die Materie der Statistik existirte schon stückweise, seitdem es Regierungen, Geschichte und Reisebeschreibungen giebt. Aber der zerstreuten Materie eine scientivische Form zu geben, eine Menge von heterogenen, aber zum gegebenen Zweck unentbehrlichen Datis unter Einen Gesichtspunkt zu vereinigen, und diese Data in Ordnung, in ein geschlossenes System zu bringen, wodurch diese Wissenschaft eine wichtige Gehülfinn der erhabenen Regierungswissenschaft wurde: dazu hat man erst neuerlich (seit Achenwall) einen Anfang gemacht.“ M. s. l. c. Seit. 1. vergl. mit Seit. 12. An diesem leztern Orte zitirt der Verfasser die meisten von denen Stellen, auf welche sich Goeß für seine gerade entgegengesezte Meinung beruft,

und mit welchen er zwar das unbestrittene Alter statistischer Daten, aber nur nicht das Alter der Statistik als eines Inbegriffs von Kenntnissen beweiset, die, unter der Einheit einer leitenden Idee, eine Totalität der Begriffe gebildet hätten.

*) G. F. D. Goeß: Ueber den Begriff der Statistik. Ausbach bey Haueisen 1804.

Derselbe: *De statistices aetate et utilitate commentatio, quam ordo Taurinensis praemio proposito dignam existimavit. Erlangae apud Jo. Jac. Palm.* 1806.

**) Der Verfasser dieses kennt: *Eratosthenis Geographicorum fragmenta* in der Seidelischen Ausgabe (Götting. 1789.), kann aber nicht bergen, daß sie ihm selbst in dieser besseren Ausgabe, und selbst in solchen Stellen, wo sich keine Spur findet, daß sie durch den Zahn der Zeit gelitten hätten, zusammengestückt scheinen. — Von des Dionysius Periegetes alter Dichter-Geographie in Versen, urtheilt irgendwo Büsching (Grundl. der Geschichte der Gelehrsamkeit. S. 65.) „Dionysius habe dabei soviel Unwissenheit in der Erd- und Naturkunde an den Tag gelegt, daß er, ausser den dichterischen Verdiensten, kein anderes habe." — Ich getraute es, nöthigen Falls, zu übernehmen, dieser Behauptung

tung des kompetenten Büsching, fast auf jeder Seite des geographischen Dichters Belege zu finden. d. V.

§. 3.

Noch ganz neuerlich behauptete Herr *Ballois*: (beständiger Sekretair der berühmten *Societé de statistique* und Herausgeber der *Annales de statistique*) „*La statistique est une science neuve en France.*“ Schlözer verweist ihm diese Aeusserung, aber natürlich nicht als unwahr an sich, sondern als unwahr in der Feder des Mannes, der nichts weniger als einen neuen Weg einschlug, ja der, in dem Verwirrenden was er von dem Charakter der Neuheit prädizirt, sogar alle Bedingungen hinweg nimmt, unter welchen allein Statistik sich je ihrer Kindheit zu entwinden vermag. Man kann nicht wohl eine mehr unwissenschaftliche Aeusserung thun, als die, welche von Herrn *Ballois* in den Worten vorliegt „daß die Statistik darum eine neue Wissenschaft sey, weil sie noch nicht dem so verderblichen systematischen Geiste heimgefallen wäre! — Wer die, sich in den meisten Bibliotheken Deutschlands darbietende Gelegenheit hatte, einzusehen, *Piga-*

niol de la Force: Description de la France 1719. — *Expilly: Dictionaire geographique etc. 1762.* — vorzüglich aber *Boulainuillier: Etat de la France. 1727.*" findet zwar ohnfehlbar in diesen, sonst schätzbaren Arbeiten, den Mangel eines erschöpfenden Systems, aber er findet auch nicht weniger, daß man sie doch mit eben so vielem Rechte als jene neuen Annalen, der Statistik zuzählen könne!

§. 4.

In gleichem Grade abweichend von seinem Landsmanne und von unserm Schlözer, wählt Herr Peuchet den oben gerügten Goessischen Standpunkt. Es kann nicht befremden, daß er, eben von diesem Standpunkte verleitet, ein Alter behauptet, das noch niemand geläugnet hat, und gerade die Neuheit übersieht, von welcher wissenschaftlicher Weise allein die Rede seyn kann. Ich will die Stellen des Verfassers, die dieses besagen, aus der „*Statistique élementaire de la France*" in ihren nächsten Umgebungen hieher sezzen, um so mehr, als in diesen manche uns tiefer unten interessirende Aeusserung liegt:

„*La*

„La statistique doit être defini par le but, qu'on s'y propose et non par l'étymologie du mot qui parait incertaine. — C'est (en un mot) la science des forces réelles et des moyens de puissance d'un état politique. — Par cette definition, la statistique cesse d'être une connoissance de simples nomenclatures, un recueil de tableaux de productions territoriales et de population, elle marche vers un but grand, utile, positif. — Elle forme une science cultivée de tout temps sous des noms differents, soit qu'on la considère comme derivée de status, situation, état des choses; soit qu'on la regarde comme appliquée a balancer les forces d'un pays avec celles des années anterieures ou des nations voisines, du mot statera balance; soit enfin que son étymologie viene de Stadt, ville, état policé, ce qui praesent toujours la même idée (?) — Considerée d'aprés cette définition la statistique n'a de nouveau, que son nom; son origine est ancienne et son usage a présidé a la politique et au gouvernement des anciens états, comme nous avons

eu occasion de le faire remarquer plus haut."

Die frühere Stelle, auf welche sich der Verfasser hier bezieht, dürfte wol die seyn, welche uns bei dem ersten Anblick ihrer, die vergebliche Hofnung schöpfen ließ, daß er unsern Schlözer gefaßt habe. — „*Mais quelle soit l'étymologie ou l'epoque du nom, la chose a du être aussi ancienne que les formes de gouvernement connues.*" — Daß Herr Peuchet den Unterschied *entre la matiére d'une science, et la science même* nicht kennt, daß ihm vielmehr beides in dem vagen Ausdruck „*chose*" Eins und dasselbe zu seyn scheint, zeigt sich verschiedentlich. So erhellet dieses aus dem wissenschaftlichen Gewichte, welches er bereits jenen Volkszählungen und Schäzzungen beilegt, die angeblich schon unter dem fabelhaften Romulus, dann zu den Zeiten der ausgebildeten römischen Republik, und der Kaiser vorgenommen worden seyen. Es versteht sich von selbst, daß der Verfasser ebenfalls nicht unterlassen konnte, sich für seine Behauptung auf den literärischen Nachlaß Xenophons zu berufen. M. s. l. c. S. 52 u. 53. vergl. S. 18.

§. 5.

Je mehr man Herrn Peuchet die Gerechtigkeit widerfahren läßt, daß er die beßte Statistik lieferte, die bis jezt aus der Feder eines französischen Schriftstellers floß — und daß er namentlich doch schon etwas mehr jene „*confusion*“ vermieden habe, an welchen das schlechthin planlose, seines grossen Gegenstandes unwürdige, seinen Hülfsquellen so wenig als seinen Versprechungen zu sagende Werk, das Herbin herausgab, von Anfang bis zu Ende krankt — gerade destomehr beurkundet seine eigene Arbeit, daß die Statistik, in Frankreich besonders, noch eine ganz neue Wissenschaft sey. Die grosse Aufmerksamkeit, welche die französische Regierung statistischen Gegenständen widmet, verbunden mit den lebhaften Ermunterungen, die ihren Bearbeitern zu Theil werden, lassen mit Recht erwarten, daß die Periode nicht mehr ferne seyn könne, wo man in Frankreich selbst, das, was bis jezt daselbst für Statistik als Wissenschaft geleistet wurde, vielleicht nicht einmal für ihre wahre Geburt (ihre Darstellung als selbstständige Wissenschaft), sondern nur für Kreisungen zu solcher ansehen

wird.

wird. Spätestens dürfte es der nächsten Generation vorbehalten bleiben, einhellig das definitive Urtheil zu fällen, daß diesen Kreisungen vorläufig etwas viel Kleineres gelang, als das, was solche Ankündigungen erwarten liessen, und was, auch nur einigermassen jene verächtlichen Seitenblicke entschuldigen könnte, welche bei den französischen Schriftstellern dieses Fachs, dergestalt an der Tagesordnung sind, daß sie auch des unvergleichbar Besseren nicht schonen.

Unsere literärisch-kritischen Journale, haben die nachtheiligen Urtheile, welche sie im Ganzen von Herrn Herbin und Peuchet fällen mußten, mit so vielen unwidersprechbaren Belegen beurkundet, daß sich der Verfasser dieses der Mühe überhoben sieht, seiner Zustimmung die große Menge derer beizufügen, die er, bei einem häufigeren Gebrauch derselben, noch täglich aufzufinden nicht umhin konnte. So ist ihm namentlich alles, was die beiden einsichtsvollen Rezensenten in der Jen. Lit. Zeit. (Jahrg. 1807. N. 69. und ferner) über Herbin sagen, ganz aus der Seele geschrieben. Ein Gleiches kann er von der Würdigung versichern, welche

Peuchet, z. B. in den Geograph. Ephemeriden (Jahrg. 1806. Monat Januar. S. 63. u. f.) fand. Vieles, was man diesem Verfasser vorwerfen muß, ist nothwendige Folge seiner in dem Worte „Staatskraft" zu engen Definition. Vielleicht hätte er den Fehler vermieden, wenn seine Begriffe von Wissenschaftlichkeit überhaupt strenge genug gewesen wären, um ihn zu überzeugen, daß die streitige Definition nicht ohne Deduktion in die Welt treten kann. Peuchet wirft seine Definition hin, anders nicht, als ob hier kein Irrthum und Widerspruch möglich sey, und als ob es von dem reinen Belieben eines Autors abhienge, unter einer Wissenschaft zu verstehen, was gerade er darunter verstanden wissen wolle. In dieser Manier zeigt sich auch nicht einmal eine Ahnung von jenen höhern, innern Gesezzen, die den systematischen Inbegriff von Kenntnissen beleben und ordnen; die der Autor zu erforschen und zu dollmetschen, keineswegs zu geben hat. Fände der Verfasser Gelegenheit, seine Anordnung mit denen Anordnungen zu vergleichen, die bisher von deutschen Statisten versucht wurden; so würde das Talent, welches wir ihm im Ganzen gerne zugestehen, ihn

das

das Mangelhafte, das wir ihm zum Vorwurf machen, erblikken lassen, vorausgesezt, daß ihn seine unverkennbar vorgefaßte Meinung gegen das Deutsche nicht dieser Belehrung beraubte *).

*) Wann endlich wird es unter den französischen Gelehrten Regel seyn, sich auf dem Standpunkte zu zeigen, der in der gelehrten Republik nur Ein Ganzes wahrnehmen läßt, welches schlechthin so wenig durch Länder- und Gebietsgränzen, als durch die Verschiedenheit der Sprachen und Religionen getrennt ist?

Frankreichs siegreiche Feldherrn lassen den Deutschen, ihren Alliirten, Gerechtigkeit widerfahren. Der uralte Saz „daß die Glieder der gebildeten Stände, unter allen kultivirten Nationen, bis auf kaum merkliche Unterschiede, überall gleich sind", gilt doch nirgends mehr, als in Beziehung auf den Stand der Gelehrten. Aber die französischen Gelehrten, weit entfernt den übrigen Klassen ihrer Nation in der gebührenden Werthschäzzung anderer Nationen voranzugehen, sezzen vielmehr etwas Eigenes darinn, einen Nationalrang behaupten zu wollen, und beweisen, selbst in dieser Tendenz, wie sie eine der ersten Bedingungen zur wahren Gelehrsamkeit übersehen, die nemlich, in welcher der wahre Gelehrte,

der

der Welt angehörig, nie nur Nationalbildung haben kann und soll.

Den französischen Statisten ist jener kleinliche Egoismus aus vielen Gründen besonders unverzeihlich. Unter diesen erwähne ich nur der beiden folgenden:

a) Daß ein umfassendes Studium dieser Wissenschaft, besonders geeignet ist, ihn zu erstikken. Wenn der Statist und der Historiker fremdes Verdienst nicht erkennen, so möchte man wohl fragen, wer sonst es werde thun sollen?

b) Daß der grosse und auch hier gewiß kompetente *Lalande*, ihnen, seinen Landsleuten, gleich ausdrücklich und laut gesagt hat, man müsse deutsch lernen, um sich des Bessern in der Statistik zu bemeistern.

Gleichwohl erwähnt Herr Peuchet, in seiner 52 Seiten langen, als Muster der Oberflächlichkeit da stehenden, Einleitung in die allgemeine Statistik, des deutschen Namens nur Einmal. Auch dieß geschieht, nicht etwa um bei der Berührung der politischen Rechenkunst neben einem *Petty* des deutschen Süßmilchs, nicht um der Schlözerischen Theorie zu erwähnen, von welcher sogar doch eine französische Uebersezzung vorhanden ist; sondern um uns zu sagen „das *Porte — Feuille*

von

von *Beaufort* habe kein Glük machen können: *par ce que l'auteur n'y a pas raisonné et appliqué sa matiére, et qu'il n'a pas senti, qu'une méthode qui pouvait convenir a des Allemands, ne valait rien pour des Francais!!* Also den Gemeinspruch übermüthiger Britten „*This mode of reasoning may by adoptet in Germany;* oder *however conformable to the German, the France notions, are rather digusting to an Englisch reader!* diese hochtrabenden Gemeinsprüche da geltend gemacht, wo man selbst noch so weit unter dem Mittelmässigen steht!! Es ist wahr, *Beaufort* hat solche Fehler, die man auch bei Deutschen findet; sie sind aber deßwegen so wenig deutsche Fehler, als die zu enge Definition der Statistik, die uns Herr Peuchet aufstellt, darum den Deutschen zur Last fällt, weil einige Deutsche diesen Mangel mit ihm gemein haben. Nichts ist weniger wahr, als daß Methode für eine Sache des Geschmaks zu halten sey, und der französische Statist, welcher den unvergleichbar mehr einladenden Stoff, den Frankreich darbietet, so zu bearbeiten wüßte, wie z. B. unser Krug Preussen bearbeitete, würde unfehlbar bei seinen geistreichen Landsleuten Glük machen.

d. V.

§. 6.

§. 6.

Gelegenheitlich will ich noch bemerken, daß Herr *Donnant* (unter andern Verfasser der *Théorie élementaire de la statistique à Paris* 1805), gleichviel ob seine Schrift Originalprodukt, oder Auszug sey, eben so wenig geeignet ist, die Statistik als Wissenschaft ihrer Kindheit zu entnehmen. Auch hier steht kaum Eine Definition fest, und es wird hinreichen zu sagen, daß diesem Verfasser, unter 600 andern der Statistik fremden Gegenständen, sogar die Preise der *Table d'hôte* statistisch sind! Ob dem Verfasser gar nicht einfiel, daß diese in ihrem Nominalpreise angegeben, eine genaue Angabe der Quantität und Qualität der Platten erheischen, daß sie, um irgend etwas für Theuerung und Wohlfeile zu beweisen, mit dem hierörtlichen Preise des Geldes selbst verglichen werden müßten?

Uebrigens soll mit dem Gesagten keinesweges behauptet werden, daß die Statistik von Herbin und Peuchet nicht so manche, ja, daß sie nicht recht viele äusserst interessante Data lieferten. Allein, diese glän-

zende Seite einer Statistik des heutigen Frankreichs, kömmt keineswegs zunächst auf Rechnung der Schriftsteller; sondern vielmehr auf die eines in dem Grade vollendeten Stoffs, und der auf das Staatsmerkwürdige mit so seltener Aufmerksamkeit achtenden Regierung. Nun aber beruht der Werth des Schriftstellers, wie der des Künstlers, nicht auf der Güte des ihm Gegebenen, sondern auf der Art und Weise, wie er an dem ihm Gegebenen dort seine Kunst hier wahre Wissenschaftlichkeit verherrlicht.

§. 7.

A. Niemann, der sich in seinem so eben erschienenen Abriß der Statistik (Altona 1807. Seit. 256. 8vo) ganz würdig zeigt auf Schlözers Schultern zu stehen, und der überhaupt dieser Wissenschaft den Geist mitbringt, welchen er schon längst, besonders auf dem benachbarten staatswirthschaftlichen Gebiete bewährte, theilt, sehr umsichtsvoll, den geschichtlichen Abschnitt in den

a) der Staatenkunde;
b) der Statistik.

Jene

Jene — sagt er — hat den allmähli- chen Anwuchs der Materialien; diese die systematische Ausbildung der Form zum Ge- genstande. Die Heerführer der alten Völker — fährt er fort — suchten, so gut, wie die heu- tigen, Kräfte, Mittel und Beistand für ih- ren Zweck zu berechnen. — Eben so leuch- tete den Vorstehern des gemeinen Wesens die Nothwendigkeit genauer Kenntniß von seiner Verfassung, Ordnung und Verwaltung ein. Ich füge hinzu: Bei den Bürgern der Staa- ten des Alterthums, wird hohes Interesse für genaue Staatskunde, um so mehr vor- ausgesezt, als damals jener Zeitgeist strömte, welcher sich eben so durch das Leben im Gan- zen charakterisirte, wie sich der Zeitgeist der neuen Welt durch Ausbildung der Indivi- dualität charakterisirt, überall, wo im Staate seine Periode gekommen ist.

Schlözer, Goeß, Niemann haben mehrere trefliche Citate bald miteinander ge- mein, bald gegenseitig voraus, die geeignet sind, das hohe und durch alle Stände durch- greifende Interesse, welches sich bei den Al- ten für Staatenkunde fand, historisch zu be- legen.

Möge nun forthin alles, was wir bereits über die Geschichte unserer Wissenschaft (z. B. von einem Siebenkees, v. Zimmermann, Meusel) besizzen, und was, dahin einschlagend, noch zu erwarten ist, immer nur aus dem zwiefachen Gesichtspunkte aufgefaßt werden, den Niemann in der obigen Stelle besonders klar aushebt. Diese Eintheilung beruht auf dem Theilungsgrunde, in welchem Schlözer sein „Ganz neu" aussprach, und dessen Anerkennung allein zu der Sprache „*c'est une science neuve*" berechtigt: eben sie erklärt, wie Andere zu ihrem „*Peranti-qua*" oder zu dem „*la statistique n'a de nouveau que son nom*", kommen konnten.

§. 8.

Ob aber nicht selbst mit Achenwall (um 1750.), wie Schlözer will, geschweige mit *Franc. Sansovino* (um 1560.), wie Niemann will, der Anfang der Statistik als Wissenschaft noch zu hoch angesezt sey? Es gilt, auf der uns jezt gesicherten Grundlage, nicht mehr jener Frage: von welchen Bedingungen wir den Anfang der Aere abhängen lassen wollen? sondern vielmehr der minder Folgenreichen: ob diese Bedingungen bereits

von

von Einem der obgedachten grossen Männer ganz realisirt wurden? Die Frage ist also gleich der: finden wir bei *Sansovino*, oder bei Achenwall, den vollkommenen Begriff unserer Wissenschaft aufgestellt, und hat sich das Leben dieser Wissenschaft in ihren Werken bereits bethätigt, unter andern wenigst dadurch, daß sie hier ein von allen andern Wissenschaften (namentlich von Geographie, Geschichte und Politik) verschiedenes, ein wissenschaftlich selbstständiges Ganze ausmachte?

§. 9.

Was den gelehrten Italiener betrifft; so läßt schon der Titel seines Werks *) nicht die volle Reinheit der in der Statistik schöpferischen Idee erwarten. Schlägt man das Werk selbst auf, und versucht es sofort, seinen einzelnen Büchern einen systematischen Gang abzugewinnen; so scheint, mir wenigstens, die Nichterfüllung der Bedingungen, von denen wir den Anfang unserer Aere abhängig machen müssen, über allen Zweifel erhaben zu seyn. Ich finde bey ihm nirgends einen Begriff unserer Wissenschaft angegeben, und nehme dagegen wahr, daß ihm der Abschnitt

schnitt „Land“ fast durchgehends rein geographisch wird, ja, daß er hierinn sogar in das Gebiet der alten Geographie hinüberschweift: sein Abschnitt „Geschichte“ weilt sogar bei der historischen Literatur! Wie wenig er die Staatsmerkwürdigkeiten irgend eines Staates erschöpfte, weiß Jeder der Gelegenheit fand ihn einzusehen. Wenn ich auch gerne zugebe, daß ein großer Theil dieser Unvollständigkeit auf Rechnung des mangelhaften Stoffs kam, den *Sansovino* vorfand; so finde ich doch auch nirgends die Spur eines vollständigen Systems, in welchem sich der Verfasser von dieser Mangelhaftigkeit losgesagt hätte. Ich kann, nach allem diesem, nicht bergen, daß ich wenigstens durchaus nicht absehe, was uns das Recht gebe, diese Schrift den statistischen zu zu zählen, während wir doch so manche andere, (z. B. das obgedachte Germanien von Tacitus) bloß der Staatenkunde heimfallen lassen wollten.

Es ist hiernächst bekannt, daß weder *Botero*, noch der ohnehin nicht originelle Kaspar *Ens*, viel weniger der äußerst mittelmäßige *Pierre d' Avyty*, ihren Vorgänger *Sansovino* übertrafen. Eben dieses gilt

unbe=

unbedingt von allen jenen Verfassern, deren, mitunter schlechthin planlosen, Kompilationen, Johannes de *Laet* die Ehre des Elzevirischen Abdruks widerfahren ließ. So verstrich ein fast hundertjähriger Zeitraum, in welchem zwar für die Anhäufung statistischer Materialien Verschiedenes, für die Beförderung ihrer ächten Wissenschaftlichkeit dagegen, soviel als Nichts geschah.

*) *Del Governo ed Administrazione di diversi Regni e Republiche cosi antiche come moderne. Venez.* 1562.

§. 10.

Um von *Sansovino*, und von denen die unmittelbar in dessen Fußstapfen wandelten, ohne einen zu großen Sprung auf Achenwall zu kommen, kann man nicht umhin, wenigstens eines Veit Ludwig v. Seckendorf, und eines Hermann Conring zu erwähnen.

§. 11.

Seckendorf's berühmter Fürstenstaat, ist das Werkchen, in welchem, ich wenigstens, die erste, sich dem deutlichen Bewußtseyn ih-

rer Tendenz nähernde Regung, für die Gestaltung der Statistik zu einer eignen und folglich neuen Wissenschaft zu finden glaube. Man ersieht dieses deutlich aus folgendem kleinen Bruchstück seiner Vorrede. „Ich habe mir nicht fürgenommen, eine teutsche allgemeine Politik, oder gewisse Regeln der Regimenter zu schreiben; sondern mein Zwek und Absehen ist auf den Zustand der meisten teutschen Fürstenthümer gerichtet gewesen, wie nämlich solche in ihrem rechten und guten Stand beschaffen seyn, und regiert zu werden pflegen. Ich habe mich erkühnet, das Eys zu brechen, und entweder durch meine Fahrt, oder auch durch meine Fehler, andere zu einem mehreren und besseren zu veranlassen." Irre ich nicht sehr; so zeigt diese Stelle, noch mehr das Buch selbst, unsere Wissenschaft doch schon in einer ziemlich weit gediehenen Embryonen-Gestalt. Ich will sagen: wir erblicken die Statistik hier zwar noch als ruhend in dem Schooße der Politik, aber doch schon das Streben verrathend, welches die künftige Trennung zu einem eigenthümlichen Leben erwarten läßt. Es ist erst neulich irgendwo sehr richtig bemerkt worden, daß dieser Verfasser überhaupt nicht bloß Staaten

beschreiben, sondern zugleich lehren wollte, wie man solche Beschreibungen einrichten müsse. Hierdurch gewinnt Seckendorf noch ein besonderes Interesse, in Beziehung auf das, was, tiefer unten, über die Lehrart unserer Wissenschaft gesagt werden wird.

§. 12.

Vorzüglich seitdem Meusel dem allgemeinen Theile seiner statistischen Literaturwerks die Eintheilung „vor Conring und nach ihm" verlieh, muß auch der erste Anfänger unserer Wissenschaft mit lebhaft aufgeregter Wißbegierde hinblikken, nach den Verdiensten eines Mannes, welcher sich vorzüglich hier das herrlichste Denkmal als Polyhistor, und als architektonisches Genie sezte. Was uns Conring über fünf und zwanzig (nur noch zu sehr als Länder aufgefaßte) Staaten sagt (ich meine seine mühsame Arbeiten in dem materiellen Theile der Statistik) das war schon damals, als die Goebelische Ausgabe dieses Bandes (1730.) erschien, wenigstens grösseren Theils, zur Antiquitität geworden. Dagegen wird seine „*Exercitatio historico - politica de notitia singu-*

laris alicujus reipublicae, und das damit in der nächsten Verbindung stehende „*Proemium examinis Rerum publicarum*“; diese beiden kleinen Abhandlungen, werden nimmermehr ganz veralten können: denn sie gehören dem unvergänglichen und unwandelbaren Theile der Wissenschaft an. Nur das war für unsern Conring kein geringer Nachtheil, daß er zur Bezeichnung der eigenen Wissenschaft, einen eigenen Namen, weder in der Sprache vorfand, noch auch den Muth hatte, dafür einen eigenen zu stempeln. Die eben belobten Abhandlungen sind die erste Theorie der Statistik, und stehen, bis herab auf Schlözern, fast isolirt. Vergeblich würde man mir gegen diese Behauptung Instanz zu machen suchen, durch Hinweisung auf die (mir wohl bekannten) wenigen 8vo Seiten, welche spätere Lehrer der Statistik ihrer Exposition des materiellen Theils vorauszuschicken pflegten. Denn hier überall ist es auf nothdürftige Einleitung; bei jenem aber unverkennbar darauf abgesehen, die Wissenschaft in ihrer Eigenthümlichkeit zu charakterisiren, ihre Bestandtheile kritisch darzulegen, folglich zu zeigen:

a) Wo-

a) Worauf?

b) Warum gerade hierauf der Statist zu sehen habe?

c) Was dessen Blikke leiten müsse?

Dem Verfasser dieses ist Conring besonders werth, theils, weil keiner so deutlich als er den Staatszweck zum Maßstabe bestimmt (der bei allen seinen Nachfolgern wieder mehr, oft bis zum Unverzeihlichen verdrängt wurde); theils weil er diesen Staatszweck, mit Aristoteles, in Selbstständigkeit sezt. Schade, daß Conring gerade diese wichtigen Punkte so kurz und als etwas völlig Ausgemachtes behandelt! Unserem Autor war übrigens die Kenntniß gegebener Staaten (*singularis alicujus reipub.*) nicht Geschichte oder geographische Geschichte, auch nicht Politik; sondern jene war ihm eine Hülfswissenschaft der Statistik, so wie Statistik selbst Hülfswissenschaft der Regierungskunst. Es würde sehr leicht seyn, diese Behauptung mit Stellen seiner mir schon seit Jahren nie von der Seite kommenden Theorie zu belegen. Aber hierauf darf ich dermalen nicht

ein=

eingehen, theils, weil ich nur im Allgemeinen auf die Manier hinzuweisen brauche, in welcher er die gegebenen Staaten seiner Wahl behandelte; theils weil ich nächstens, wo nicht eine vollständige Uebersetzung jener theoretischen Schriften, wenigstens deren Ideengang, in einer eigenen Abhandlung liefern werde. Diese wird hoffentlich beweisen, daß hier Vieles niedergelegt ist, woran wir schlechthin wieder anknüpfen müssen, ehe sich unsere Theorie einer grössern Vollendung rühmen dürfte. Doch nur höchst leise berührt Conring die Geschichte, und beschränkt sich meistens irgend einen Literator derselben namhaft zu machen. Fast durchgehends, wo er geographische Data aufnimmt, gewahrt man eine Auswahl nach dem Maßstabe: „*quantum in iis ad felicitatem vel infelicitatem reipublicae sit positum?*“ oder „*num haec discrimina ad vitam civilem momenti sint?*“

Es verdient bemerkt zu werden, daß Conring der erste war, welcher Vorlesungen „über die Kenntniß gegebener Staaten“ auf das akademische Katheder brachte. Der Name des Vaters der Statistik

scheint mir diesem Gelehrten nicht streitig gemacht werden zu können, ob ich gleich zugeben will, daß er die eigentliche Geburt seines Kindes nicht erlebte.

Achenwall betreffend; so dürfte man ihn freilich selbst nur flüchtig gelesen, und mit seinen Vorgängern verglichen haben, um im Ganzen in jenes, ihm allgemein zuerkannte, Lob zu stimmen, welches Schlözer mit dem Ausdruck „Epochen-Mann" zu bezeichnen pflegt. Welche achtbaren Stimmen ich aber auch gegen mich habe; so kann ich doch in folgende beide, ihn betreffende, Behauptungen nicht unbedingt einstimmen:

1) Daß bereits ihm (in den Worten „Inbegriff der wirklichen Staatsmerkwürdigkeit") der Ausdruck des vollkommenen Begriffs, oder der wahren Definition unserer Wissenschaft gelungen sey.

2) Daß bereits er die Trennung der Staatenkunde von der Länderkunde vollendet habe.

Das erstere, sagt Schlözer (l. c. S. 37), das andere sagt Niemann (l. c. S. 110). Es wird sich aus den folgenden Abschnitten ergeben, was ich mir einzuwenden erlauben muß. Würde nun, besonders gegen N. 1., überzeugend argumentirt werden — welches einen Fehler in N. 2. wo nicht als nothwendige, wenigstens als wahrscheinliche Folge erwarten ließe — so folgte alsdann weiter:

„Daß die Aere der Statistik, selbst mit dem, übrigens um ihre Einführung in das Leben hochverdienten Achenwall, noch immer etwas zu hoch angesezt seyn würde, Allen denen nemlich, welche buchstäblich streng auf der Bedingung bestehen, daß der vollkommene Begriff einer Wissenschaft fest stehen und ihr dadurch, unter andern, volle Individualität zu gesichert seyn müsse." — Indessen wird eben das Raisonnement, in welchem der Verfasser dieses glaubt darthun zu können, daß unserm Achenwall, statt der gesuchten Definition, und troz der Kürze seiner Worte, doch nur eine Description gelang; eben dieses wird zeigen, daß er eigentlich nur in der Wahl der

Worte

Worte fehlte, während er dennoch immer ganz richtig dasjenige im Auge hatte, wodurch wir seine Description zu der ächten und einzig wahren Definition steigern zu können hoffen.

§. 13.

Sollten wir nun am Schlusse dieses Abschnittes unsere individuelle Meinung über das Alter der Statistik als Wissenschaft summarisch zusammenfassen; so möchten wir sie in folgende Säzze legen:

1) In dem ganzen Alterthume, und in dem Mittelalter, kurz, bis herab auf Seckendorf und seinen Zeitgenossen Conring, ist von keiner Statistik als Wissenschaft die Rede.

2) Mit diesen beiden Männern beginnt ihre Aere, und es würde undankbar gegen das schöpferische Verdienst seyn, welches nur die volle Ausbildung seines Werks nicht erleben konnte, wenn man sie unter diese, oder wol gar unter Achenwall herabsezzen wollte.

3) Die Statistik muß also, schon hinsichtlich der Kürze des Zeitraums, von welchem sie dadirt, eine neue Wissenschaft heissen. Sie muß dieß um so mehr, da in

der Aufstellung dieses Urtheils nicht sowol Kalendermaß, als die erlangten oder nicht erlangten Stuffen der Ausbildung, Gewicht haben. — Noch heute ringt sie — wenn schon des Sieges gewiß, doch immer noch unter mancherlei Widerstand — um ihre individuelle, namentlich nicht durch geschichtliche und geographische Vermischungen getrübte, Existenz. Der Verfasser hofft, daß der Verfolg dieser Abhandlung Einiges zu dem Vollenden ihrer reinen Gestaltung beitragen könne: daß sie aber noch weit mehr zu thun übrig lassen werde, weiß er gewiß.

Zweiter
Abschnitt.

II. Abschnitt.

Benennung und Rechtschreibung; Begriff.

Erstes Kapitel.

Benennung und Rechtschreibung.

§. 14.

Der obgedachte Seckendorf war — wie Schlözer bemerkt — der Erste, welcher den Ehrentitel „egregius *statista*“ davon trug. Es ist mir wahrscheinlich, daß er diese Benennung zunächst durch den ganz besonderen Nachdruck veranlaßte, welchen er (m. vergl. die obige Stelle seiner Vorrede) auf das Wort Zustand (status) des Staats, im Gegensatz der Politik legte. Phil. A. Oldenburger, der diesen Titel spendete, mußte

fürch=

fürchten, das Ziel zu verfehlen, welches Seckendorf sich selbst in klaren Worten aufgesteckt hatte, wenn er den, der des Staates Zustand (nicht Grundsäzze der Regierungskunst) liefern wollte, schlechtweg einen *politicum* genannt hätte. Den *scriptorem status rerum earum, quae in eo versabantur, quod Germani Staat vocabant*, glaubte er wahrscheinlich nicht schicklicher, als (etwa nach der Analogie *scriba*) durch sein *Statista* bezeichnen zu können. Es ist in dieser wahrscheinlichen Entstehungsgeschichte des Namens unserer Wissenschaft, der seit kurzem (seit 1789) auch zu den Engländern und Franzosen durchgedrungen ist, einigermaßen sonderbar, daß er sein Daseyn einem Manne verdankt, der selbst so wenig Verdienst um diese Wissenschaft hatte. Denn Oldenburger ist ja eben der, „*cujus quisquiliis commaculatum fuisse, graviter conquestus est Coringius*," wie sich Goebel in der Vorrede zum VI Conringischen Bande ausdruckt.

§. 15.

Der Etymologie nach, wäre also Statistik Staats-Zustands-Wissenschaft.

Man

Man hat schon öfters den Rath ertheilt, oder doch den Wunsch geäussert, daß das ganz deutsche Wort „Staats-Kunde" zur Bezeichnung dieser Wissenschaft den Vorzug vor dem exoterischen „Statistik" erhalten möge. Auch abgesehen von den Schwierigkeiten, welchen der einmal in dem Grade herrschend gewordene Sprachgebrauch dieser Tendenz entgegen sezzen würde, möchte ich doch nicht einmal ganz in diesen Wunsch einstimmen. Hierzu bestimmen mich zwei Rücksichten. Erstlich habe ich gegen die Benennung „Staats-Kunde" überhaupt dasjenige einzuwenden, was mir in allen Worten, die anders eine wahre Totalität und Individualität bezeichnen sollen, zuwider ist, wenn in ihnen die Ineinsbildung nicht vollendet wurde. Hierunter verstehe ich, wenn eine jede Sylbe des Wortes selbst wieder ein für sich bestehendes Wort, wol gar ein Hauptwort, und endlich ein solches ist, wovon jedes seinen ursprünglich eigenthümlichen Ton behauptet. Ich weiß zwar sehr gut, daß sich dieser stärker auffallende Dualismus nicht immer vermeiden läßt; auch halte ich diesen Fehler für zu gering, als daß ich, um ihn zu vermeiden, wohl

gar ein solches Wort gelten lassen möchte, welches wenigstens eine bestimmte Veranlassung gäbe, damit einen falschen Begriff zu verbinden. Allein einem jeden, übrigens nichts Falsches sagenden, Worte, scheint mir die vollendete Einheit zu einer Empfehlung zu dienen, die wenigstens, *caeteris paribus*, reichlich wegen des exoterischen Ursprungs schadlos halte. So ist mir das Wort „Medizin" lieber, als „Arznei-, oder Heilkunde; so würde mir das Wort „Polizey" lieber seyn, als „Einwohner-Ordnung," wenn jenes nur nicht etwas Falsches sagte, welches höchstens durch mühsame und ausdrückliche Verwahrungen entfernt werden kann. — Zweitens vermisse ich in dem Worte „Staats-Kunde" alle bestimmte Beziehung auf den Begriff des Zustandes, und eben dadurch scheint es mir für Statistik minder geschickt, wohl aber ganz berufen zu seyn, in einer höhern und allgemeinern Sphäre angewandt zu werden. Ob wir es nicht aufsparen sollten, um uns mittelst seiner und seiner Derivativen, kurz und passend über einen solchen Mann aus zu drükken, der für die Möglichkeit der unmittelbaren Ergreifung des

Staats-

Staatsruders, oder eines Antheils an ihm, Wissenschaft, Erfahrung und Manier (savoir faire) vereinigten. Das Wort Staatsmann thut mir hier nicht ganz den Dienst, welchen ich mir von dem „Staatskundiger" verspreche. Jenes thut mir ihn schon deßwegen nicht, weil es, wenn mich anders mein Gefühl nicht sehr täuscht, zu viel für Aktivität sezt, welche leztere doch eben so oft ohne Staatskunde statt findet, wie umgekehrt diese ohne jene. Ein jeder Minister ist, kraft tragenden Amtes, Staatsmann: daß ein solcher, der seinen Posten ausfüllte, sich zurückziehe; so bleibt es immer ein Staatskundiger. Was ihm übrig bleibt, ist mehr als bloße Wissenschaft: es ist das, in welchem Wissenschaft und Technik Eins wurden. Sagte man nun von einem Solchen „er bleibe Staatsmann;" so scheint mir damit für seine Eigenschaft zu wenig, für seinen Standpunkt doch etwas zu viel gesagt zu seyn.

§. 16.

An der Stelle seiner Theorie (Seite 3) wo Schlözer ein Wort für den Ausdruck „Staaten-Kunde" sagt, steht eine Note,

in welcher der Herr Verfasser zur gelehrten Forschung über folgende Punkte auffordert:

1) Wann ist das Wort Staat in seiner jezzigen Bedeutung in die neueren Sprachen gekommen?

2) Von wann dadirt „*Status*“ in seiner Bedeutung Reichs- und Landstände?

3) Warum schreibt man Staat nicht Stat, da man doch nicht Daame, Vaase, Naamen schreibt?

Mir, der ich ganz zu den Vielen gehöre, welchen alles, was aus dieser Feder fließt, von vorzüglicher Wichtigkeit ist, war also auch diese Note eine ganz besondere Veranlassung, mich um die Lösung der darin gemachten Aufgabe zu bemühen.

N. 1 und 2 nöthigen mich zwar im Ganzen zu dem Geständniß, „*memet oleum et operam perdidisse!*“ Blieb mir indessen auch noch das „Wann“ unsicher; so kam ich doch bei dieser Gelegenheit über die, gleichfalls noch so wenig erhellte, Ab-

 stam-

stammung, des wichtigen Wörtchen „Staat,“ so wie über die von „*status*,“ auf eine Konjektur, die vielleicht einiges Interesse haben dürfte. Ich vergönne dieser Konjektur hier eine Stelle, theils, weil die Beziehung auf den Namen Statistik am Tage liegt; theils, weil meine Vorlesungen über das Schlözerische Kompendium mich alljährlich auf diese Fragen führen.

§. 17.

Wir sehen Adelungs kritisches Wörterbuch, als das Werk an, dessen Ansicht in Sachen der Abstammung, für die allgemeiner herrschende, oder doch, in solcher Autorität, als die zur allgemeinen Herrschaft berufene, zu betrachten sey. — Nach diesem Sprachforscher hat das Wörtchen „Staat“ zwei Grundbedeutungen: die, in welchem es dem Worte „Zustand“ entspricht; die, in welcher es ursprünglich ein Geräusch, ein Getöse bedeutet zu haben scheint. Der erstern gesellt der Verfasser auch jene zu, in welcher seine Bedeutung das Amt, die Würde besagt, gleich dem lat. Status, dem französ. Etat, dem ital. Stato, Istato, dem Ißländischen Stiet. Aus der

andern treten, nach ihm, folgende besondere Bedeutungen hervor:

a) Geräusch; Wortgepränge; das Isländische Staat; Prahlerey.

b) Glänzende und kostbare Hülfsmittel im gesellschaftlichen Leben.

c) Eine Menge Volks; doch nur noch in der engeren Bedeutung, einer zahlreichen, einen beträchtlichen Umfang einnehmenden, Gesellschaft von Menschen, welche unter dem gemeinschaftlichen Bande einer Regierungsform stehen.

Adelung fährt fort: „Es leidet in dieser lezten Bedeutung mehr als Eine Ableitung. Es kann von stehen abstammen; und eine in einer bestimmten Gegend, auf eine beständige oder bleibende Art verbundene bürgerliche Gesellschaft bezeichnen, zum Unterschiede von einem unstäten herumstreichenden Volke. Indessen scheint die Ableitung von dem Getöse, Geräusche, welche eine Menge Menschen macht, auch ihre, und vielleicht noch mehr Wahrscheinlichkeit zu haben, und würde alsdann „Staat" nur durch den vorgesetzten Zischlaut von dem alten *Theut*, *Thiot*,

Thiot, *Diete*, Volk, dem Gothischen *Thiudan*, Reich, u. s. f. gebildet seyn. So Adelung.

§. 18.

Den Verfasser dieses betreffend; so findet er in den ältesten, der ihm bekannten Denkmälern unserer Sprache, die Bedeutung „merkwürdige Oertlichkeit" als die vorherrschende des Grundtons, der sich in *Stat*, *Stad*, *Stath*, *Statt*, ausspricht. Hunslastad, (Opferstelle, Altar) Lukarnastath (Lichtstelle, Leuchter), *Statig* und Unstadigu etc: alle diese Beispiele könnten, wenn der Raum es erlaubte, zu deutlich sprechenden Belegen erhoben werden. Auch würde sich, besonders über das Wort „*Stall*" (welches offenbar den sämmtlichen Modifikationen des, wie immer geschriebenen, Tones „*Stat*" innigst verwandt ist, und leicht in diesen übergeht) mancher Zusaz zu Adelung machen lassen.

Jener Grundzug nun, von welchem unser „statt, Stadt, und Staat" sich nur als Schattirungen ankündigen, erinnert leicht an das Griechische σταδιον, (welches die Römer

mer als *stadium* kannten) und führt überhaupt zu dem fruchtbaren Stammworte ἵστημι, und ἵσταμαι, dem das Römische *sistere* und *stare* in Laut und Bedeutung entspricht. Unter dem Derivativen jenes Stammwortes, findet sich auch σταθμος und σταθμα, τα (sprich *stathmos* uud *stathma*). Jedem Freunde der griechischen Sprache sind mehrere, häufig vorkommende Bedeutungen dieses Wortes bekannt, welche es unserem Worte „Staat" zwar näher, jedoch noch nicht in eine solche Nähe bringen, daß die Kritik sich das vorläufige Urtheil erlauben könnte, gerade dieses, und kein anderes Wort der gedachten Familie, sey, unter kleinen leicht erklärbaren Veränderungen, unser Deutsches. Um dahin zu kommen, bedarf es der Lenkung der Aufmerksamkeit auf eine andere Bedeutung desselben, welche ich, als mir wenigstens neu, und bisher noch nirgends für unsere Aufgabe geltend gemacht, in dem Folgenden als Note auszeichnen will:

Schneider *sub voce* σταθμος, und σταθμα;

a) Der Ort, wo der Mensch, das Vieh, und Sachen stehen, sich befinden, wohnen. Stall.

b) Das

b) Das Quartier für Reisende, und Soldaten *mansio*, *statio*, *castra*.

Not. „Im persischen Reiche heißen σταθμοι (sp. stathmoi) die Orte, wo der König auf seinen Reisen einkehrte. Darnach machten einige Schriftsteller die Beschreibung des Landes, und in so fern drükt es auch ein (Länder-) Maß aus, viel grösser, als Παρασαγγης*).

*) Eine Parasange = 30 Stadien à 125 Schritte; also im Ganzen ungefähr $\frac{3}{4}$ geographische Meilen. Schneider neuste Ausgabe sub. h. v.

§. 19.

Irre ich nicht sehr; so gewährt das so tönende, in solcher Bedeutung ausgebildete, endlich gerade bei den Persern aufgefundene Wort, alles, was die Kritik zur etymologischen Wahrscheinlichkeit zu fodern berechtigt ist. Die weggefallene Endsylbe hat zu viele Analogien für sich, als daß sie einen Anstand verursachen könnte. Und, wenn etwa die Form „*Stathma*,“ die herüberwandernde gewesen wäre; so konnte sich gerade deren Endsylbe hier nicht halten, weil sie das Wort,

für

für das Bedürfniß der germanischen, in doch immer rauherem Klima lebenden, Nationen, viel zu zart machte. Eine weitere, nach tiefen Sprachgesezzen unausbleibliche Folge, dieser hypothetisch nothwendig gesezten Abkürzung, wäre sodann die Verlängerung der übrig gebliebenen Einen Sylbe. Jene Eigenschaft aber, des, als „Staath" gesprochenen Wortes, in welcher es zugleich an eine beträchtlichere Länderausdehnung geknüpft war, scheint der Keim, eben jener schönen Entfaltung unseres heutigen „Staat" zu seyn, in welcher es, auf der einen Seite unverwechselt mit Stadt, auf d:r andern, in so erwünschter Unabhängigkeit, über allen, sonst noch so sehr verschiedenen, Formen der Verfassung schwebt. Ein Länderstrich, nicht zu klein für das namhafte Flächenmaaß „Staath," dann Siz einer eigenen Regierung, das waren erste Bedingungen. Freilich waren die Regenten der Persischen „Stathma" Könige, aber in solchen Verhältnissen (bald zu den Vornehmen, bald zu dem Volke) daß eine Verfassung, in welcher auch Aristokratismus oder Demokratismus überwiegend, wol gar verdrängend geworden wären, doch nicht um die Benennung „Staat" bringen konnte.

konnte. Jenes Wort bezog sich ja nicht rein auf die Verfassung, sondern war zugleich an den Länderstrich gefesselt, und die Verfassung war nicht rein monarchisch. Welche Abweichung also in der Verfassung bestehen, oder welche Veränderung in ihr einreißen mochte — immer blieb, in dem Länderstrich, ein „Staath" übrig, und der Mangel eines reinen Charakters der Regierung verhinderte irgend eine auszuschliessen. Es ist wahr, auch Die, welche die Ableitung von dem lat. „*Status*" machen, bringen die Entfesselung des Wortes von einer bestimmten Regierungsform zu Stande. Allein, nicht zu gedenken, daß zu den Zeiten der näheren, durchgreifenden Bekanntschaft mit den Römern, den Germanern die Stelle dieses Wortes nicht mehr leer seyn konnte, und es auch so gewiß nicht war, als *civitas* und *respublica* (die es sonst vor dem Worte Status gethan haben würden) nicht Besitz zu ergreifen vermochten; so hat auch jene Ableitung alle höhere Kritik gegen sich. In solcher Ableitung werden nemlich die Spracherfinder jener Zeiten, so recht eigentlich als solche Leute gesezt, die, hingegeben an die Reflexion über die Wichtigkeit und

über

über die Vortheile eines festen Verhältnisses, zu sich gesprochen hätten: „Laßt uns ein neues Wort schaffen, das uns bezeichne, was wir, gemäß des abstrakten Begriffs (festes Verhältniß) wirklich machen müssen.“ Aber dieß ist schlechthin nicht der Gang, den die frühste Sprachenbildung nimmt, und es muß unsere Konjektur empfehlen, daß sie diesen unnatürlichen Gang nicht kennt. Etwas Anschauliches liegt bei dieser zum Grunde, wir sehen das Wort mit der Sache entstehen, beide sich zugleich ausbilden, und es tritt aus der heiligen Ahnung des dunkelen Gefühls hervor, was die später hinzukommende Reflexion zu überraschen vermag. Eben so kam der Grieche zu seinem „Polis,“ das Wort, der freilich künftig viel grösseren Rolle, auf der mehr materiellen und speciellen Seite erziehend. Wort und Begriff sind, mit der Idee verglichen, Körper, und nicht eigentlich aus Geist geboren. Wer daher ihren Zeugungsakt belauschen will, muß, so viel möglich, einem Substrate nachspüren, welches in der materiellen Welt gleichsam den ersten Stoß zu solcher Abstraktion gab. Worte, welche heute das Depot des feinsten Gedankens seyn mögen, haben dennoch keinen an-

deren ersten Ursprung, ob dieser gleich bei so vielen für jede spätere Nachforschung verloren gegangen ist. Daß in der Folge der Staat des vorzugsweise so genannten Begriffs den Länderraum, oder das Gebiet, dessen Anschauung das Wort hervorgelockt hatte, wieder in den Hintergrund drängt, ist sogar nothwendige Folge seines Verhältnisses zu dem Urstaate, welcher leztere nur in dunkelem Gefühle seiner Idee entgegen strebt.

§. 20.

Hierzu kommt das besondere Gewicht, welches verschiedene neueren gelehrten Untersuchungen über die Abkunft und die ältesten Stammsizze der Germaner, dem Umstande verleihen, daß sich das Wort „Stathma" gerade bei den Persern, also bei einer Nation findet, deren ehemaliger näherer Zusammenhang mit den angeblichen Urbewohnern Germaniens kaum mehr zu bezweifeln seyn dürfte. Das Wenige, was mir an dieser Stelle davon zu berühren vergönnt seyn dürfte, hat seinen Zweck erreicht, wenn es in dem Kenner Erinnerungen wekt, die der von uns einmal lieb gewonnenen Konjektur günstig sind, und wenn es Anderen als Wink dient, daß sie dieselbe

nicht voreilig, vielleicht gerade von der Seite verwerfen, wo sie sich besonders empfiehlt.

Tacitus weiß von der Abkunft der Germaner nichts. Die bekannte Stelle „*Germanos indigenas crediderim etc*, (Cap. II.)“ legt wenigstens späteren Vermuthungen oder Nachrichten nicht die geringste Schwierigkeit in den Weg. Zunächst durch Strabo, Herodotos, Ptolomäus, und Am. Marcellinus, werden wir mit einem Länderstrich bekannt, der sich unter den Namen Scythien, auch über jene östlichen Theile von Europa zwischen der Donau und dem Dnjeper, von da über die Mäotischen Sümpfe (Asowische Meer) bis an das Kaspische Meer hin erstrekte. Hier trieben sich Scythen umher. Doch die Scythen erstrekten sich noch viel weiter, und reichten in das tiefste Asien. So stimmen die sämmtlichen, eben gedachten Schriftsteller, in der Nachricht überein, daß sich Scythen bis nach Indien (nach einigen namentlich bis an den Ganges) fänden, und auch Curtius erwähnt ihrer Ausdehnung bis nach Baktriana.*) Das Faktum, daß unter den Scythischen Völkerschaften solche Namen vorkommen, welche die spätere germanische Geschichte berühmt

machte,

machte, bedarf nicht der vielen Belege, die man ihm leicht geben könnte. Nur als Probe diene die Stelle, wo Ptolomäus, unter der Aufzählung asiatischer Scythen, von Schwaben (Συηβοι) und Sachsen (Σαξονες) ausdrückliche Erwähnung thut.**) — Eben diesen Scythen gehören nun auch die Perser an, und, was besonders merkwürdig ist, wir finden den Namen „Germaner" mitten unter denen der einzelnen Persischen Völkerschaften.***) — Was die Beweiskraft dieser Stellen in hohem Grade vermehrt, ist die so weit gehende Uebereinstimmung, welche wir zwischen den Germanern nach Tacitus und Cäsar, und zwischen den alten Persern nach Xenophon, Strabo, Herodotos und Curtius, so wol in dem Charakteristischen ihres Körperbaues, ihrer Kleidertracht und Wohnart, als in Hinsicht auf Staatsverfassung und Religion finden. Diese Uebereinstimmung geht in der That weit genug, um ihr Auffallendes nicht zu verlieren, wenn man auch (wie es sich der besonnenen Kritik von selbst versteht) nie vergißt, daß alle rohen Völker nicht umhin können, in ihrer Einfachheit viel Uebereinstimmendes zu haben, welches so fort doch nicht geradezu auf gemeinschaft-

liche

liche Abstammung bezogen werden darf. In einer, sich gleich unten näher zeigenden Rüksicht, erwähne ich, von der Uebereinstimmung in der Staatsverfassung, hier nur des Umstandes, daß auch die Persischen Könige eben die Umgebung der Vornehmen hatten, die uns Tacitus als bei den Germanischen Fürsten üblich schildert. †)

Am nächsten unter allen denen zwischen beiden statt findenden Uebereinstimmungen, liegt uns endlich die der deutschen und der persischen Sprache. Bereits mehrere Gelehrten haben diese vielfach nachgewiesen. Der Autor, den wir sogleich nennen wollen, führt eine Reihe gemeinschaftlicher Wörter an, und verweist für mehrere auf eine (uns übrigens unbekannte) Persische Gramatik von Grave, und auf die Briefe von Lipsius. In dieser Reihe oben an stehen:

Deutsch.	— —	Persisch.
Vater.	— — —	Bader.
Mutter.	— — —	Mader.
Bruder.	— — —	Brader.
Tochter.	— —	Dochter.
Magd.	— — —	Mad.

Mit

Mit Recht bemerkt der Orientalist, von dem wir diese Nebeneinanderstellung entlehnten, Bockshorn erkläre diese Uebereinstimmung beider Sprachen nicht füglich, so, als hätten so wol die Dentschen als die Perser, diese, ihnen gemeinschaftlichen Ausdrükke, gemeinschaftlich von den Scythen und Tartaren erhalten. Denn — sagt unser Autor — dieses sind Ausdrükke, deren man zu wenig entbehren kann, als daß man abwarten könne, bis die Erfindungskraft eines fremden Volkes ihnen zu Hülfe komme, wie es etwa bei Kunstwerken, Instrumenten u. d. gl. geschehen dürfte.

In Erwägung des Gesagten würde also unser „Staat,“ gebildet aus dem Persischen „Stathma“ (oder vielmehr das Scythische Wort selbst) schlechthin nichts Auffallendes in seiner hiermit konjekturirten Etymologie haben: es würde nur Eins mehr von den vielen Wörtern seyn, mit welchen es ein völlig gleiches Bewandtniß hat. ††) Voreingenommen für des Römischen *Stare* und *Status*, vergaß man leichter der wahren Heimath des wichtigen Wörtchens nach zu spüren! — — —

*) Stra-

*) Strabo: Lib. XI.
Herodot: Lib. IV.
Amm. Marcell: Lib. XXXI, cap. II.
Ptolomaeus: Lib. VI.
Q. Curtius: Lib. VII, cap. VII.

**) Ptolom. Lib. VI.

***) Klassisch sind hier besonders folgende zwei Stellen:

„Unde etiam Persae (nicht Parthi) qui sunt originitus Scythae, pugnandi sunt peritissimi.

Amm. Marc. Lib. XXXI.

Εστι δε Περσεων συχνα γενεα· — — αλλοι δε Περσαι εισι οἱδε Πανθελαιοι, Δηρουσιαιοι, Γερμανοι.

Herodot. Lib. I.

†) *Haec dignitas, hae vires, magno semper electorum juvenum globo circumdari, in pace decus, in bello praesidium.* — — *Magnaque et comitum aemulatio, quibus primus apud principem suum locus, et principum, cui plurimi et acerrimi comites.* l. c. cap. XIII. conf. Xenoph. Cyrop. Lib. VIII.

††) Der Autor, dem ich in dieser kurzen Darlegung zunächst folgte, ist Herr Barbor (Dr.

der

der Theologie ꝛc. an dem Lyzäum zu Olmüz) in seiner, vielleicht nicht genug gekannten, Abhandlung: Ueber die Abstammuug der Deutschen. Wien 1798. 91 Seiten 8vo.

§. 21.

Wäre die aufgestellte Konjektur nicht ganz verwerflich; so erklärte sich in ihr zugleich jene Bedeutung des Lautes „Staat," in welchem er Würde, Amt, Luxus, ausdrückt. — Eine neue, nicht ganz unerhebliche Stüzze, scheint mir unsere Vermuthung durch das uralte Wort „*Notstallon*" zu erhalten. Wachters *Glossarium Germanicum* bemerkt, daß dieses Wort schon in dem *Epiniceo Reg. Ludov. vers. 64.* vorkomme, und interpretirt es: *Vasalli, qui tenentur dominum in expeditionem vel aliam necessitudinem sequi.*" — Wir haben hierin den Uebergang zu dem Wenigen gefunden, was wir auf die 2te Schlözerische Frage (oder eigentlich mehr auf Veranlassung ihrer, als zu deren direkter Beantwortung) zu sagen haben.

§. 22.

Ad N. 2. Nichts scheint, auf den ersten Blick, natürlicher, als „*Status*" (in

der Bedeutung Reichs- und Landstände) für ganz Römisch zu nehmen. Die Kritik kennt indessen Fälle, wo gerade die zu grosse Natürlichkeit gerechten Verdacht erregt, und diesen Fall glaube ich in dem vorliegenden gegeben zu sehen. Denn, so ganz Römisch der Laut, ja, so gewiß es ist, das das heutige „*Status*“ eben das allbekannte Römische ist; eben so gewiß ist es, daß die Römer auch nicht von ferne, daß sie keineswegs das Ding kannten, was wir mit „*Status*“ bezeichnen. Die Leser, für welche ich hier schreibe, verlangen keine Auseinandersezzung der Größe dieser Auffallenheit, und es bedarf nur der Berührung des in ihnem Gelegenen, um sich selbst zu sagen „daß ein fremder Laut, mit einer ihm in seiner Heimath ganz fremden Bedeutung, nur nicht unbedingt aus solcher Heimath erklärt werden könne!“ Nicht sein Laut, seine Bedeutung vielmehr, ist die Seele des Wortes: und eine Sprache, welcher die ganze Idee fehlt, die sich in einem Worte als Begriff verkörpert, vermag uns auch nicht dieses Wort zu geben. Indessen bleibt eine Lükke offen. Die eine Nation hat die Sache, und hat diese (welche nicht unbezeichnet blei-

ben

ben kann!) auf ihre Weise bezeichnet. Späterhin tritt Vermischung dieser Nation mit anderen ein; die Sprache der einen wird prädominirend; man findet gleiche, oder doch fast gleiche Laute, welche die Reflexion zum Erforschen der Uebereinstimmung anreizen; es finden sich Aehnlichkeiten zwischen Dingen, die ursprünglich gar nichts mit einander gemein haben — und das Reflexionswerk sezt sich ein Denkmal seines Wizzes, und seiner Unwissenheit zugleich. Ich habe die mir höchst wahrscheinliche Entstehungsgeschichte der heutigen Ausbildung des Wortes „*Status*“ in seiner in Frage stehenden Bedeutung, angegeben.

Notstallon und *Notstatton* (denn hier ist kein Anstand) war — wenn wir das Wort in heutiger Manier, sonst buchstäblich, übersetzen wollten — ein Notstatton war also ein Staatsnothwendiger. Die Zahl und Macht dieser Staatsnothwendigen (vergl. ob. Tac. cap. XII.) entschied über die Gesammtmacht eines germanischen Staats, und eben sie waren, nach der bekannten altgermanischen Verfassung, die Mitstimmenden. Man konnte die Staatsnothwendigen

den Säulen vergleichen, auf welchen ein solches gothisches Staatsgebäude ruhte, in welchen es Konsistenz hatte. Bei dem oben angeführten Wachter, so wie in dem „Dictionaire étimologique a Par. 1750, findet sich auch das Fränkische, hiermit verwandte, *Stallo* und *Gistallo*, als „*homo in officio constitutus.*“ Später, damals nemlich, als die germanischen Völker über die Römer im Felde gesiegt hatten, und von den kultivirteren Besiegten Schriftsprache, Gesetze ꝛc. aufnahmen, trat der obige Fall für das ein, was man in den Notstatton (die auch wohl vorzugsweise, die Stallon, oder Statton hießen) mitgebracht hatte. Den lateinisch Schreibenden konnten diese sogar nicht wol anders, als status heißen, weil die Endigung doch latinisirt seyn wollte. Der Erste, der sich zu diesem Behufe die Wortverdrehung erlaubte, that sich — vorausgesetzt, daß er nach dem lateinischen Worte gesucht hatte — vielleicht recht viel darauf zu gute, ein solches gefunden zu haben, welches so bestimmt von den Rechten dieser Stände sprach, und so überdiskret von ihren Pflichten (dem Rechte aus dem Gesichtspunkte der Leistung betrachtet) schwieg.

Wirk=

Wirklich macht die Bedeutung des lateinischen Wortes die Vorsylbe *Not* überflüßig. — Bei allen dem lebte in der Nation noch das Andenken fort, daß diese „Status" Personen seyen; folglich etwas, was die Römer nicht hatten. So konnten denn das frey gewordene Holland, noch sehr spät, jenen Männern, welchen es den errungenen Freistaat vertraute, den Namen der General-Staaten geben. Es ist längst als ausgemacht angenommen, daß sich der Genius der altdeutschen Sprache nirgends mehr, als in der englischen und holländischen Mundart erhalten habe.

Der Verfasser wünscht, daß irgend ein eigentlicher Sprachforscher, also ein Gelehrter, der mit ausgebreiteterer Sprachkenntniß, mehr Musse und bessere Hülfsmittel für Gegenstände dieser Art verbindet, das hiermit Niedergelegte auffassen, und verfolgen möge. Selbst die Gelehrten anderer Nationen, die das unvergleichliche Wort „Staat" in seiner ächt deutschen Bedeutung besizzen, oder doch diese dem Staatsphilosophen und Diplomatiker so oft unentbehrliche Bedeutung, immer mehr bei sich ausbilden, sie alle würden

den uns eine gründliche Belehrung über dessen Ursprung Dank wissen. So genügt sicher keinem denkenden und gelehrten Franzosen, was das *Dictionaire étymologique* (freilich schon 1750, jedoch ohne, meines Wissens, seitdem etwas Besseres zu veranlassen) *ad vocem* „*état*," mit einer Oberflächlichkeit sagt, in welcher zunächst keine wahre Belehrung ertheilt, wol aber desto mehr Dreistigkeit bewiesen wird, um das als etwas längst Ausgemachtes auf zu stellen, worüber man nichts Gründliches zu sagen weiß. „*Si je fais mention de ce mot, ce n'est pas, que son étymologie soit obscure ou incertaine* (?)! *mais je veux seulement faire remarquer sa ressemblance pour le son et pour la signification, avec le Latin* „*Status*" *le Grec* „στασις," *le Persan Stan.*"

§. 23.

Ad 3. Gehaltvolleren, d. h., mit wichtigeren Bedeutungen belasteten, einsylbigen Worten, pflegt das dunkle Sprachgefühl in allen, wenigstens dem Verfasser dieses bekannten, Sprachen, besonders gerne irgend eine namhafte Schadloshaltung wegen ihrer

Kürze

Kürze zu zu gestehen, nachahmend die Natur, welche dem in seiner Art Kleinen meistens eine besondere Energie, oder wenigstens mehr Prätensionen zu zu gesellen pflegt. Beide scheinen damit verhüten zu wollen, daß das Kleinere nicht der, ihm sonst grössseren, Gefahr unterliege, übersehen zu werden. Der Mittel für diesen Zweck sind, in den mancherlei Sprachen, mehrere. Entbehrt die Schriftsprache eigener Schriftzüge für den langen Vokal, fehlen ihr überdem wol gar alle Zeichen der Betonung (wie beides der Fall in unserer Muttersprache ist); so reduziren sich diese Mittel auf die beiden: Verdoppelung und Zusaz. Die Verdoppelung betreffend; so wird zu nächst die Betonung, je nachdem sie auf dem Vokal, oder dem Endkonsonanten ruht, über die Wahl des zu verdoppelnden entscheiden. Der Drang einer solchen Auszeichnung wird größer, wenn das Wort tonverwandte Kollisionen hat; er steigt zum höchsten, wenn das, oder wenn die tonverwandten, zugleich sinnverwandte sind. Man mag „Gott" nicht Got schreiben: die Auszeichnung gebührt dem kleinen wichtigen Worte, und der Ton auf dem Endkonsonanten wird dadurch füglich angezeigt.

Aber es soll „Mann" nicht Man geschrieben werden, und eben jene häufige Kollision des Sinnes ist vollgültige Ursache, daß dem impersonellen „man" ein Gleiches versagt werden muß. — Der Verdoppelung in Wirkung und Zweck, (nemlich der Nöthigung bald zu einem längeren Verweilen bei dem kleinen Worte, bald zu einer schärferen Aussprache desselben, folglich immer zu irgend einem Ersaz) gleich zu achten, ist der Zusaz eines stummen Vokals. Dazu bedient man sich meistens des „e", und meistens am Ende. Wird ein anderer Vokal gewählt, oder wird dem „e" seine Stelle an die Spizze gegeben; so wird das Wort eine Zeit lang zwischen Zweisylbigkeit schwanken, nicht selten recht bald in sie übergehen.

Das Wort „Staat" hat eine solche Menge von Kollisionen, wie kaum ein anderes unserer Sprache: ihrer einige bringen die Gefahr der Verwechselung zum höchsten. Selbst die Verdoppelung seines Vokals vermag dieses Wort, nachdem schon mehrere andere Auszeichnungsmittel (Statt und Stadt) erschöpft sind, noch nicht allseitig zu charakterisiren, und es bleibt ihm ja

immer,

immer noch ein völlig gleichaussehendes (in der Bedeutung „Luxus") zur Seite stehen. Was der Deutsche diesem Worte in der besagten Verdoppelung gewährt, eben das erhält es von dem Italiener als Stato, von dem Franzosen als état, von dem Engländer als State. Dame, Nase, Vase ꝛc. sind nicht in solchen Kollisionen befangen; der Drang der Schadloshaltung ist hinsichtlich ihrer bei weitem nicht so groß: und dennoch finden sie (nur auf andere Weise) dasselbe, an dem stummen, in solcher Qualität doch nicht ganz untergehenden „e" der Endsylbe.*

Leiten wir das Wort „Statistik" unmittelbar von Staat her; so könnte wenigstens das dort wegfallende doppelte „a" nicht im Wege stehen: denn für dasselbe träte sofort das „*cessante causa*" als Regel ein. In seinem Zustande der namhaften Ausdehnung, und der eigenen freien Sphäre, entbehrt ja das Wort „Statistik" leicht jener Gratifikation, die, wie wir sahen, von dem weisen Sprachschöpfern eigentlich nur da gespendet zu werden pflegt, wo Wörter — besonders die mit schwererern Funktionen belasteten

ten

ten — das Schicksal hatten, bei der ersten Vertheilung zu kurz zu kommen. Auch im beßten Falle ist jene Gratifikation doch nur unvollkommener Ersaz, und ist meistens nur auf das allerdings sehr mäßige Glük der Verhütung des gänzlichen Erdrükkens berechnet. — Alles diesrs reiflich erwogen, muß man zugeben, daß jene Orthographen, die nun selbst noch an dem sparen möchten, was, so weit von Ueppigkeit entfernt, 'zur Nothdurft gehört (eigentlich für die Möglichkeit ersprießlicher Dienste eines solchen Wortes, als *conditio sine qua non* anzusehen ist) daß sie hier eine doch etwas zu scharfe Feder führen!

Uebrigens ist „Stat" statt Staat, in der ganzen Posographie Schlözers (schon etwas weniger in der Niemannischen) völlig konsequent. Indessen möchte die Posographie unserer Schlözer, Wielande, und der Wenigen die in ihre Nähe reichen könnten, vielleicht jener krummen Haltung zu vergleichen seyn, die Friedrich II zu Pferde gehabt haben soll. Daß doch Anfänger, in der einen wie in der andern Laufbahn, mit der Nachahmung solcher Eigenheiten, wenigstens so lange zögern möchten, bis auch ihnen ein eigener Kommando-

Staab

Staab winkt, eingedenk des Bekannten „*si duo faciunt idem, non est idem!*“

*) Hätte die oben aufgestellte etymologische Konjektur Wahrheit; so wäre es besonders klar, warum die Verdoppelung des Vokals gerade in dem Worte statt finden mußte, das uns hier zu nächst interessirt. Hätte man damals deutsche Schriftsprache gehabt, als „stathma,“ auf dem rauheren Boden fortgepflanzt, nur nicht die so weiche Endsylbe behaupten konnte; so würde man den Ersaz durch die Schreibart „Staath“ haben geben müssen. Indessen war die zwiefache Dehnung zu groß, und als Schriftsprache kam, mußte man auch da stehen, wo eins dieser Dehnungszeichen wieder wegfallen konnte. Die Reihe traf natürlich das eher entbehrliche „h“. Dagegen behauptete sich in „Stadt“ das „d“ von σταδιον (spr. stadion), und die auch hier aus gleicher Ursache weggefallene Endsylbe, rief das harte „t“ als Ersaz herbei.

D. V.

Zweites

Zweites Kapitel.

Begriff.

§. 24.

Die Ueberschrift unseres Kapitels, führt zu derjenigen Aufgabe, welche der Wissenschaftliche als die wichtigste (Aphor. V.); der Belesene als eine der am meisten verrufenen unseres ganzen Gebiets kennt.

Dasjenige, was ihm zur Lößung derselben bei zu tragen vergönnt seyn dürfte, hofft der Verfasser vollständig und lichtvoll vortragen zu können, in Beobachtung folgender Ordnung:

I) Zusammenstellung einer Reihe der neuesten und wichtigeren Definitionen der Statistik.

II) Angabe ihres sie gegenseitig unterscheidenden Charakters, nach (vier) Klassen.

III) Kurze Kritik einer jeden dieser Klassen.

IV) Erforschung der Züge, in welchen die verschiedenen mit einander übereinstimmen.

V) Versuch einer eignen Definition, begleitet von einer kurzen Exposition, und begründet durch Deduktion derselben.

§. 25.

(ad I.) Zwar sind wir einig, daß Autoritäten — wie zahlreich, und in wie großen Namen glänzend, auch immer ihre Reihe seyn könnte — dennoch nicht vermögend sind, uns die Ueberzeugung zu gewähren, a) daß der wahre Begriff überhaupt gefunden, b) daß eben der, den wir unter den abweichenden adoptiren, der wahre sey. (Aphor. VIII) Stünden gar mehrere große Namen für entge-

gengesezte Meinungen gegen einander über; so würde nichts anmaßender seyn, als wenn ein Dritter zwischen sie treten, und einen Machtspruch über das Verhältniß ihres Gewichts thun wollte, während der Irrthum, welcher auch den Dritten, auf übrigens an sich richtigem Wege übereilte, schon in diesem Umstande ein weit milderes Ansehen gewinnt. Indessen ist bereits oben genug gegen den Autoritätensteig gesagt worden, dieses aber — wie der Zusammenhang deutlich zeigt — eigentlich bloß in Hinsicht auf Solche, welche von ihm allein an das Ziel geführt zu werden wähnen. Hiernächst soll man nie vergessen, daß die Kenntniß der Autoritäten, gleich sey der Kenntniß des Vorhandenen; daß diese Kenntniß gar wol von blindem Glauben frei seyn könne; daß sie in den Begriff des wahren Gelehrten gehöre, und folglich sehr Vieles für sich habe, was nur Mißbrauch entstellen kann. Der Versunkenheit in jene Tiefe des Autoritäten = Wesens, und der Hingebung an das Spielwerk der Sophisterey, diesen gegen über steht der aprioriſche Unsinn und das genialisch seyn sollende Absprechen in baaren Widersprüchen, d. h., in Säzzen die sich gegenseitig aufheben. Man kann jene Klippe

ver=

vermeiden ohne in diesen Strudel zu stürzen, und dazu hilft kaum etwas so sehr, als ein umsichtsvoller Blick auf das Vorhandene. Eben so ist vorzüglich die Nebeneinanderstellung des Vorhandenen geeignet, die Punkte bemerkbar zu machen, auf welchen bald allein, bald hauptsächlich, die Gefahren der Einseitigkeit drohen, und über welche besonders eine erhellende Kritik aufgehen soll. Nicht minder bleibt man vorzüglich durch diese Kenntniß, in gleichem Grade bewahrt vor Ausführlichkeit und vor Kürze an unrichtiger Stelle.

§. 26.

Der Verfasser müßte viel ausführlicher seyn, als es sein dermaliger Zweck erlaubt, wollte er alle Varianten anführen, wol gar mit einer, wenn übrigens auch kurzen, Kritik begleiten, die er seit Jahren, bald aus Schriften, bald aus Rezensionen, über den Begriff der Statistik sammelte. Wie auf diese Vollständigkeit, so verzichtet er auch darauf, die noch grössere Anzahl solcher statistischen Schriftsteller namhaft zu machen, die diesen Punkt theils gänzlich übergangen, theils künstlich umgangen zu haben den Vorwurf verdienen.

Eine Bemerkung sey ihm hinsichtlich solches Schriftsteller erlaubt. Sie kamen über den Begriff ihrer Wissenschaft nicht mit sich selbst ins Reine; so sind Ellypsen, Pleonasmen und Unordnung die unausbleiblichen Folgen: sie scheuten etwa nur die Gefahr, sich über das Streitige bestimmt zu erklären; so werden sie alsdann von jedem ihrer Leser, und zwar von Rechts wegen, nach eignen vorgefaßten Begriffen gerichtet. Kurz, die, aus was immer für Ursachen, hintan gesezte Erforschung und bestimmte Erklärung über den vollkommenen Begriff der Wissenschaft, pflegt kaum je ungerochen zu bleiben!

§. 27.

Bei einer strengeren Durchsicht meiner Varianten über den in Frage stehenden Begriff, finde ich jedoch, daß meinem Leser kein wesentlicher Zug irgend einer derselben verlohren geht, wenn er die verhältnißmäßig wenigen vor sich hat, die ich in dem Folgenden, mit den eignen Worten der Verfasser, anführe. Man findet zugleich, daß sie grösseren Theils von den berühmtesten Männern unseres Faches herrühren.

1) „Der Inbegriff der wirklichen Staats-Merkwürdigkeiten eines Reichs, oder einer Republik, macht ihre Staatsverfassung im weiteren Verstande aus, und die Lehre von der Staatsverfassung eines, oder mehrerer einzelnen Staaten, ist Statistik, oder Staatsbeschreibung."

Achenwall (5te Aufl. 1768.)

2) Hier also die schon längst gefundene, nun aber genauer entwikkelte, Achenwallsche Definition:" Statistik eines Landes und Volkes ist Inbegriff seiner ächten Staatsmerkwürdigkeiten."

Schlözer.

3) „Die Wissenschaft von der Verfassung der verschiedenen Staaten."

Remer.

4) „*Ars historica, quae in statu praesente rerum publicarum versatur.*"

Goess.

5) „Die wissenschaftlich geordnete Darstellung von der Beschaffenheit und Verfassung der Staaten."

Meusel (Lehrbuch 3te Aufl.)

 6)

6) „Wahrheiten, welche die Staatsverfassung, wie sie ist, oder in einem gewissen Zeitpunkt gewesen ist, vorstellen.“

Nettelbladt (Erörterung einiger Lehren des teutschen Staatsrechts. S. 7. §. 3.)

7) Die Statistik schildert den Zustand des Staats, wie er gegenwärtig ist, oder in einem gewissen Zeitpunkt war.

Lüder.

8) Die historische Wissenschaft, welche den gegenwärtigen oder vormaligen Zustand eines Volkes, vollständig und zuverlässig schildert.

Sprengel.

9) „Darstellung von den Kräften eines Staates.“

Mannert.

10) „*La statistique est une science fondée sur les faits, et qui a pour object d'apprecier la force, la richesse et la puissance d'un état, par l'analyse des sources et des moyens de conservation, de prospérité, et de grandeur, que lui offrent son territoire, sa population, ses pro-*

productions, son industrie, son commerce de terre et de mer et ses armées.

C'est, en un mot, la science des *forces* reelles et des moyens de puissance d'un état politique."

Peuchet (man vergl. oben §. 4.)

11) „Die Beschreibung des gegenwärtigen, oder vormaligen Zustandes eines, oder mehrerer Staaten in Rücksicht auf ihre Staatskräfte, Staatsverfassung und Staatsverwaltung."

Der Rezensent (von Mannerts Statistik) in d. A. Jenaer L. Z. 1806. Nro. 224.

12) „Statistik ist diejenige Wissenschaft, welche die Betrachtung mehrerer Länder oder nur Eines Landes und seiner Bewohner als Staat, d. h. als ein zu politischen Zwekken vereinten Korpus zum Gegenstande hat, und uns den Grundkörper, die Bestandtheile des Staats, die Bande, welche sie unter sich zusammenhalten, die mehr oder minder günstigen Umstände, in welchen sie sich befinden, die Ursachen, die zu beiden wirken, ihre Verhältnisse unter sich, so wie

gegen andere (gegen fremde Staaten und Staatsglieder) kennen lehrt".

Der Rezensent (von *Peuchet*) in den Geog. Ephem. St. Jan. 1806.

13) „Beschreibung der jezzigen politischen Zustandes eines gegebenen Staats."

Der Rezensent (von *Herbin*) Allg. L. Z. 1807. Nro. 69.

14) „Die Nachrichten von der Staatsverbindung der Länderbewohner, der Absicht und Ordnung jener Verbindung, ihren Mitteln und deren Erfolge sammlet die Staatenkunde. — Die Staatskunde ist (sonach) nicht die Niederlage planlos gesammelter Zahlen und Nachrichten, mit behaltsamen Gedächtniß gehäuft, nicht die regellose Zusammenstellung dessen, was jedem nach seinem Sinne bemerkenswerth däucht; ausdauernder Fleiß ist weder das einzige, noch das wichtigste Talent des Sammlers. — Unter geschickter Hand soll Staatenkunde zu einem wohlgetroffenen Bilde von der Gewalt und Ordnung im Staat, und dem bürgerlichen Leben und Thun werden. — So betrachtet ist Staatenkunde ein Lehrgegenstand; die Darstellung eines Staats hat

ihre

ihre Regeln, sowohl für die Sammlung des Stofs aus dem einzig richtigen Gesichtspunkt, als für die Benüzzung desselben zu dem höhern Zweck. Wir nennen den Inbegriff dieser Regeln Statistik."

Niemann (l. c. Seit. 1. vergl. mit Seit. 7 u. 8.)

15) *An inquiry into the state of a country, for the purpose of ascertaining the quantum of happiness enjoyed by its inhabitants, and the means of its future improvement.*

J. *Sinclair*: Statistical Account of Scotland. Vol. XX. 13. (man vergl. Schlözer l. c. Seit. 16 u. f.)

§. 29.

(ad II.) Die vorstehenden Definitionen lassen sich in vier Klassen eintheilen: wenigstens glaube ich unter ihnen doch eigentlich nur so viele wesentlich verschiedene Züge zu finden.

§. 30.

Zu der ersten Klasse zähle ich Achenwall und seine Schule. Diese Klasse hat als *punctum saliens* ihrer Defin tion:

a) Staats-

a) Staatsmerkwürdigkeiten;

b) das, gleichfalls Achenwallische, „Staatsverfassung".

c) das, diesem lezteren meistens gleichbedeutend aufgefaßte, „Staatszustand" *).

*) Die Schattirungen in dieser Klasse rühren zunächst daher, daß Einige das Wort „Staatsverfassung" in einem engeren; Andere in einem weitern Sinne nehmen. Jenen erwächst daher die Nöthigung mancherlei Zusäzze zu machen, (z. B. den „Staatsverwaltung") welche diesen überflüssig scheinen.

§. 31.

Die zweite Klasse ist mir die, welche — wie die Herren Mannert und Peuchet — das freilich viel eingeschränktere „Staatskräfte" wählt.

§. 32.

Die dritte macht Niemann, und zwar bis jezt allein aus, indem er nur das Statistik genannt wissen will, was Regeln der Staatenkunde seyen, und was andere, mit Schlözern, Theorie der Statistik nennen wür-

würden. Die Theorie der Staatenkunde — sagt er — nennen wir Statistik im eigentlichen Sinne. (M. s. l. c. Seit. 9. verglichen mit der obigen Definition und ihrer Umgebung).

§. 33.

Eben so allein für die vierte Klasse steht der angeführte Britte, indem er sich ausdrüklich von der politischen Tendenz der Statistik lossagt. — Es wird das Kürzeste, und zugleich dem speziellen Zweck dieser Beiträge angemessen seyn, wenn ich jenes von Schlözer'n treflich gewählte Bruchstück der Geschichte, in welcher uns Sinklair mit der Entstehung seines Werks bekannt macht, dem ferner auch die obige, in der Grundsprache mitgetheilte, Definition angehört, hier in einer treuen Uebersezzung gebe, folglich Sinklair'n selbst reden lasse *).

„Mehrere dürften sich auf den ersten Blick wundern, daß ich die neuen Worte „Statistik, und statistisch" gebrauche, und dürften voraussezzen, daß unsere Muttersprache einen eigenen, denselben Sinn bezeichnenden Ausdruck darböte. Die Sache ver-

verhält sich so: Als ich auf einer ziemlich grossen Reise, die ich im Jahre 1786 durch das nördliche Europa antrat, nach Deutschland kam, fand ich hier eine Art von politischer Untersuchung im Schwung, welcher man den Namen „Statistik" gab. Es ist wahr, ich verbinde mit diesem Worte einen andern Begriff (idea) als die Deutschen. Wenn nemlich diesen Statistik so viel ist, als „eine Untersuchung, angestellt in der Absicht, um Aufklärung über die politischen Kräfte eines Landes oder über seine Staatsangelegenheiten zu erhalten"; so verbinde dagegen ich mit jenem Ausdruck den Begriff „der Untersuchung des Zustandes eines Landes, in der Absicht, um Aufklärung über die Summe des unter seinen Einwohnern (inhabitants) verbreiteten Lebensgenusses, und über die Mittel von der künftigen Erhöhung desselben zu erhalten". Indessen dachte ich, ein neues Wort möchte mehr geeignet seyn, die Aufmerksamkeit des Publikums zu erregen, und so entschloß ich mich zu seiner Annahme. Ich hoffe, daß es jezt völlig bei uns naturalisirt, und unserer Muttersprache einverleibt seyn wird."

*) Um so mehr, als in dem südlichen Deutschland die Kenntniß der englischen Sprache noch etwas seltner ist, muß der Verfasser doch alljährlich diese nicht zu umgehende Stelle, den Zuhörern in die Feder diktiren. — Also Vergebung derer, die das Kompendium meiner Vorlesungen besizzen, und das Original selbst lesen können. — Man erlaube mir hier eine gelegenheitliche Bemerkung und einen Wunsch. Die Kenntniß der englischen Sprache wird in dem eben gedachten Theile Deutschlands wegen der vorherrschenden Ansprüche, die hier, neben der französischen, der italienischen zukommen, immer seltner bleiben. Daß der Kauf- und der Geschäftsmann im engern Sinne, die leztere der englischen vorziehen, ist ihrer Lage ganz angemessen. Für den Gelehrten (besonders für den Geschichtsforscher, den Statisten, den gelehrten Staatswirth) behält die Sprache, in welcher des Originellen, folglich des kaum Uebersezbaren, so viel ist, in welcher ferner so Manches gedruckt wird, was man gleich bei seinem Erscheinen kennen sollte, ein entschiedenes Interesse, groß genug, um für jede Anstalt der universell gelehrten Bildung zureichende Berathung ihres Studiums dringend zu erheischen. Möchte sie doch nirgends fehlen, wo es auf eine solche universelle Bildung abgesehen seyn muß!

§. 34.

§. 34.

(ad III.) Wenn ein Schriftsteller seine Ansicht selbstdenkend vorlegt, wenn er dann, seiner Pflicht gegen das Publikum eingedenk, eben diese nach Kräften zu erfüllen, folglich jene zu begründen sucht; so ist es solcher Begründung Eigen, zugleich seine wahre Kritik dessen zu seyn, was davon abweichend besteht. Auch wir müßten den, welcher eine Kritik der so eben nach ihrem Charakter kenntlich gemachten Klassen fodern würde, zunächst auf das verweisen, was, seines Orts, zur Begründung unserer eignen Ansicht gesagt werden soll. Also nur in Verbindung mit diesem, demnächst Folgenden, wird das Wenige sprechen, was wir über jede Klasse besonders anmerken wollen. Wir verfolgen unseren Weg von der vierten zu der ersten Klasse aufsteigend.

§. 35.

Sinklair. Offenbar wird Niemand dem Britten das Recht absprechen, sein Schottland aus jedem — unter was immer für einer leitenden Idee interessanten, übrigens beliebigen — Gesichtspunkte zu beschreiben.

ben. Hat das Produkt Geist und Wahrheit; so ist es mit allem Wesentlichen ausgestattet, was erfodert wird, um seinem Verfasser sogar bleibenden Ruhm, und den Dank derer zu erwerben, die gerade das suchen, was ein solcher Schriftsteller gewähren will. Wir sind weit entfernt, im Ganzen den Geist, und die mit so seltner Umsicht geförderte Wahrheit in Anspruch zu nehmen, wodurch sich die Sinklairische Beschreibung Schottlands auszeichnet. Ja, wir gehen gegen den berühmten Verfasser dieses Werks noch weiter, und halten es ihm völlig zu gute, daß er das Wort „Statistik" ganz nach Belieben gebraucht, wie zweideutig auch immer sein desfalls angeführtes Motiv seyn möchte. Wir würden darüber allein hier nichts sagen, gesezt, daß es ihm gefallen habe, eine pitoreske Reisebeschreibung mit jenem neuen Namen zu bezeichnen *).

*) Das Wort Statistik kommt bereits 1789 in *Monthley* Rew. vor, war also, bei der Erscheinung des Sinklärischen Werks, in England doch nicht mehr ganz unbekannt. Dessen ungeachtet hatte es zu der Zeit, als Sinklär schrieb, noch nicht völligen Besiz von einer bestimmten Sphäre genommen, und muste sich

dem=

demnach noch die beliebige Anwendung gefallen lassen. — Wenn Sinklair dem neuen Worte Aufsehen wünscht; so bürgt schon sein, so offenes, Geständniß dieses Wunsches, dafür, daß er nicht aus Ehrgeiz entstanden war. Eben so wenig wird man darin den (freilich unter Umständen verzeihlichen, dennoch immer durch die Wahl eines solchen Mittels etwas lächerlichen) Nothschuß eines armen deutschen Professors finden: denn der Baronett war in der Lage einer Vokation entbehren zu können. Es bleibt also kaum etwas übrig, als diese Aeusserung für einen satyrischen Seitenblick auf sein Publikum zu halten, wovon ihm ein großer Theil (etwa durch schottische und brittische, soi disant Browne aller Art) in Ueberreizzung erschlafft, nur noch für eine etwas charlatanartige Bedienung, für nova et inaudita, Sinn zu haben scheinen mochte. Wir wagen nicht zu entscheiden, in wie fern Sinklair seinem Publikum recht that.

§. 36.

Ganz anders dünkt uns der Fall zu seyn, wenn es der Fragen gilt: ob Sinklair die ächte, rein statistische Manier befolgt? ob er ein Produkt geliefert habe, was namentlich unsere vaterländischen Statisten als Muster studieren und nachahmen sollen? Diese

Fra=

Fragen sind durch das Zusammentreffen mehrerer Umstände dermalen besonders wichtig. Hier sind von diesen Umständen die vorzüglichsten. 1) Sinklair erwähnt der deutschen Manier, wenn auch eben nicht geradezu herabwürdigend, doch immer als einer solchen, die ihm keiner besondern Aufmerksamkeit werth scheine. 2) Mehrere der neuesten französischen Schriftsteller haben bereits längere Zeit angefangen den Engländern, verglichen mit den Deutschen, in der Lösung des statistischen Problems den Preis zu zu erkennen. Nichts ist gewisser, als daß so wol die *Decade Philosophique*, als die Herrn *Clament* und *Donant*, bei dieser Preisvertheilung zunächst die in Frage stehende Beschreibung Schottlands im Auge haben. 3) Sowol Schlözer, ganz besonders aber Niemann, scheinen mir auf diesem, für die Theorie höchst wichtigen Punkte, doch fast etwas zu nachgiebig zu seyn, oder drükken sich wenigstens so aus, daß man einige Mühe hat zu sehen, wie auch sie der Meinung wären, Sinklair habe selnen Zweck erreicht, d. h., er habe keine Statistik geliefert. — Der deutsche Veteran entgegnet dem Britten, unter andern, „daß auch die deutsche Statisten das Objekt

ihrer

ihrer Wissenschaft nicht auf bloße Staatsangelegenheiten (*matters of state*) einschränkten.“ Kein Kenner unserer Literatur wird die Thatsache leugnen mögen, auf welche hier gebaut wird. Wenn indessen — eben nach Schlözern — nur Staatsmerkwürdigkeiten in der Statistik abgehandelt werden sollen, alle solche Merkwürdigkeiten aber nothwendig Staatssachen sind (d. h. hier nur von der Seite vorkommen können, wo sie, und in wie fern sie den Staat berühren); so muß man sich ja hüten, die Schlözerische Erinnerung für ein unbedingt zu Gunsten der deutschen Statisten gefälltes Urtheil anzusehen. Schlözer stellt hiermit nur etwas auf, was gegen Sinklair Instanz macht, und ihn der Unkunde unserer Literatur zeiht. — Dieser fehlt es gewiß weniger an Schriften in der Sinklairischen Tendenz (ich sage nicht mit überall gleichem Erfolge verfaßt), als an ächten Statistiken. Wenn uns ein Archenholz sein England und Italien, ein Ebeling sein Amerika, ein Meiners die Paralelle des alten und neuen Rußlands liefert, so würden sie den Deutschen selbst nicht verstehen, der ihnen ihre Meisterwerke als Statistiken abforderte, was sie ja nicht seyn sollten. Wer-

ken dieser Art Mangel an statistischen Einheit vorwerfen, würde eben so viel heissen, als -- vielleicht versunken in den Schulstaub — das Talent eingebüßt haben, Schriftsteller zu erfassen, die sich bald eine mehrseitig gleich nüzliche und angenehme Unterhaltung, bald die Zusammenstellung aller interessanten Daten zum Zweck machten, welche von der Geschichte, Geographie, Statistik rc. bewahrt werden sollen. Es giebt Fälle, in welchen die Zusammenstellung des wissenschaftlich Heterogenen, nicht nur zu entschuldigen, sondern sogar sehr willkommen seyn wird. Auserdem haben wir eine Menge von statistischen Schriftstellern, die nur dadurch so viel mit der Sinklairischen Manier gemein haben (ich will sagen, die unsere Statistik mit Daten überladen, welche keine Staatssachen, oder Staatsmerkwürdigkeiten sind), weil sie es nicht vermögen, ihre Wissenschaft streng unter die Einheit einer leitenden Idee zu stellen, solche von anorgischen Auswüchsen frei zu erhalten. Von hundert Beispielen, die sich anführen ließen, erinnere man sich etwa des Einen, welches in dem Unfuge liegt, der unter andern mit der statistischen (?) Erwähnung der Trüffeln getrieben wird.

Fast

Fast sollte man versucht seyn, auch mehreren unserer Statisten einen eignen Instinkt zur Aufsuchung dieses Gewächses zu zu trauen, welchem sie bis hin auf jene Gebiete nachziehen, wo sein Auffinden und Zugutmachen einigen Wenigen den Vorwand eines geschäftigen Müssiggangs abgiebt, folglich durchaus nicht als Staatsmerkwürdigkeit angesehen werden kann. Aber der Statist, den wir desfalls tadeln, kopirte doch vielleicht in diesem Artikel einen berühmten Naturforscher, einen exakten Länderbeschreiber. Nun wohl! Die Männer dieser Fächer thaten, was ihnen zukam: möchte der Statist das Seinige eben so zu thun wissen; und er würde sicher über diesen und dergleichen Punkte, bald ganz schweigen, bald wenigstens die Seite, von welcher solche Daten nach der Idee des Staats hinblikken, ganz anders auszuheben wissen.

§. 37.

Auch Niemann hat sich — wie zu erwarten steht — über Sinklairs Methode erklärt. Dieß geschieht von ihm, l. c. besonders Seit. 96 u. 97, vergl. mit Seit. 119 u. f. — Eben dieser Schriftsteller bezeichnet den dritten Abschnitt des dritten Zeit-

raums

raums der Geschichte der Statistik, mit den Namen Sinklair und Ebeling. An der ersteren Stelle findet sich auch ein Bruchstück aus Sinklair, das wir um so mehr übersezzen müssen, als es, neben seinem innern Gehalte, zugleich den Standpunkt zeigt, aus welchem der Britte von Niemann aufgefaßt wird. „Nur durch die Analyse des wirklichen Zustandes von Jedermann; durch die mit anatomischer Genauigkeit, und in Beachtung des Kleinen, angestellte Prüfung der inneren Struktur der Gesellschaft, nur dadurch allein kann die Regierungswissenschaft zu einer namhaften Vollkommenheit gesteigert werden.“ — In der andern Stelle (S. 119.) beruft sich Niemann namentlich auf die Arbeiten mehrerer deutschen Gelehrten, welche bewiesen, daß wir unter Statistik nicht bloß die Angabe von der Stärke des Heeres, von dem Zustande der Finanzen rc. verstünden, sondern nicht minder auf ein Detail achteten, in welchem das Summarische seine wahre Bedeutung und Gewähr fände; daß wir nicht minder auf den Hintergrund sähen, mit dessen Hinwegnahme die lichten Punkte des Vordergrundes bald isolirt, oder selbst verdunkelt dastehen würde. So

wie ich es hier mit meinen Worten ausdrükke, verstehe ich den Verfasser und bin ganz seiner Meinung. Auch Baiern hat, neben dem verdienten Westenrieder, in seinem unvergeßlichen Hazzi, einen Statisten aufzuweisen, der aus dem Gesichtspunkte „den künftigen Ueber- und Tiefblick in das Ganze möglich zu machen“, kein Detail des Herzogthums für zu gering achtet, und der jedem, an sich auch noch so armen Stoff, doch immer etwas von dem Reichthume seines lebendigen Geistes, seiner gleich originellen und freimüthigen Ansicht mitzutheilen weiß.

§. 38.

Jezt komme ich zu dem, wo ich unsern Niemann, in seiner Aeusserung über Sinklair, bald nicht ganz verstehe, bald mit dem Verstandenen nicht ganz einig seyn kann. Viele unserer statistischen Schriftsteller — sagt er — vernachlässigen den, von Sinklair und seines Gleichen so gut gehaltenen, bürgerlichen Gesichtspunkt. Zuerst nehme ich Anstoß an einem bürgerlichen Gesichtspunkte, welcher dem politischen entgegengesezt werden könne. Man möchte — sich auf einen doch noch nicht ganz herrschenden Sprachgebrauch berufend, wel-

cher nur die auswärtigen Verhältnisse der Politik anheimfallen läßt, während er die inneren der Polizey zurechnet — zwar leichter einen solchen Gegensaz finden; aber das wäre sodann sicher nicht der, in welchem sich Alles fände, über dessen Vernachlässigung der Verfasser des Abrisses klagt. Nein, Niemann meint mit seinem „bürgerlichen" eben das, was Sinklair durch die Worte „by its inhabitants" sagen will, und was an mehrern Orten Schlözer'n vorschwebt, wenn er in der Gesellschaft die häusliche, die bürgerliche, und die Staatsgesellschaft unterscheidet. Indessen war der lezte Verfasser, schon vor 15 Jahren, mit dieser seiner eigenen Eintheilung nicht ganz zufrieden; nannte den Ausdruck schleppend; und wiederholt ihn in der späteren Theorie der Statistik, wahrscheinlich nur deßwegen, weil die an sich so wichtige Eigenheit der Sache, vorläufig besser inadäquat, als gar nicht bezeichnet werde. Der Verfasser dieses schmeichelt sich, daß die Entwikkelung des Einwohnerverhältnisses als eines eigenthümlichen, bisher in dieser Qualität wissenschaftlich gänzlich verkannten (dem so fort eine eigene Reihe von Wissenschaften entspricht, die keineswegs mit der Reihe der

Staatswissenschaften verwechselt werden soll!) den von Schlözer'n und Niemann so gebrauchten Ausdruck hinlänglich kommentiren werde. Es ist der Ort nicht, hier tiefer auf das einzugehen, was als *cardo rei* unserer beiden neusten Schriften anzusehen ist, deren die Vorrede erwähnt *). Hier genüge es dem einwohnerlichen Gesichtspunkte zu reserviren, oder gewissermassen zu vindiziren, was diese Gelehrten dem bürgerlichen beilegen. Denn, vermag man es wol, ohne daß Verwirrung herein geführt werde, den Bürger von dem Staate zu trennen? wie es doch unausbleiblich geschieht, wenn ich das Bürgerliche und Politische einander entgegen sezze; kann man ein Bürgerwohl annehmen, das nicht Staatswohl wäre? und sind nicht alle bürgerlichen, also auch die privatrechtlichen Verhältnisse, doch staatsprivatrechtliche? Da die Sache nichts weniger, als einen Wortstreit betrifft; da von ihr die Reinheit, nicht bloß der sogenannten Polizey, sondern die noch mehrerer anderer Wissenschaft abhängt; da das Neue, was unsere Schriften in dieser Beziehung enthalten, doch nur eigentlich Entwikkelung dessen ist, was von tiefdenkenden Männern bereits sehr lange gefühlt und

geah-

geahnet wurde; da endlich unser Glaube an den Sieg dieser Wahrheit unerschütterlich ist: so zweifeln wir auch keinen Augenblick, daß eine Zeit kommen werde, wo alle Denkenden das Einwohnerverhältniß eben so leicht und sicher von dem bürgerlichen unterscheiden werden, als man jezt das leztere von dem häuslichen, dem ehelichen, dem elterlichen etc. Verhältniß unterscheidet.

*) M. s. besonders Leitfaden der Einwohner-Ordnungslehre. §. 94. Seit. 164 u. f.

§. 39.

Vorläufig kann nun zwar wol Niemand mehr als wir, an die Existenz jenes eigenen und wichtigen Gesichtspunkts glauben, den der Kieler Gelehrte den bürgerlichen nennt. Hiermit allein ist aber der Streit unserer Ansichten noch nicht beendigt. Denn, jezt entsteht zum anderen die Frage: Soll denn der Statist wirklich jenen Gesichtspunkt wählen den Niemann den bürgerlichen; den ich, mit Sinklair, den einwohnerlichen nenne? Was hier Niemann bejaht, muß ich durchaus verneinen. Folgendes ist meine Ansicht: So wie ein Datum (gleichviel auf

welchem Gebiete es Hauptrolle spiele) eine Einlaßkarte in die Statistik, oder in die wissenschaftliche Staatenkunde, haben will; so muß es sich fodersamst über eine Seite ausweisen, von welcher es das Staatswohl berührt. Dieß ist nicht nur der erste, sondern auch der durchaus herrschende Gesichtspunkt für die statistische Aufnahme und für ihre Behandlung des Datums. Alles kann sich ändern (ich will sagen, es können in einem gegebenen Staate Data als statistische vorkommen, von welchen man in einem anderen gar keine Notiz nimmt); nur dieser Gesichtspunkt kann sich nicht ändern. Ihn betreffend, so muß er vielmehr bis zu den entlegensten Regionen der Statistik, dergestalt Einer seyn, daß genau, wo man ihn verlohren hätte, Statistik selbst aufhörte. Ich kenne auf dem ganzen Gebiete der Theorie der Statistik schlechthin keinen mehr fundamentellen Saz, als eben diesen. Wenn ich meine Ansicht an einigen Beispiele erläutere; so geschieht es, um bei minder Geübten dem Mißverstande, bei Andern, die etwa laxere Grundsäzze über Wissenschaftlichkeit haben möchten, dem Mißbrauche vorzubeugen, zu welchem ihnen jener Niemannischer Ausdruck

eine

eine leicht falsch aufgefaßte Autorität dar=bieten könnte. Die Summe des zirkulirenden Geldes z. B., ist ein, zunächst auf dem Gebiete der Einwohner=Reichthumslehre, d. h. der Nationalökonomie, heimisches Datum. Des Umstandes, daß in diesem gegebenen Staate auch für schnelle und sichere Hülfe gegen nicht gesezliche Prozeduren des Fiskalats gesorgt ist, freut sich endlich Jeder, der irgends etwas in diesem Staate besizt, er erfreut sich dessen ohnstreitig auch als Privatmann, und sowol das Staats= als das Staatsprivatrecht belehren darüber ausführlich. Die Statistik erwähnt beider Daten. Indessen erwähnt sie des ersteren doch nur, weil und in wiefern Nationalreichthum (demnach auch die dahin gehörigen Bewegungsmittel der Produktion) die Grundlage des Staatsreichthums sind, also zu einer gründlichen Kenntniß dieses lezteren Reichthums gehören. Sie erwähnt ferner des andern Umstandes, nur nicht wegen des darin dem Privatmanne (dem Einwohner, Gatten, Hausvater rc.) gesicherten Lebensgenusses; sondern weil auch dieser Umstand zur Realisation des Staatszwecks beiträgt. Wahr, in solcher Hülfe gegen das Fiskalat,

erscheint zunächst der Privatmann erstärkt, und unter den vielen Staatswirthen die man nach Botany-Bay abgeben könnte, möchten wol Mehrere seyn, die den Staat durch Unterdrükkung der sich darauf beziehenden Gerechtsame zu bereichern glaubten. Gleichwol ist es nicht das Erstärken des Privatmannes, nicht die Erhöhung seines Wohls, sondern es ist die vortheilhafte Reaktion seiner so erstärkten und individuellen Selbstständigkeit, auf die Selbstständigkeit des Staats (man sage auf das Staatswohl), welche das Datum zu einem statistischen macht. Wir denken uns zwei Statisten, von denen „A“ diese ihm wohl bekannten Daten absichtlich verschwiege; „B“ dagegen sie mühsam aufsuchte und einführte. Hier wäre dennoch der Fall möglich, daß sie beide unrecht hätten. „A“ sagt sich: „In die Statistik gehört nur das, was den Staat betrifft. Aber von obigen Daten betrifft das eine die Nationalökonomie (die man durchaus von der, ihr in einer andern Sphäre korrespondirenden, Finanzwissenschaft unterscheiden soll); das andere Datum betrifft das Einwohner- und Privatwohl (welche gleichfalls nicht mit dem Staatswohl zu verwechseln sind): und ich sehe mich dadurch

be-

bestimmt; beide zu übergehen. — Unser „A“ hat in allen Prämissen recht. Was nicht den Staat betrifft, gehört nicht in die Statistik, gesezt, daß es auch den Himmel auf Erden, und überdem noch einen gewähre, für welchen die Phantasie den ungemessensten Spielraum hat. Gleichen Beifall geben wir seinen beiden andern Behauptungen, gemäß welcher Nationalökonomie und Privatwohl von der Finanz und dem Staatswohl geschieden seyn sollen. Aber „A“ liefert uns ein auffallendes Beispiel, wie viel Falsches auf der Grundlage von wahren Prämissen stehen könne. Denn, in jenen beiden Daten ist noch Eine Seite, von welcher sie, aus dem Schooße des National- und Privatwohls, hinblikken nach der Idee des Staats: diese hätte er kennen, von dieser hätte er sie in seine Staatswissenschaft, Statistik genannt, einführen sollen. Sein so motivirtes Stillschweigen, verräth also dem Staatsphilosophen seinen schwachen Blik in den Umfang und die Tiefe des Staats. „A“ gehört jener Menge an, welche Gegenwart und Interesse des Staats, nur auf denen wenigen, meistens in grellerem Lichte erhellten, Punkten gewahrt, wo man (in der

Regel an dem Gängelbande der Tabellisten) von Einem optischen Betruge in den andern stürzt. — Anders zwar, darum nicht minder fehlerhaft, benimmt sich „B“, bei welchem wir die dort vermißten Daten finden. Fänden wir sie bei ihm, gehalten in dem Einen Gesichtspunkte, wo man nur den Staat und den Bürger sieht; wo Alles, von wannen es auch immer kommen möge, unter der Idee des Staats verarbeitet ist; so hätte „B“ das statistische Problem in dem Grade gelößt, in welchem er das anscheinend noch so Verschiedenartige in solcher Einheit dargestellt hätte. Jzt aber entdekken wir, daß er in den Gesichtspunkten, folglich in der leitenden Idee selbst variirt, folglich gegen das unbedingt höchste Gesez einer jeden Wissenschaft, als einer Totalität, angestossen hat. Gerade das Variiren in den Gesichtspunkten ist das Grundübel vieler deutschen Statisten, selbst vieler von denen die es in ihren theoretischen Säzzen zu fliehen scheinen: eben daran kranken, wenigstens nicht minder, die französischen Schriftsteller dieses Fachs. Wollte man für die leztere Behauptung einen Beleg; so lese man nur, wie die *statistique generale etc.* das aller-

dings

dings auch statistische Datum, von einer solchen Menge kräftiger Gesundbrunnen, die sich in dem Gebiete des französischen Reichs finden, für die Statistik verunstaltet. Hätte sich der Bearbeiter dieses Datums gefragt: welchen Einfluß haben diese Gesundbrunnen auf die Selbstständigkeit, oder auf das Wohl des Staats; so würde er das, was ihm davon zu sagen obgelegen hätte, füglich in dem 8ten Theile des Bandes gesagt haben, welchen er diesem Datum widmet: seine statistisch unverzeihliche Weitläuftigkeit, die damit einen vollen Band füllt, rührt offenbar daher, weil er aus dem statistischen Gesichtspunkte tritt, bald den geographischen, bald den chemischen, bald den diätetischen — kurz, unstatistische Gesichtspunkte auffaßt. Die Gemeinnüzzigkeit, durch welche sich der Bearbeiter würde zu vertheidigen suchen, kann diesen Fehler keineswegs entschuldigen.

Uebrigens bin ich fest überzeugt, daß ein Schriftsteller wie Niemann, gefiele es ihm einmal uns ein Kompendium der wissenschaftlichen Staatenkunde zu liefern, der fortlaufenden Einheit des Gesichtspunkts ein gewiß schönes Denkmal sezzen würde.

Denn

Denn, sehe ich recht, so wollte Niemand doch eigentlich nur so viel sagen: Mehrere deutsche Statisten fehlen auch darin, daß sie den statistischen Gesichtspunkt (das Staatswohl) nicht zu seinen Verzweigungen in das Privatwohl, überhaupt nicht tief genug verfolgen. Hiermit würde ich völlig verstanden seyn.

§. 40.

Ich komme unmittelbar auf Sinklairs Namen zurück. Ob mir vielleicht Einer oder der Andere vorwerfen sollte, daß ich seine Ansicht aus Prämissen bestritte, welche eben der Gegenstand seines Angriffs wären? Es würde mich sehr schmerzen, einen Vorwurf zu verdienen, den ich selbst kaum je gegründet finde, ohne von Unwillen, oder gar von Widerwillen ergriffen zu werden. Ich hoffe indessen auch dem leisesten Verdacht dieses allemal groben Fehlers zu entgehen, wenn jeder Beurtheiler meines Raisonnements folgende zwei Punkte nicht übersieht. 1) Ich rechte nicht mit dem Britten über das, was er hätte liefern sollen, und schätze sein Werk, wetteifernd mit Jedem, aus dem Gesichtspunkte, den derselbe sich selbst fixirt,

nem-

nemlich als einen Beitrag zur Länder- und Völkerkunde. Indessen sind mir beide in genau kenntlichen Zügen geschieden, von dem, was wir Statistik nennen. 2) Die noch übrig bleibende Frage: „ob es eine Wissenschaft der leztern Art geben kann und soll? findet tiefer unten ihre Beantwortung, die so fort, unserer Vorerinnerung gemäß, mit dem bis jezt Gesagten in Verbindung gedacht werden muß. — Bemerkenswerth scheint es mir doch, daß Sinklair, troz der obigen Protestation gegen das Politische der Statistik, seiner bekannten Aufforderung an andere Nationen, zu Unternehmungen in dem Geiste der seinigen, den Titel gab „Analyse de l'état *politique* d'Ecosse".

§. 41.

Niemann. Die bisher häufigere Erwähnung des Namens dieses Gelehrten, geschah in Sachen der Sinklairischen Definition. Jetzt kommen wir zu dessen eigener Definition, die, wie wir uns erinnern, eine eigene Klasse (unsere dritte) allein ausmacht. Auch ihm bleibe unserer Seits das Schriftsteller-Recht ungekränkt, kraft dessen jeder von uns, für

einen

einen seiner individuellen Zwecke, erklären darf, „daß er unter diesem und jenem Worte dießmal gerade das und nichts anderes verstanden wissen wolle.“ Wirklich benimmt die eingeschränkte Bedeutung, in welcher ihm die Theorie der Staatenkunde, Statistik im eigentlichen Sinne heißen soll, dem Werthe seines Abrisses im Ganzen nichts, um so weniger, als er diese Schrift sich zugleich über die Staatenkunde, folglich über das Ganze verbreiten läßt, welches wir Statistik nennen.

Der Fall ist auch hier wieder ein ganz anderer, wenn die Frage entsteht: ob wir Uebrigen dem gelehrten Verfasser in seiner Nomenklatur folgen sollen? Für diesen würde sodann nicht uns, sondern ihm, der den herrschenden Sprachgebrauch verläßt, zu zeigen obliegen, daß der bestehende Sprachgebrauch wesentliche, eine solche Veränderung hinlänglich motivirende, Gebrechen habe. Es ist wahr, uns kam oben (dort nemlich, wo wir einen Blick auf das Alter der Statistik warfen) die Niemannische Distinktion einigermassen zu statten: aber folgende Bedenklichkeiten sind uns geblieben, deren

Beur=

Beurtheilung wir dem Publikum und dem denkenden Verfasser selbst anheimstellen.

a) Der Vortheil, den wir oben von jener Distinktion zogen, wo wir sagen konnten, „Staatenkunde ist alt, Statistik neu,“ läßt sich durch einen kleinen Zusatz völlig und bestimmt ersetzen, d. h., wir können der in diesem Satz liegenden wichtigen Wahrheit huldigen, ohne gerade in solche Bezeichnung durch verschiedene Worte einzuwilligen. Wir dürfen nur sagen „die wissenschaftliche Staaten-Kunde, oder Statistik als Wissenschaft ꝛc.“: und wir sind sodann nicht minder deutlich. Die Kollisionen, in welchen allein dieser Zusatz erfoderlich seyn dürfte, sind nicht sehr häufig, und es scheint sich folglich darinn kein Drang zu finden, der zu einer solchen Umänderung des herrschenden Sprachgebrauchs groß genug sey.

b) Schon früher bemerkte ich, daß das Wort „Staatenkunde,“ nach meiner Einsicht, füglich für eine allgemeinere Sphäre aufgespart werde, und freute mich, daß das Wort „Statistik“ uns die Möglichkeit dieses Auf-

spa-

sparens darreiche. — Ich kann sehr leicht in dem desfalls gethanen Vorschlage irren, und darf natürlich hier nicht darauf, als auf etwas Ausgemachtes, bauen. Indessen geht dieser Irrthum doch schwerlich so weit, daß der bisher als Statistik bezeichnete (nach Niemann forthin Staatenkunde zu benennende) Theil des wissenschaftlichen Gebiets, nicht wenigstens den Zusatz des Prädikates „gegenwärtig" fodern würde. Offenbar gelangen wir doch auch durch Staaten-Geschichte zu einer sicheren Kunde der gegebenen Staaten. Hier wäre eine genau unterscheidende Bezeichnung um so nöthiger, je größer sich die Gefahr zeigt, daß beide (ohnfehlbar zu beiderseitigem Nachtheile) in ihren Gränzen zusammenfließen möchten. Durch die Nothwendigkeit dieses Zusatzes, würde sodann auf das wenigste der ganze Vortheil aufgewogen werden, der sich *sub a)* zeigte, und die Wagschaale stünde schon völlig gleich, ohne daß man das Gewicht des einmal bestehenden, und bereits allgemein herrschend gewordenen Sprachgebrauchs, hinzufügen dürfte.

c) Man kann allerdings darin sehr fehlen, daß man solchen Wissenschaften, die zur

Tren=

Trennung reif sind, nicht diese so wohlthätige Trennung angedeihen läßt. *) Man kann nicht minder von der andern Seite fehlen, dadurch nemlich, daß man diese Trennung zu weit treibt. In der obigen Distinktion scheint mir der leztere Fall einzutreten. Noch ist das, was Schlözer zuerst Theorie der Statistik nannte, weder an Umfang noch an Tiefe, weit genug vorgerückt, um sich als eine eigene Wissenschaft loßzureissen. Ich gehe noch weiter und zweifle, daß es je zu einer solchen, in dem Grade laut auszusprechenden Trennung kommen dürfte. Was wir Theorie der Statistik nennen, steht mit der Kunde gegebener Staaten doch offenbar unter Einer und derselben leitenden Idee. Niemann selbst behauptet nicht anders. Man könnte jene nur die ideale, diese die reale Seite einer und eben derselben Sache nennen. Gebe man nun immer hin der Seele und dem Leibe eigne Namen; so wird dadurch nichts weniger überflüßig werden, als Ein solcher Name, der weiter das bezeichne, in welchem beide Eins sind; und in welchem die Trennung vorgieng. Vermöchten wir wohl des Namens „Mensch" zu entbehren, weil wir ihn theilweise nennen kön-

können? Würde aber Niemanns Benennung herrschend werden; so gieng uns wirklich der wichtigste Namen von allen unter, der nemlich, in welchem die formelle und materielle (die in anderer Beziehung theoretische und praktische) Statistik Eins ist. Wollte man setzen, Statistik sey zuerst das Allgemeine und Ganze; eben sie zerfalle wieder in die Statistik im engern Sinne, und in die Staatenkunde: so würde, dünkt mir, dadurch große Veranlassung zu allerley Verwirrungen gegeben werden.

Aus diesen Gründen kann ich keineswegs für die vorgeschlagene Abweichung von dem Sprachgebrauche stimmen, welchen diese Definition zu ihrer Basis macht. Uebrigens sieht man leicht, daß in den Bemerkungen die wir uns gegen den gelehrten und scharfsinnigen Niemann erlauben, manches auf einen bloßen Wortstreit hinaus läuft, den wir gar nicht aufgenommen haben würden, wenn die Autorität dieses Mannes geringer, folglich weniger verführend wäre.

*) Was wir unter solcher Reife zur Trennung verstehen, wird in dem Abschnitte „Individualität“ näher erläutert werden.

§. 42.

Die Anhänger unserer zweiten Klasse, von denen wir uns erinnern, daß sie Statistik als Staatskräftenlehre definiren, sind so ziemlich in dem Fall derer, die (unter der Autorität des ehrwürdigen Pütter) unsere sogenannte Polizeywissenschaft, in ihrer Definition derselben, nur als **Uebel verhütend** auffassen. Beide wollen den Strudel einer zu weiten Definition vermeiden (um welchen freilich unzählbare Trümmer liegen); scheitern aber an der entgegengesetzten, kaum etwas minder gefährlichen Klippe! Beide haben in ihrer Behauptung des Wahren sehr viel, so gewiß, als die eine auch Uebel verhüten, die andere auch die Staatskräfte darstellen soll: aber das Wahre ist ihnen entgangen; denn dieses ist das Vollkommene. Beide endlich pflegen, und zwar zu nicht geringem Vortheil ihrer gelehrten Werke, sich in der Regel durch ihre eigene Ausführung am besten zu widerlegen. So sprechen jene, z. B. dennoch von der Anlage öffentlicher Spaziergänge, von Schauspielhäusern u. d. gl. m., und gehen damit auf Gegenstände ein, die man etwa in dem Sinne

Uebelverhütend nennen könnte, in welchem sich ein gleiches von dem Lotteriegewinn sagen ließe. Eben so sprechen diese von vielen Staatsrechtlichen und von Kultur-Verhältnissen, die wenigstens eine sehr unbedeutende Rolle spielen, wenn wir an ihnen nur die Seite erfassen wollen, von welcher sie vielleicht vortheilhaft auf die Staatskraft wirken könnten. Ein Blick auf die Anordnung der statistischen Gegenstände, welche unsere komparative Tabelle von Mannert und *Peuchet* aufnehmen wird, muß, dünkt uns, unsere eben aufgestellte Behauptung völlig bestättigen, indem sich hier zeigt, wie diese beiden Gelehrten Gegenstände aufnehmen, welche zwar den Staat innigst und nahe, aber doch gerade seine Kraft nur sehr entfernt berühren. Eben dieser Blick auf die Tabelle, dürfte dem, der sich die Mühe nimmt die verschiedenen Anordnungen zu vergleichen, zugleich zeigen, daß beide dennoch so Manches gar nicht unterbringen können, was uns offenbar, als eine statistische Seite habend, anspricht. Als Beleg will ich vorläufig die, in der Hand einer weisen Regierung, doch nicht so ganz unbedeutende Kleinigkeit der Orden anführen. Welche Wissenschaft soll uns wol

mit

mit diesem Mittel der Belohnung manches nicht zahlbaren Verdienstes bekannt machen, wenn es die Statistik nicht thut? Gleichwol fehlt ihnen nicht bloß bei Mannert eine Rubrik; sondern die bis jetzt einzige, und wirklich so tief in das feine Gewebe der französischen Staatskunst eingreifende, *Legion d'honneur*, kommt, meines Wissens, auch nicht in Einer Zeile bei Herrn *Peuchet* vor. Indessen möchten die Stellvertreter dieser Klasse sagen: „Ein Datum, welches wir nach unserer Definition nicht in unserem System unterbringen, ist uns eben deswegen kein statistisches; wer das Gegentheil behauptet, beweise, daß wir damit unrecht haben." Ich antworte: Eben das wird bewiesen seyn, wenn wir tiefer unten eine weitere Definition deduziren, und sodann zeigen werden, daß noch andere Data, als solche, welche sich bloß auf Staatskräfte beziehen, unter der Einen leitenden Idee ein Ganzes ausmachen. In diesem umfassenderen Ganzen wird jene Kräftenlehre nur einen koordinirten Theil bilden, so zwar, daß diejenigen, welche eine solche Kräftenlehre für das statistische Ganze nehmen sollten, noch eine Rechtszustands- und eine Kulturzustandslehre gelten lassen

müß-

müßten. Vergeblich würden sie darauf beharren, daß die Lehre von dem Zustande des Rechts und der Kultur keine Statistik sey. Denn, wir geben diese, wie gesagt, unter derselben Einen Idee, welche nach ihnen das Bruchstück von dem Zustande der Kräfte ins Leben ruft. Auch weisen wir leicht nach, daß die Hülfe, welche die bloße Staatskräftenlehre der Regierungskunst leistet, weit entfernt, das Bedürfniß der Selbstbeherrschung des Staats zu befriedigen, vielmehr gerade die zwiefache Lükke öffnet, die wir ausfüllen, dadurch, daß wir auch den Zustand des Rechts und der Kultur in die Eine Wissenschaft der Statistik aufnehmen.

§. 43.

Hierzu kommt, daß der Ausdruck „Kräftenlehre“ in der deutschen Sprache noch einen namhaften Mangel offenbart, der ihn für die zu suchende Definition der Statistik völlig unbrauchbar macht. Die französische Sprache (der unsrigen für den Ausdruck der Annehmlichkeiten des Lebens bekanntlich so sehr an Reichthum und Feinheit überlegen, als ihr nachstehend in philosophischer Präzision) zeigt diesen Mangel nicht, und deckt hier

folglich, in einer ihr eigenthümlichen Unbestimmtheit, den Einzelnen der sich des Französischen bedient. Bei uns Deutschen sind Kräfte und Macht (beide französisch: *forces*: und *pouvoir* doch wieder etwas anderes) in einem wesentlichen Zuge verschieden. Weit entfernt, daß Kräfte allein schon Macht wären, bilden jene vielmehr nur das Substrat von dieser, auf welchem sich sofort dasjenige erhebt, was, erst durch das Hinzutreten des Bewußtseyns und durch umsichtsvolle Lenkung der Kräfte zu einem Zweck, Macht heißt. Die willenlose Natur, von dem Sturmwinde an bis dorthin, wo sie, mit Trieben gepaart, Absichten (nur noch keine Zwekke) verfolgt, hat Kräfte und Gewalt: aber der Mensch hat Macht, und endlich wohnt die Macht allein im Staate. Wir sehen genau, daß die Sprache diese Unterschiede bezeichnen will, darin, daß sie jener Parthie, mit welcher auch der Mensch fast rein der Natur heimfällt, nur Kräfte zugesteht. Es giebt eine Zeugungskraft des Menschen; aber keine Zeugungsmacht, wenn wir gleich wieder von einer gewissen Seite, (wo wir nemlich den Menschen, als mit der Natur im Gegensaz befindlich, ergreifen) sa-

gen können, daß er manche Aeusserung des Geschlechtstriebes in seiner Macht habe. — Die Anwendung des Gesagten, gegen die von uns bestrittene Definition, wird leicht gemacht, und wir fürchten kaum irgend einen haltbaren Widerspruch, wenn wir behaupten: „diese Klasse sollte die Statistik wenigstens für die Staatsmachtlehre erklären“. Uebrigens blieb diese Klasse an dem Einen von den beiden Faktoren der Realisation des Staatszwecks hängen, und ergriff den andern, so wie die Kopula beider, nur nach dunkelem Gefühle theilweise und gezwungen (Aphor. XVII.). — Wenn ich übrigens unseren Mannert (mit welchem ich es hier zunächst zu thun hatte) gerne, und als dankbarer Schüler seiner vielen Schriften, unter denen Geographen verehre, die der Nation Ehre machen; so dringt mir doch Wahrheitsliebe das Geständniß ab, daß, ich wenigstens, den Gelehrten dieses Rangs, nicht ganz in seinen statistischen Schriften wieder finde. Sein nur zu schön geschriebenes Kompendium, scheint mir vielmehr häufiger das Gepräge zu tragen, daß dem berühmten Verfasser, doch nicht jene Masse von staatswissenschaftlichen Kenntnissen, daß

ihm

ihm namentlich Staatslehre und Staatswirthschaft nicht in dem Grade zu Gebot standen, in welchem sie der Schriftsteller dieses Fachs besizzen muß, um zu neuen und fruchtbaren Kombinationen zu veranlassen. Da Mannert auch als Geschichtsforscher so viel that; so könnte ein Beleg des Alten und Allgemeinen „*non omnia possumus omnes*“! nicht für seinen, ihn ohnfehlbar lange überlebenden Ruhm nachtheilig seyn. Ueberdem ist selbst sein statistisches Werk, noch immer das beßte, welches die deutsche Literatur für Dilettanten der allgemeinen Statistik der europäischen Staaten besizt; reiht sich durch seinen gefälligen Vortrag an den unterhaltenden Schummel an, und steht doch an Gründlichkeit unvergleichbar über diesem *).

*) Mehrere meiner früheren Zuhörer werden sich erinnern, daß ich selbst, (und zwar etwa noch vor 1 1/2 Jahren) nur mit einigen weniger wesentlichen Abänderungen, an dem Sazze hieng: „Statistik ist Staats-Kräften-Lehre! Kommt einigen diese Schrift zu Gesicht; so wünsche ich:

a) Daß sie die Gründe prüfen mögen, mit welchen ich hier zurüknehme, was ich jezt als irrig glaube einzusehen;

b) Daß sie darin einen neuen Beleg finden mögen, wie, überall in der Region des eigentlichen Studenten (im Gegensaz des Schülers), jener Saz wichtig sey (den ich selbst bei der Eröffnung einer jeden Semestralvorlesung als kaum je genug zu beherzigend empfehle): *ne jura in ullius verba magistri!*

c) Daß sie den Fall jenen Beispielen zuzählen mögen, wo keine kleinliche Furcht sich eine Blöße zugeben, abhält, dasjenige bestimmt zurückzunehmen, was wir aus Gründen als irrig einsehen. Diese Maxime muß nothwendig jeden beherrschen, der in heiligem Eifer für Wahrheit, redlich forscht, und ohne diesen Eifer giebt es ja keine Weihe zur höheren, wahrhaft produktiven Wissenschaftlichkeit!

§. 44.

Achenwall und seine Schule. Wir kommen zu der Ersten Klasse der angeführten Definitionen, die in unserer dermaligen Ordnung die lezte ausmacht. Sie ist, nicht bloß nach unserer obigen Aufzählung zu urtheilen, sondern sie ist überhaupt die zahlreichste; in ihr glänzen so viele berühmte Namen, und an ihr haben anonyme Schriftsteller Theil, die sich in so gehaltvollen Rezensionen, als Sachkenner zeigen. Der Verfasser

fasser will nicht bergen, daß es ihm allerdings ein besonderes Mißtrauen gegen seine jezzige, wenn gleich nach dem ganzen Maße seiner geringen Kräfte möglichst streng geprüfte, Ansicht einflössen würde, wenn er bemerken müßte, daß dieselbe sehr weit von der ihrigen abweiche. Glüklicher Weise tritt ihm jedoch dieser Fall nicht ein, und wenn seine Säzze Wahrheit haben; so ist das Verhältniß des unten Aufzustellenden, zu dem in dieser Klasse bereits Vorhandenen, nur das der Definition, zu der übrigens ganz wahren (von uns nur noch mehr bestättigten) Description.

§. 45.

Abgesehen von Nebenzügen, so ist der Charakter dieser Klasse das durch sie berühmt gewordene „Staatsmerkwürdigkeit" (vergl. §. 30.); und ihr ist Statistik „der systematisch geordnete Inbegriff derselben." Ich habe mir die Aufgabe gemacht, darzuthun, daß diese angebliche Definition doch nur Description sey. Die Basis dieses Raisonnements kann keine andere seyn, als die der Angabe des Verhältnisses der Description zur Definition.

Von der wahren Definition einer Wissenschaft (von dem vollkommenen Begriff) fodere ich, daß sie das Ganze der Wissenschaft in der höchsten Abstraktion auffasse, deren dieselbe fähig ist, und Niemand zweifelt, daß sie die *notam*, oder die *notas originarias* derselben enthalten müsse. Der Description gebe ich *notas secundarias* zu. — Von der Definition fodere ich ferner — und man ist, wenn ich nicht irre, darüber einig — daß sie nicht bloß (besser, daß sie nicht sowohl) das von der Idee dieser Wissenschaft Geschaffene namhaft zu machen, als die Schöpferinn selbst zu fesseln habe, so zwar, daß der glükliche Besizzer derselben, in ihr Inhaber dessen sey, woraus (unter sonst günstigen Umständen) immer wieder diese Wissenschaft entstehen müsse. Anders verhält es sich mit der Description, welche zufrieden und bewährt ist, wenn sie nur das zu Ermessende richtig angiebt, während die Definition, unserer Voraussezzung gemäß, zugleich den Maßstaab zu geben hat.

§. 46.

Jezt sezze ich Leser voraus, denen der in dem hohen Grade geistvolle Kommentar

welchen unser Schlözer zu dem Achenwallischen „wirkliche Staatsmerkwürdigkeiten“ (von Seit. 26 — 55 seiner oft gedachten Theorie) liefert, entweder schon bekannt ist, oder welche wenigstens die so lehrreiche Mühe nicht scheuen, sich denselben bekannt zu machen. Jeder, der diesen Kommentar durchdachte, wird mit uns (aus Gründen, die wir hiermit ganz als die unserigen ausdrüklich annehmen) sagen müssen: die Statistik hat es gewiß mit den wirklichen Staatsmerkwürdigkeiten zu thun! Indessen bleibt nun noch immer die große Frage übrig, oder eigentlich dringt sich erst jezt, doppelt lebhaft, die Frage auf: Aber was ist denn eine Staatsmerkwürdigkeit? Diese Frage ist gleich bedeutend mit denen: ob? und warum ein gewisses Datum ein statistisches sey? — Schon Achenwall fühlte seinem aufgestellten Begriff der Statistik dieses Gebrechen, und berührt das, wodurch ihm abzuhelfen sey. Aber Schlözer drang tief in dasselbe ein, und erörtert dasjenige, wodurch man sich ihm entwinden könne. Vielleicht konnte die wahre Definition, den Weg aus dem Kopfe des grossen Schülers und Nachfolgers unseres Achenwall, sie konnte vielleicht den Weg

zum

zum Papiere nur deswegen nicht finden, weil in seinem Herzen der Wunsch vorherrschend war, so viel möglich das eigene Verdienst dankbar auf Jenen überzutragen. Die einzige Waffe, die ich gegen Achenwall, und somit gegen Schlözer'n zu haben glaube, nehme ich aus des Lezteren eigener Hand. Ich raisonnire so: Um also zu wissen, was Statistik ist, und um mit meinem schauenden Geiste ganz ihr Leben theilen zu können, muß ich wissen, was Staatsmerkwürdigkeiten seyen; denn hier könnte das Angebliche und Verkannte, dort Lükken, da Ueberladungen erzeugen. Die Art dieses zu erfahren, wollen wir aus Schlözers Worten lernen. „Der Staatsgelehrte — heißt es bei ihm — der ausübende sowol als der bloße Theoretiker — trete als der 21ste Mann zu jenen 20gen hinzu, welche Specialbeschreibungen der unendlichen Menge des Merkwürdigen verfertiget haben. Sein Plan sei der, aus den Tausenden von Merkwürdigkeiten nur diejenigen herauszuheben, die einen augenscheinlichen oder verstekten, grösseren oder minderen Einfluß auf das Wohl des Staats haben". *) — Das Wohl des Staats ist der generelle, (als solcher unbestreitbare, und

nur

nur aus Mißverständnissen verschiedentlich bestrittene) Staatszweck. (Aphor. VIII.) Der Staatszwek ist also der Charakter, in welchem sich das Wesen des Statistischen bildet: er, dieser Zwek, jene unmittelbare Hülle der Idee des Staats, ist das eigentliche Lebensprincip und das Schöpferische in der Statistik! Ist dem aber also, und vermag eine Staatsmerkwürdigkeit nur durch den Staatszwek erkannt zu werden; so beurkundet dieses auch die Wahrheit der Behauptung „daß Achenwall nur das zu Ermessende namhaft gemacht habe, da, wo er uns sogleich den Maßstaab selbst hätte geben sollen: mit andern Worten, „daß er — troz der Kürze seiner Worte — doch nur Description, statt der begehrten Definition lieferte.“ Wie könnte uns auch — frage ich getrost — eine Definition der Statistik allseitig genügen, durch welche wir nicht unmittelbar das Homogene gerufen, das Heterogene entfernt, dann weiter gar nichts für die innere Oekonomie der Wissenschaft gegeben sehen? (Aphor. VIII. p. 19.) Achenwall und Schlözer selbst fodern dazu noch ein höheres Kriterium. Bedarf ich aber eines solchen höheren; so drükt dieses ja, eben dadurch

daß

daß es das höhere ist, das angeblich ursprüngliche Merkmal herab in die Klasse der abgeleiteten, und versagt diesem die Stelle in dem vollkommenen Begriff, solche sich selbst ersehend. Man könnte von Achenwall und Schlözer'n in dem Staatszwek abweichen, und dennoch darin mit ihnen übereinstimmen, daß der Staatszwek — in was immer man ihn sezze — das unumgänglich namhaft zu machende Lebensprinzip der Statistik sey. Die weitere Anwendung des Gesagten auf die andern, nur durch Schattirungen von der Achenwallischen abweichenden, Definitionen, bleibt dem denkenden Leser selbst überlassen. Ein Solcher bemerkt weiter, ohne unserer besondern Nachweisung zu bedürfen, daß von dem eben Gesagten Manches auch Jenen eingewandt werden kann, denen unsere Wissenschaft nur Kräftenlehre des Staats ist. (Vergl. §. 44.)

*) Schlözer l. c. Seite 34, vergl. Encyklopädie der Staatsgelahrheit Seite 10. Ferner Achenwall: Grundriß, 5te Aufl. 1768. §. 7. S. 4.

§. 47.

(Ad V.) Worin stimmen denn nun alle jene Definitionen der Statistik miteinander über=

überein? Es wäre doch interessant, diese Züge zu kennen, und man würde es nicht blinde Hingebung an Autorität nennen können, wenn jene, welche Allen oder doch bei weitem den Meisten gemein wären, bei uns ein besonders günstiges Vorurtheil erregten. Doch, es wird füglich seyn, der Forschung ein etwas weiteres Feld zu eröfnen, und sie nicht bloß auf das einzuengen, was unsere statistischen Schriftsteller in den wenigen der Definition selbst gewidmeten Zeilen zu sagen pflegen. Denn, bei der Eröfnung der meisten Lehrbücher der Statistik, sieht man bald sehr deutlich, wie wenig es den Meisten gelang, in ihre Definitionen hinein zu legen, was sie so gewiß gerne hineingelegt hätten, als ihre Ausführung sich doch darüber verbreitet. Besser also ich hebe, unter der ausdrüklichen Berufung auf die Mitwissenschaft Aller die hier Sachkenner sind, jene Züge aus, von welchen man getrost behaupten darf, daß sie (wenn auch nicht immer in den aufgestellten Definitionen, doch in der Ausführung statistischer Werke) allgemeiner als wahrhaft statistische Züge anerkannt sind.

Ich glaube solcher Züge folgende zu finden:

1) Statistik soll kein Aggregat, sondern sie soll ein geschlossenes, lebendiges Ganze von Kenntnissen, sie soll ein System, oder eine Wissenschaft seyn. Wer diesen Saz zugiebt, sollte doch nie vergessen, daß ihr Ganzes unter Einer leitenden Idee stehen, und sich aus dem vollkommenen Begriff, oder der wahren Definition, vollständig entfalten müsse. (Aphor. VI. u. f.)

2) Statistik hat es mit dem Staate zu thun, sie ist Staatswissenschaft. Schon hieraus folgt, daß sie in dem Staatszweck ihre Geschlossenheit finden müsse. Wenn Sinklair abweicht; so wissen wir vor der Hand damit genug, daß er eigentlich zu einem Statisten *malgre lui* gemacht worden ist.

3) Die Statistik hat es mit dem Staate; aber nur mit dem gegebenen, oder mit denen gegebenen, nicht mit dem Staate in der Idee zu thun. Statistik ist also Erfahrungswissenschaft. Möchte von allen, die dieses sagen, nur Keiner zu fragen vergessen:

sen: wie allein das Erfahrung-Machen möglich sey?

4) Die Statistik hat es zwar mit dem in der Gegenwart Gegebenen zu thun; dennoch soll ihr Begriff nicht im Wege stehen, daß man nicht noch heute eine Statistik des römischen Reichs unter August, des französischen unter Ludwig XIV. schreiben könne. Das Paradoxon heißt: Mittle eine Gegenwart aus, die in dem unaufhaltsam fließenden Strome der Zeit, dennoch nie aufhöre Gegenwart zu seyn, und die Du beliebig wieder zu finden vermagst, wie lange sie auch schon in der Vergangenheit untergegangen sey! Wenn es widersprechend wäre, eine Wissenschaft, die es mit einem Gegebenen zu thun hat, auf die Zukunft anzuweisen; so ist doch nur Eine Stimme, daß die Vergangenheit, als solche, der Geschichte anheim falle. Indessen wäre es doch wahrhaft ungereimt „der Statistik eine Gegenwart an zu weisen, die nicht Jenem zum Troz bestehe, der uns, sonst so wahr erinnert: Daß der Augenblik, den wir betrachten, über welchen wir uns aussprechen können, schon der entflohene, folglich, ohne eine andere

Dazwischenkunft, schon der Geschichte anheim gefallen sei"! Wir sprechen in Schriften und auf dem Katheder, von dem heutigen Frankreich, dem heutigen Rußland ꝛc. Wäre aber der Lehrer der Statistik auch stets durch unmittelbare Korrespondenz und Eilboten bedient — ein Fall, der in den Gegenden des ach so langsam schleichenden Buchhandels, und der wirklich schon sehr theueren Postkorrespondenz, gar weit von dem wirklichen absteht! — so wäre jenes „Heute" doch nur ein künstlich gebildetes. Nun wohl! Das Mittel, wodurch man im Jahre 1807, das Jahr 1806 zur Gegenwart macht, wende man nur getrost weiter zurük an. Der Statist bediene sich seines Rechts von dem Kommenden und Fliehenden zu abstrahiren, und Momente von beliebiger Ausdehnung, und in jeder beliebigen Ferne, nach seinem Bedürfniß als Jeztzeit zu fixiren. Alle stimmen überein, daß die Statistik so verfahren dürfe und müsse; aber durchaus vermisse ich die adäquate Berüksichtigung dieser Eigenthümlichkeit in den vorhandenen Definitionen derselben *).

5) Die Kenntniß der Statistik soll eine gründliche seyn. Wäre es an dem, daß

die

die Wissenschaft, durch welche wir solche überkommen, ihre Geschlossenheit in dem Staatszwek fände; so würde folgen, daß er auf der Basis der für ihn thätigen Mitteln erkannt werden müßte. — Wir hoffen in der Sammlung dieser Züge, die man sämmtlich in unserer Definition wieder finden wird, zugleich unserer Exposition derselben vorgearbeitet zu haben.

*) Ich gebe zwar zu, daß der, schon Achenwallische Ausdruk, „wirkliche Staatsm." auch das Zeitverhältniß mit berüksichtigen sollte. Allein die Aufmerksamkeit wird dadurch nicht genug gefesselt, weil das Wörtchen „wirkliche" wenigstens doppelsinnig ist, und immer zu nächst auf die Entfernung der nicht wirklichen, d. h. der nicht eigentlichen und wahren Staatsmerkwürdigkeiten geht.

§. 48.

(ad VI.) Wissenschaftliche Darstellung derjenigen Daten, aus welchen das Wirkliche der Realisation des Staatszweks, gegebener Staaten, in einem als Jeztzeit fixirten Momente, gründlich erkannt wird — ist (mir) Statistik.

§. 49.

Die Exposition dieser Definition (d. h. die erklärende Angabe der einzelnen in ihr enthaltenen Merkmale) liegt zwar schon größeren Theils in dem Vorigen, und dürfte dießmal ohnehin weniger dringend seyn, weil die darin gebrauchten Ausdrükke keiner besondern Dunkelheit oder Zweideutigkeit unterworfen sind. Da indessen die wahre Definition für jede Wissenschaft eine so überaus wichtige Rolle spielt, und selbst der anscheinend kleinste Mißverstand, oder das geringste Uebersehen, welches hier vorgeht, selten ohne sehr nachtheilige Folgen ist; so wollen wir dennoch diese Exposition nicht ganz übergehen. Besser, wenn wir hier Einiges in Wiederholung sagten, als wenn wir uns Auslassungen zu Schuld kommen ließen.

§. 50.

1tes Merkmal. „Wissenschaftliche Darstellung." Das Ganze der Statistik soll also unter der Einheit einer leitenden Idee stehen, und soll überhaupt die allgemeinen Eigenschaften haben, welche wir, in unseren voraus geschikten Aphorismen, der Totalität

des Denkens und Schauens, gleich denen des Seyns und des Handelns, postulirten. Ueber die Geschlossenheit dieser Ganzen bemerken wir noch besonders, daß diese vollendet seyn müsse nach unten zwar und gegen die Seiten hin (wo sie von angrenzenden Wissenschaften berührt wird) dergestalt, daß man sagen könne, gerade hier sey die Grenze des Statistischen. Dennoch soll dieses Ganze auch wieder offen seyn nach oben, d. h. in jener Richtung, von wannen sie als eine besondere Wissenschaft aus der Einen hervortrat. Das Systematische der Anordnung (in welchem sich ihre Begriffe, wie die Theile des Organismus, wechselseitig einschränken und unterstüzzen) ist jeder wissenschaftlichen Darstellung natürlich, folglich nothwendig. Denn, die wissenschaftliche Idee ist ein ordnendes Princip! Einheit in der Mannigfaltigkeit; Klarheit in dem Gange von dem Allgemeinen zum Besonderen und umgekehrt, können nicht fehlen, da, wo sie waltet; und das Ebenmaß der Theile gelingt dem von solcher Idee Beseelten (demjenigen, in welchem die Wissenschaft lebt) fast ohne besondere Reflexion, als ein unmittelbarer Ausfluß ihrer Lebensthätigkeit.

§. 51.

§. 51.

2tes Merkmal. „Derjenigen Daten". — Wir wollen Data und Fakta sorglich von einander geschieden wissen, und behaupten, daß es Gewinn für die Sprache sey, die lezteren auschließend dem historischen Gebiete zu überlassen, welchem aber, selbst in der Ausdehnung die ihm ein weiterer Sinn desselben geben möchte, dennoch niemals Statistik angehören soll. Wir sezzen den Charakter des Faktums darin, daß eines Dinges Erscheinung in der Beziehung der Wirkung auf Ursache, daß es als ein so Erwirktes aufgefaßt werde. Den Charakter des Datums dagegen, sezzen wir darin, daß es sich unmittelbar an den Thatbestand des Seyenden halte, und namentlich in völliger Abstraktion von jener Beziehung bestehe. Freilich kann das erscheinende Etwas zugleich Datum und Faktum seyn, oder, mit dem Sezzen der Einen, ist die Möglichkeit der andern Beziehung in anderen Verhältnissen keineswegs negirt worden. Aber ein Etwas, ergriffen als Datum, hat es jedoch nicht mit der faktischen Seite desselben zu thun und umgekehrt. — Wir sezzen das heutige

Königs

Königreich Baiern habe 1596 Quad. Meilen. Wer diesen Saz als Faktum einführt, wird uns, nach dem Sprachgebrauche den wir zu fixiren wünschen, zu sagen haben, wie dieser Bestand wurde: wer eben ihn als Datum ergreift, hat damit direkt nichts zu thun. Die Distinktion — die der Verfasser zu genereller Annahme empfehlen möchte, die er aber, im Fall ihr ein grösseres Publikum versagt seyn sollte, wenigstens bestimmt für seine statistische Sprache stempelt — ist uns sehr wichtig für die künftige Unterscheidung der Statistik und der Historie. Wirklich liegt unsere ganze Ansicht des Verhältnisses dieser Wissenschaften in den wenigen, uns viel sagenden Worten „daß es gleich sey, dem Verhältniß des Datums zum Faktum."

§. 52.

3tes Merkmal. „Aus welchen das Wirkliche der Realisationen des Staatszweks gegebener Staaten". — Dieses Merkmal ist dem Range nach das Erste in der von uns aufgestellten Definition; es ist — wie wir oben von dem Achenwallischen „Staatsmerkwürdigkeiten" sagten — das punctum saliens derselben. Gerade in diesen

sen

sen Worten charakterisirt sich der Ausdruck unserer Definition gegen alle, wenigstens unseres Wissens, bisher aufgestellten, wenn wir gleich oben bemüht waren, zu zeigen, daß namentlich Achenwall und Schlözer, schon längst auf dasselbe hindeuteten. — Abgesehen von einigen Nebenmerkmalen, würden wir haben sagen können „Statistik sey, die wissenschaftliche Darstellung der objektiv (real) gewordenen Idee des Staats". In jedem Fall ist der Sinn, den wir in dieser Hauptstelle unserer Definition ausdrükken wollen, folgender:

Wenn in der Idee des Staats (die in praktischer Beziehung mit dem Staatszwek immer Eins ist!) in himmlischer Glorie vorschwebt, was, wenn gleich nie völlig erreichbar, dennoch vermögend ist die Thätigkeit immerdar zum Kraftaufwande für Annäherung zu spornen; so zeigt die Statistik, in treuer Auffassung des Gegebenen und Gelungenen, wie sich das Gebilde der Endlichkeit zu seinem Urbilde, d. h. der wirkliche Staat zu dem in der Idee verhalte. Die Idee des Staats tendirt auf das Hinwegnehmen der armseligen Einzelnheit, für die Träger eines

unendlichen Wollens. Der Blik auf das unbedeutende Können jedes Einzelnen, würde ja, bei solchem Wollen, männiglich zur Verzweiflung bringen müssen, vermöchte man nicht den Bund zu schaffen, den mächtigen, in welchem die Einzelnheit jedes Individuums wohlthätig untergehe. Wir sagen wohlthätig: denn dieses Untergehen ist, in einem und demselben Akte, die herrliche Auferstehung des Mitglieds (welches in Beziehung auf die Staatsgesellschaft, den vielsagenden Namen „Bürger" erhält) und welchem immer seine unveräußerliche Besonderheit reservirt bleibt, kraft deren Jeder, auf seine Weise, im Vollgenusse der gesellschaftlich errungenen Segnungen schwelgen kann. Es ist, wie wir wissen, die Hülle des Zweks der zu erringenden Selbstständigkeit, in welcher sich jene göttliche Idee der Selbstständigkeit herabsenkt in die Gemüther derer, die diesen Zustand zu erringen haben. Diese verfolgen ihn in Einheit und Freiheit, d. h. in Vernunftnothwendigkeit: und die Statistik giebt Kunde, von dem dafür Gegebenen und Gelungenen, wodurch sich sofort das Nichtgegebene und Nichtgelungene von selbst offenbart *).

*) Ein

*) Ein achtungswürdiger Gelehrter, der mir Beweise giebt, daß er sich die Mühe nahm, dasjenige, was ich in meinen bisherigen literärischen Versuchen für die theoretische Wiederbelebung des Aristotelischen Staatszweks sagte, sogar mehrmals gelesen zu haben, bestimmt mich zu folgendem, die hauptsächlichste seiner mir gütigst mitgetheilten Bemerkungen betreffenden, Nachtrage:

Allerdings gewahren mir in jeder Gesellschaft eine gewisse Regung für die Harmonie des Könnens und Wollens, oder für Selbstständigkeit, und sie alle sind berechnet auf die Hinwegnahme der armseligen Einzelnheit. Ich gehe ja noch weiter, und finde solche Regung in jedem Vollbürtigen. Dennoch bleibt Ein charakteristischer Unterschied, und zwar ein sehr merklicher. Sonst überall wird Selbstständigkeit nur als Mittel des zu erhöhenden Lebensgenusses begehrt, und wird in höherer Instanz aus der Staatsgesellschaft, wenigstens indirekt und stillschweigend, abgeleitet, während sie in dem Staate selbst der Zwek (das wahrhafte allgemeine Wohl) ist. Hier (d. h. in dem Mittelpunkte des Staats) kann gar nicht die Frage seyn „wozu sie als Mittel dienen könne? die ja hier das höchste Gut ist. Tieferes Nachdenken auf diesem Punkte scheint, mir wenigstens, das zu fördern, was folgende Säzze kommentirt:

a) Es

a) Es giebt einen Standpunkt, wo wir mit Recht von der Staatsmaschine sprechen.

b) Alle Gesellschaften, deren jede durch die Hinwegnahme des Gebrechens einer Einzelnheit ihrem Zwek, als dem Ziele, entgegenstrebt, erscheinen durch die Existenz des Staats bedingt, und wir sehen eben dadurch, wie der Staat sie alle in ihrer Aeusserheit umfaßt. Um die Ehe des Vertrags, um die Handelsgesellschaft, ja um die Spielgesellschaft mit Sicherheit schließen zu können, würde man, wenn kein Staat wäre, zuvor einen solchen zu errichten haben. Denn, nur unter der Voraussezzung seiner Existenz, konnten die Individuen zu einer Summe von Kräften gelangen, welche, über das dringenste Bedürfniß der physischen Selbsterhaltung überschießend, disponibel wurden, und nur durch den Staat kann Jeder in Jedem denjenigen erkennen, dem er sich anvertrauen dürfe, ohne erst die zerstöhrende Frage aufzuwerfen: ob er ihm auch für die äussersten Fälle im Kriegsstande gewachsen seyn werde?

c) Eine jede Gesellschaft, die sich im Staate Selbstständigkeit an sich zum Zwek machte, würde eben dadurch politisch verdächtig und gefährlich werden. Man frage sich doch, worin die politische Gefährlichkeit bestehe? man analysire den Thatbestand des Staates

im Staate: und man wird — dünkt uns — finden müssen, daß sein Verbrechen eben in der Tendenz bestehe, unabhängig von dem Staate zu erlangen, was wir diesem in unserer Definition der Selbstständigkeit als Zwek aufgestekt haben. Die Räuberbande, samt ihrem Hauptmann, kann nicht umhin in manchen ihrer Erscheinungen auffallende Aehnlichkeiten mit dem Staate zu haben; denn ihr gegenseitiges Verhältniß ist das des Uebermuthes zum Stolz. So berührt in der täuschenden Erscheinung das Niedrigste das Höchste! — Uebrigens soll der Gesellschaftsbegriff selbst so abgefaßt seyn, daß eine Bande sich darunter nicht subsumiren lasse. D. V.

§. 53.

Einen ganz besonderen Nachdruk legen wir auf das Wörtchen „Wirkliche". Es ist zwar wahr, bereits das Wörtchen „Datum" involvirt, in dem Sinne den wir ihm vindizirten, stillschweigend solche Wirklichkeit, auch sagt der bald darauf folgende Ausdruk „gegebener Staaten" etwas Aehnliches. Aber dieß allein konnte uns nicht genügen; für den Punkt nemlich, wo es ganz besonders gilt:

a) Der Unterscheidung der Statistik von allen anderen Staatswissenschaften;

— b) Des Gewinns des wichtigsten Standpunktes, für den Blik in jene unendliche Mannigfaltigkeit, welche nicht umhin kann sich in dem materiellen Theile der Statistik (der in Beziehung auf Theorie der praktische heissen wird) zu offenbaren. — Wir dürfen hier, wo es zu nächst bloß um Exposition unserer Definition zu thun ist, nicht zugleich auf die Diagnose der so definirten Wissenschaft eingehen. Es genüge vorläufig auf das Emphatische dieses Wörtchens, in dem Konflikte der drei Hauptganzen der Staatswissenschaften (die zusammen die Eine Staatswissenschaft bilden) aufmerksam gemacht zu haben. Denn, wenn die Eine lehrt, was der Staat seyn soll (Staatslehre); die dritte wie, auf der Grundlage des Seyenden, das Sollende zu erringen, oder wie das Gegebene seinem Urbilde immer näher zu bringen sey (Politik): so wird die Darstellung des dafür Wirklichen des Gegebenen oder Bestehenden selbst, diejenige charakterisiren, welche wir Statistik nennen. Hiermit nicht genug: dieses Wörtchen muß ferner noch auf dasjenige leiten, was in den gesammten übrigen Staatswissenschaften — (deren sich unter jenen drei Hauptganzen eine namhafte

An=

Anzahl entfaltet), gerade nach ihr hinblikt, aus solchen in sie aufgenommen werden muß *).

Wir müssen die so eben unter b) geäusserte Behauptung durch ein kurzes Raisonnement besonders unterstüzzen. — Also mit dem Wirklichen der Realisation (keine Tautologie!) des Staatszweks, hätte es Statistik zu thun. Dem zu Folge möchte es doch vielleicht scheinen, als ob die Statistik nur nicht von dem nothwendigen, sondern lediglich von dem empirischen und zufälligen Staatszwekken Notiz zu nehmen habe. Es ist bekannt, daß diese lezteren eben so verschieden seyn könnten, als es die gegebenen Staaten selbst sind, und philosophische Ansicht sagt uns, daß sich die Menge und Beschaffenheit solcher Zwekke nicht anders als auf dem Wege der Erfahrung, folglich nie allgemein angeben lasse. So bezieht sich vielleicht in dem Staate „A“ die ganze hier rege Thätigkeit, zu nächst auf die Aufführung eines imponirenden Soldatenspiels; in dem Staate „B“ erliegt alles der Justiz-Anstalt; in dem Staate „C“ geht man auf Geld-Reichthum aus, anders nicht als ob der

Mittel

Mittel eines das Ganze des Zweks wäre; oder endlich die besten Kräfte des Staats gehen für Hierarchie, oder für unverhältnißmäßigen Pomb Einer, höchstens einiger herrschenden Dynastien im Rauch auf. Solche Kräfte bezwekken doch das, wofür sie mit Besonnenheit als Mittel verwandt werden? Ist dem aber also; so wird — sagt man — die Statistik ihrer Aufgabe Genüge geleistet haben, wenn sie diesen Zustand der Dinge in treuem Bilde in sich auf zu nehmen Geschiklichkeit und Muth hat: diese Zwekke bilden das hier Seyende, und der nothwendige Zwek liegt ausser ihrer Sphäre. — Allerdings liegt in dieser Ansicht etwas Wahres, und der Verfasser ist geneigt zu glauben, diese Halbwahrheit trage einen grossen Theil der Schuld, daß die Lehrmethode der Statistik — der wir in der Folge einen eignen Abschnitt widmen werden — bis herab, wo ihr Schlözer eine neue Bahn brach, die gerade zu verkehrte war. Wahr, das Wirkliche ist die Aufgabe der Statistik: aber nicht minder wahr, daß das Wirkliche, um als dasjenige erkannt zu werden, was es ist, immerdar unter der Idee dessen, was da seyn soll, ergriffen und gezeichnet werden

 müsse.

müsse. Der Fall ist dem gleich, wo von zehn und mehr Menschen, die genau denselben Begegnungen ausgesezt waren, doch vielleicht nur Einer Erfahrung macht, d. h. das Wirkliche als das erkennt, was es ist. Forscht man diesem täglichen Phänomen weiter nach; so findet man bald, daß alles Erfahrung-Machen bedingt sey, durch die Kenntniß des Allgemeinen und Nothwendigen, worauf es, als ein Besonderes, bezogen werden konnte. Heiße der empirische Staatszwek wie er wolle: immerdar soll er unter der Ueberschrift „Selbstständigkeit" in der Statistik eingeführt werden, so wie diese Wissenschaft, der Unkultur im Staate, unter der Rubrik „Kultur" Erwähnung thun soll. Denn, nur dadurch wird das Abweichende, das Unvollkommene und Lükkenhafte, welches sich im Wirklichen findet, und dessen Mängel zu seinem Thatbestand gehören, in solchem erkannt.

Wenn nun aber dadurch in das unendlich Mannigfaltige der materiellen Statistik Einheit und Gleichförmigkeit kommt; so tritt, umgekehrt, aus dieser Einheit jene unendliche Mannigfaltigkeit der materiellen

her=

hervor, eben dadurch, daß die Statistik das Wirkliche darstellt. Denn, zu was immer für einem philosophischen Systeme — wenn anders überhaupt zu einem — man sich bekenne: darin dürften doch wol alle Denkenden einverstanden seyn, daß ein jedes wirkliche Ding sey, das unter dem nie ganz zu verleugnenden Einfluß der ihm äusseren Dinge Geborne, und daß es folglich, ausser seinem inneren allgemeinen und nothwendigen Charakter, noch einen besonderen haben müsse, der, nach der Verschiedenheit solches Einflusses, selbst verschieden sey. Wir werden diesen lezteren füglich seinen zufälligen Charakter nennen, nicht zwar, als ob er überhaupt kein Gesez habe; sondern um damit anzudeuten, daß die Gesezze, unter welchen er sich ausbildete, nicht sowol rein in der Natur dieses Dinges selbst, als in der Natur seiner Mitkämpfer um liebliches Leben und eigne Gestaltung lagen. Wir sagen „nicht sowol rein": denn das soll freilich nicht geleugnet werden, daß das wirkliche Ding, auch noch bei dem zufälligen Charakter mitwirke, in so weit nemlich, als es, so lange es überhaupt Etwas ist, nicht aufhören kann den Einfluß des Andrangs

 sei=

seines Konflikts zu modifiziren. — Von jeher hat man die schöpferische Natur (naturam naturantem) bewundert, darüber, daß sie z. B. auf der kleinen Fläche des menschlichen Antlizzes, und zwar der ewigen Gleichförmigkeit in der Anlage der Theile desselben unbeschadet, dennoch alle Einförmigkeit zu vermeiden mußte; oder z. B. darüber, daß das Blatt desselben Zweiges, dennoch in Verschiedenheiten gegen jedes nachbarliche spielt. Der wirkliche, oder der gegebene Staat, ist nun zwar kein unmittelbares Produkt der organisierenden Natur; sondern er ist das Produkt des, solcher Natur gegen überstehenden, Menschen: denn er ist ja die vollendeteste Form der Totalität des Handelns. Wer jedoch diesen Saz nicht etwa geflissentlich mißverstehen wollte, wird darin nicht die Behauptung finden mögen „daß der Mensch, nach uns, ganz aus dem Kreise der Natur in höherem Sinne trete". Nein, wer mit Rousseau und Schlözer'n sagt: „der Mensch ist Schöpfer des Staats"! widerspricht sich nicht, wenn er bald darauf von demselben als von einem Produkte redet, welches die Natur, — aber wol verstanden in ihrem Durchgang, in ihrer

Ver-

Verherrlichung durch den Menschen — aufstellte *).

Schon in dieser Hinsicht wird das, was seine Wirklichkeit durch den Menschen erlangt (und also werden auch die gegebenen Staaten) die Präsumtion für sich haben, daß ihre Darstellung, gleich der Darstellung des durch die Natur Wirklichen, eine höchst mannigfaltige seyn dürfte. Diese Präsumtion wird zur Gewißheit, wenn wir erwägen, daß der Mensch 1) das Material dieses seines Produkts aus den Händen der Natur im engeren Sinne empfängt, welches, wenn gleich ihm unterthan, dennoch nie sein eignes Wesen ganz aufgeben kann 2) daß das von ihm aufgestellte Wirkliche, nicht minder als das unmittelbare Naturprodukt, unter den Einflüssen anderer wirklichen Dinge (die Erscheinung in Wechselwirkung mit den Erscheinungen) bestehe. Wird z. B. auch dieses Stük Landes, welches unter dem Einschreiten der Idee des Staats, d. h. unter der Beziehung seiner auf den Zwek des Staats, zu einem Gebiete wurde, — wird es je ganz den Charakter aufgeben, der ihm als Land, aus der Hand der Natur im engeren Sinne,

und zwar bis auf einen gewissen Grad als unveräußerlicher, verliehen wurde? — Die Erfahrung sagt unserem Raisonnement laut zu. Um nichts von den Unterschieden zwischen dem Russischen Staat und dem von St. Marino, oder zwischen dem Brittischen und dem von Sardinien zu sagen; so bleibe man dabei stehen, das Mannigfaltige in dem sich weit näher stehenden Wirklichen zu beachten. Nicht selten legen wir mehreren Staaten dieselbe Eigenschaft in gleichem Grade bei; finden aber dennoch, den Blik auf das Wirkliche ihrer Darstellung geheftet, daß sich dieselbe hier und dort ganz anders ausnimmt. So, z. B., welch ein Unterschied in dem Wirklichen der absoluten Selbstständigkeit jener drei in Europa thronenden Staaten-Kolossen! Doch da ist sich sogar derselbe wirkliche Staat in keinem Momente seines eignen Lebens völlig gleich, geschweige, daß sich die Wirklichkeit der mehreren gleich seyn sollte.

Der Verfasser hofft, sich in dem Gesagten hinlänglich über die obige Behauptung erklärt zu haben, daß es nemlich in dem Wörtchen „Wirkliche" des Gewinns des

wich-

wichtigsten Standpunktes gelte, von wo aus der Blik in jene unendliche Mannigfaltigkeit dringe, welche nicht umhin könne sich in dem materiellen Theile der Statistik zu offenbaren. Mancher dürfte uns über das hiermit Gesagte den stillen Vorwurf einer entbehrlichen Episode machen, mancher Andere erräth im voraus, daß wir gerade hier den Grund zu dem eben so ungünstigen als gerechten Urtheil gelegt haben, welches wir, seiner Zeit, über jede nicht Schlözerische Methode des akademischen Vortrags der Statistik fällen werden. Einem unabsehbaren, in unaufhörlichem Fluthen begriffenen Ozean, ist diese materielle Statistik zu vergleichen, und was man in den wenigen Stunden eines Semesters von diesem Ozean befahren kann, bleibt, im besten Fall, armselige Küstenfahrt, sobald es etwas mehr seyn soll, als Uebung in der allerdings schweren Kunst!

*) Schon Spinoza sagt: Est enim homo, sive sapiens, sive ignarus sit, naturae pars et id omne, ex quo unusquisque ad agendum determinatur, ad naturae potentiam referri debet, nempe quatenus haec per naturam hujus aut illius hominis definiri potest. Nihil namque homo,

seu

seu ratione, seu sola cupidate ductus, agit, nisi secundum leges et regulas naturae. — Fieri non potest, ut homo non sit naturae pars! Tract. pol. Cap. II. §. 5. vergl. Ethices pars IV. Prop. 4. Und wer wollte, in dieser sonnenklaren Wahrheit, nicht der Meinung des tiefen Denkers seyn? Indessen verliehren bei weitem die meisten Raisonnements, in welchen, aus einer gewissen unleugbaren Naturgemäßheit der Staaten, gegen die Menschenschöpfung des Staats argumentirt wird, eben auf solcher Basis, die ganze Schärfe für das, was sie beweisen sollen. Kann doch der Mensch und soll er doch, im besten Fall, weiter nichts thun, als die Impulse der Natur in Freyheit adeln. Wo aber der Mensch dieses thut, da ist ja das Produkt auch sein Produkt zu nennen, wenn man anders überhaupt etwas das Seine nennen darf. — Einen weiteren Anstoß finden viele der Anhänger jenes uns nichtigen Raisonnements, in dem ihnen unverständlichen Worte „Freiheit". Da sie es nicht vermögen die Freiheit als die höchste Nothwendigkeit, d. h. als Vernunft-Nothwendigkeit zu erkennen, sondern, da sie solche immerdar für ein gesezloses Unding (libertatem, quae necessitatem non tollit sed ponit, cum contingentia confundentes! Id.) nehmen; so wähnen sie wirklich, gegen den Staat als Menschen-Werk etwas Neues und Gedachtes zu sagen,

wenn sie seine, nie von irgend einem tiefer Denkenden bestrittene, Nothwendigkeit nachweisen. — Oft kaum anzuhören ist es, wie manche Anfänger der Staatswissenschaften, oder besser des geordneten Denkens überhaupt, mit dem disjunktiven Saz umgehen: „der Staat verdanke sein Daseyn entweder dem Menschen, oder der Natur". Wohl eher hat man diesen Saz, in Schriften, die doch immer als Probe vorzüglicher Kenntuisse, und unter dem Stempel . . . ausgiengen, folgende Verunstaltung erleiden sehen: „der Staat verdankt sein Daseyn entweder Menschen-Verträgen; oder er ist in und mit der Natur hervorgegangen." Nun aber ist der Mensch in seinen Schöpfungen, leicht erweislich, gar nicht auf das Mittel eines ausdrüklichen Vertrags beschränkt. Es folgt, daß durch den einschränkenden Zusaz „Verträge" propositio disjunctiva incompleta entstehe, und nun lernen wir doch, in dem A. B. C. der Logik: In syllogismo disjunctivo incompleto, posito uno membro tolluntur quidem reliqua; sed sublatis praeter unum omnibus, non ponitur hoc ipsum! — Dieser Schluß auf den Staat als Naturprodukt, wie er dort steht, ist genau so bündig, wie es der seyn würde, daß der Becher von Silber seyn müsse, weil er nicht von Gold sey!!

§. 54.

§. 54.

4tes Merkmal. „Als Jeztzeit fixirten Momente“. Es ist bereits oben ausdrüklich bemerkt worden, daß dieses Merkmal nichts besage, was die Wissenschaft bisher noch nicht anerkannt hätte; sondern, daß es bloß etwas längst Anerkanntes ausdrükke, solchem die in der Definition gebührende Bezeichnung gewähre. Schon Nettelblad, Lüder, Sprengel, sodann der Rezensent von Mannert, deuten in ihren oben (p. 104 u. f.) mitgetheilten Definitionen an, was das Wort „Jeztzeit“ nach dem Zwek des Verfassers adäquat und bestimmt ausdrükken soll. Auch Schlözer läßt eine alte Statistik zu, und erklärt sich gleichwol sonst auf vielfache Weise deutlich, daß ihm die Statistik nie von der Vergangenheit als solcher reden könne. Eben so erwähnt Niemann der Darstellung des Ciceronianischen Zeitalters von Middleton; der drei ersten und des sechsten Kapitels der Geschichte von Gibbon; des Jahrhunderts Ludwig XIV von Voltaire, als bleibender Fragmente der Staatenkunde. — Folgende Erklärung wird alle Mißverständnisse

über

über den Sinn entfernen, welchen der Verfasser seinem Ausdruk beilegen wollte: Der Statist kann das Zeitalter eines Perikles, Cicero, Maximilian I. von Baiern ꝛc. eben so gut als Jeztzeit fixiren, wie er das Jahr 1806 im Jahre 1807 fixirt. (Vergl. oben Seit. 243, n. 4.) Der Akt dieses Fixirens, ist eigentlich ein Abstrahiren von aller Zeit. Denn die Zeit ist ein Strömen, aber hier ist nur Stillstand, und die Gegenwart zieht den Charakter des zeitlichen nur durch die Vergleichung an, in welcher sie mit Vergangenheit und Zukunft bemessen wird. Es ist bekannt, daß sich die Statistik heute allgemein (Conring z. B. hatte noch eine andere Ansicht) von den beiden lezt gedachten Zeitverhältnissen losgesagt habe. Wird nun in den Staaten dargestellt, was die Definition, die wir so eben exponiren, erheischt; so ist und bleibt, das unter solcher Idee wissenschaftlich geordnete, Statistik, ohne daß der Zahn der Zeit (welcher hier durch Abstraktion alle Wirksamkeit verlohr!) auch nur das Geringste zu ändern vermöge.

Man sieht leicht, daß uns dieses Merkmal, seines Orts, besonders in der Grenz-

bestim-

bestimmung gegen die Staatengeschichte Moment machen wird. Hiernächst müssen wir jedoch schon vorläufig ausdrüklich bemerken, daß wir weit entfernt sind, diese Grenze ausschließend auf das Wörtchen „Jeztzeit" zu gründen, und dadurch einzuwilligen, daß sich beide Wissenschaften verhielten, wie die Begriffe Gegenwart und Vergangenheit. Wäre dem also; so müßte uns auch die Paraphrase genügen, in welcher die Statistik eine stehende Geschichte genannt zu werden pflegt. Allein dieß thut sie uns schlechthin nicht, und wir glauben vielmehr beide Wissenschaften unter ganz anderen leitenden Ideen zu erkennen. Wie aber ein und derselbe Nahrungsstoff, aufgenommen von zwei wesentlich verschiedenen organischen Naturen, in dem einen vielleicht zu Federn in dem anderen zu Schuppen verarbeitet wird, kurz, troz seiner ursprünglichen Einerleiheit, in dem Assimilationsprozeß etwas ganz anders wird; eben so ist es mit den Objekten die unter zwei wesentiich verschiedenen Ideen aufgenommen werden. Freilich haben Geschichte und Statistik (wie sie und Geographie, und Staatsrecht ꝛc.) eine Menge einerley Objekte: dennoch kann keine dieser Wissenschaften irgend

etwas

etwas an die andere abgeben, ohne daß es ihr entweder ein fremdartiger (figürlich: anorgischer) Theil bleibe, oder seine Natur ändere, d. h. in unserem speziellen Fall, ohne daß das Geschichtliche aufhöre Geschichte, das Statistische aufhöre Statistik zu seyn. — Wenn wir schon einmal (oben p. 243. vergl. 248.) diesen Punkt nicht ganz unbeachtet lassen konnten; so ernähnten wir seiner an dieser Stelle, um zu verhüten, daß man uns nicht mehr als wir selbst wollten in das Wörtchen „Jeztzeit" lege. Die Ausführung und Vollendung dieses Raisonnements muß jedoch einem späteren Abschnitte vorbehalten bleiben, und wir werden solche um so viel gründlicher vorzunehmen haben, je grösser und achtbarer die entgegen stehenden Autoritäten sind *).

*) Auch Vater Schlözer hat den Ausdruk „stehende Geschichte" und ich vermuthe fast, daß er von ihm ausgieng. Dennoch gehört eben diesem auch das „causas cognoscere rerum" an, welches die Geschichte so gut charakterisirt, als es nur immer in so wenigen Worten geschehen kann, und welches sie schon streng von der Statistik scheidet. — In dem Königreiche Baiern, hat die Ansicht, welche wir direkt zu

bestrei-

bestreiten wagen müssen, die Sanktion seiner beiden ersten gelehrten Institute vor sich. Denn von jeher wurde die Statistik, an der hiesigen königl. Universität zur historischen Sektion gerechnet, und eben unter der Klasse der historischen Wissenschaften (nicht im bloßen Gegensaz der philosophischen) finden wir sie in der neuesten Organisation der königl. Akad. d. W. zu München. Der Streit ist nicht etwa Wortstreit, denn er betrifft den Charakter, folglich das höchste innere Leben der beiden Wissenschaften. Sollten wir in ihm irren, so wird es wenigstens aus Gründen geschehen. Ein ganz besonderes Genüge thut uns auf diesem Punkte Herr Goeß.

§. 55.

5tes Merkmal. „— — — gründlich erkannt wird." Dieses Merkmal postulirt der statistischen Kenntniß eine Beschaffenheit, welche eigentlich einer jeden wissenschaftlichen Kenntniß natürlich ist. In so fern bedarf es denn freilich nicht des geringsten Kommentars, oder möchte höchstens zu einer Klage über die so häufige Verkennung der wahren Gründlichkeit veranlassen. Das Gründliche ist das Tiefe und also auch das Hohe; es ist das Allgemeine, welches die Mängel der Einzelnheit zugleich aufdekt und

bera=

berathet; es ist das Ewige, welches die hinfälligen Formen des Zeitlichen überlebt, von welchem das Reale der Wissenschaften gleichfalls nicht frei bleibt. Nur der gründliche Rechtsgelehrte erwacht nicht verarmt, wenn ihn auch eine in dieser Nacht geschlossene Konvention der Gültigkeit des Römischen-Rechts berauben sollte. Eben so erleidet der gründliche Statist doch nur eine geringe Einbuße, wenn heute, z. B. ein Tilsiter Friede, alle Verhältnisse Europas, von dem Ural bis zu Capo finis terr. alteriren sollte. Indessen findet sich vielleicht keine andere Wissenschaft, in welcher ein so weit greifender Mißbrauch mit dem Prädikate der Gründlichkeit getrieben worden wäre, als gerade in der Statistik. Haben wir nicht selbst in Deutschland (also in dem wahren Mutterlande der Statistik) eine Menge gründlich Geachteter dieses Fachs, die uns doch noch nie etwas anderes, als mit ämsiger Hand abgeschriebene Zahlen lieferten, oder die, in planlosen Plünderungen benachbarter Wissenschaften, einen gewissen Namen erlangten, während sie noch den ersten Beweis zu liefern hätten, daß sie über den Begriff ihrer eignen gezweifelt und gedacht hätten, daß

sie überhaupt eine Ahnung des Höheren hätten, in welchem allein solcher Zahlenkram Bedeutung hat, und die Würde eines beseelten Körpers zu erlangen vermag! Hauptsächlich mit daher das Phönomen, daß, der Gute mit dem Schlechtem, dem Uebermuthe gelehrter Dunsen anderer Fächer, in solchem Grade ausgesezt ist, deren übermüthig gnädiger Blik zu sagen scheint; „wenn ich mir nur, etwa nach Meusels Literaturwerk, diese und jene Bücher zum Ausschreiben beischaffen möchte, so würde ich, ohne besondere Mühe, der Unendlichkeit meines Wissens, auch noch das Deinige leicht einverleiben". Wäre es wirklich an dem, daß der materielle Theil der Statistik ihr hauptsächlichster, wol gar einziger wäre; so hätten jene Dunse freilich nicht so ganz unrecht! — Wenn wir eine gründliche Kenntniß fodern, so zeigen wir fodersamst damit an, daß auch die Statistik real gewordene Philosophie seyn, und daß der Umstand, gemäß dessen sie Erfahrungswissenschaft ist, sie dieser Würde keineswegs berauben könne, folglich sie nie zu der Tiefe herabsinken lasse, wo das, freilich höchst unentbehrliche Sammeln, mehr ein bloß passiver Akt seyn dürfe.

Da die Statistik es mit dem Wirklichen in der Realisation eines Zwecks, (des Staatszwecks nemlich) zu thun hat; so folgt ferner, daß ihre Kenntniß nur alsdann gründlich seyn könne, wenn solcher Zweck auf der Basis seiner Mittel durchschaut wird (Vergl. ob. p. 244 und 240). Der Zweck ist keine bloße Absicht, noch weniger ein bloßer Wunsch. Möge immer das was ich wünsche, in ohnmächtigen Seufzern verfliegen müssen: was ich bezwekke dafür bin ich thätig, und in dem steht das „Wodurch"? mit dem „Wozu"? in nothwendiger, also innigster Verbindung. Da der Staatszweck, unter andern, zu solchem Können tendirt, nur in solchem Können realisirt zu werden vermag; so postulirt er Macht. Nun aber wird Niemand glauben mögen, daß er sich einer gründlichen Kenntniß solcher Macht erfreue, wenn er z. B. nicht wüßte der wie Vielste von den überhaupt Streitbaren unter dem Gewehre stünden; oder der wie vielste Theil des National-Einkommens das Staats-Einkommen ausmachte? Doch auch dieser Schritt in die Tiefe, ist für beide Fragen nur erst Einer, der zu einem zweiten und dritten, dennoch tie-

ser gehenden, mehr einladet, als daß er solche für überflüssig erklären sollte. So hat die Quantität und Qualität aller Streitbaren, ihre Wurzel im innersten Schooße des ganzen diesem Staate direkt oder indirekt verbundenen Theils der Nation, und man muß auch selbst die Basis des National-Einkommens (nicht bloß den vielleicht ganz zufälligen heuerigen Bestand desselben) vor Augen haben, wenn man ein gründliches Resultat über das Wirkliche des Staats-Einkommens gewinnen will. Daß man sich aber hier nicht täusche, und aus dem allerdings Vielen, was, die Nation betreffend, erforscht, was von ihr in der Statistik gesagt werden muß, den Schluß ziehe, daß Kenntniß der Nationen als solcher, Zwek der Statistik sey; daß man nur nicht das Mittel für den Zwek, die hier untergeordnete nicht für die herrschende oder leitende Idee unserer Wissenschaft nehme. Nein, für diese Kenntniß giebt es ja eine mit Recht eigne, und folglich ganz andere Wissenschaft, die, oft unvermeidlich mit denselben Worten, doch nicht dasselbe sagt, eben weil Ethnographie unter einer anderen leitenden Idee steht. — Wer in das Merkmal

mal „gründlich" genau das Gewicht legt, welches wir — nicht willkührlich, sondern an der wahren Bedeutung des Gründlichen haftend — darin finden, der dürfte schwerlich besorgen, daß unsere künftige detailirte Entwikkelung der Objekte der Statistik (als Auseinandersezzung der drei Hauptrubbrikken: Macht, Recht, Kultur!) mit unserem oben aufgestellten Begriff des Staats in Widerspruch kommen werde. Wo sie thront, diese Staatsgesellschaft, da drükt sie nicht nur Allem umher (dem weichen und näher verwandten, wie dem härteren und entfernteren Stoffe) ihren Stempel auf; sondern umgekehrt ist auch ihre Alles affizirende Wirklichkeit, zum Theil das Resultat einer so weit herreichenden Reaktion, daß es einer wahrhaft umsichtsvollen und geräumigen Grundlage bedarf, um solche Wirklichkeit nach dem Leben darzustellen. — Bemerkenswerth scheint es mir doch, daß selbst Achenwall, wenigstens in der ersten Ausgabe seines berühmten Grundrisses, in einigen Worten seiner damaligen Definition des Staats, deutlich genug verräth, wie sich auch ihm, in dem Anblik der vielen Attribute der Staatsgesellschaft, des Staates immerdar rein ge-

sellschaftlicher Charakter etwas getrübt hatte *). Uns betreffend; so scheint uns schlechthin diese, erst späterhin herrschender gewordene, Ansicht, genau der Fehler zu seyn, wo man vor den Bäumen den Wald nicht sieht.

*) „Staat — sagt Achenwall 1749 — heißt der Inbegriff alles dessen, was in einer bürgerlichen Gesellschaft und deren Landen wirkliches angetroffen wird". Nicht zu gedenken, daß diese Definition in den Worten „bürgerliche Gesellschaft", das Definitum aufnimmt; so drängt sich hier ferner ein Akzessorium, (dergleichen das Land der Staatsgesellschaft ist) herein. — Die, noch von dem Verfasser selbst veranstaltete, Ausgabe 1768 verbessert: „Ein Staat ist eine Gesellschaft von Familien, welche zur Beförderung ihrer gemeinsamen Glükseligkeit, unter einem Oberhaupte mit einander vereint leben".

§. 56.

Deduktion. Wenn eine richtige Exposition gegen Mißverständnisse zwischen Publikum und Autor sichert; so ist es die Aufgabe der Deduktion, den enthüllten Sinn zu bewähren. Die Fragen, deren gründlicher Beantwortung es in der Deduktion gilt, sind;

1) Kann es eine Wissenschaft geben?

2) Soll es eine Wissenschaft geben, die unserer von ihr aufgestellten Definition entspreche?

Jede von beiden löst sich wieder in zwei andere auf, deren eine die ideale, die andere die reale Seite der Wissenschaft berührt. Nur die Deduktion ist vollständig und erschöpfend, welche diese vierfache Aufgabe lößt.

Das Können, oder die Möglichkeit der Wissenschaft betreffend; so werde zuerst die Frage untersucht:

a) Ob in dem Postuliren solcher Wissenschaft kein innerer Widerspruch; nichts sich selbst Aufhebendes liege? Innere Möglichkeit. Sodann weiter:

b) Ob ein solches Ganze (als Objekt des Studiums, und als das Werk der sie ausbildenden Kunst) in seiner Gestaltung als ein Besonderes, nicht unförmlich ausfalle; vielmehr den allgemeinen Fassungsvermögen zusage, und die Architektik der Wissenschaft verherrliche? Aeussere Möglichkeit. *) M. vergl. Aphor. VIII., besonders die Note p. 24 u. 25.

Soll

Das Sollen, oder die Nothwendigkeit der Wissenschaft, betreffend; so unterscheide man, zwischen dem, welches auf dem rein wissenschaftlichen Standpunkte gewonnen wird, und zwischen jenem, welches dem Standpunkte der Nůzlichkeit (wohin in diesem Sinne auch die Unentbehrlichkeit fůr den Menschen gehőrt) angehőrt. Dem zu Folge werde zuerst untersucht:

a) Ob eine solche Wissenschaft aus der nothwendigen Vollendung der Wissenschaft ůberhaupt (d. h. der Einen, die die ganze Welt des ideellen Schauens in sich darstellen soll) abgeleitet zu werden vermőge? Diese Frage lǻßt sich auch so ausdrůkken: Kann die Eine Wissenschaft sich nicht vollendet darstellen, ohne daß es auch eine solche von uns postulirte besondere Wissenschaft gebe? Innere Nothwendigkeit.

b) Ob diese Wissenschaft dem Menschen, zu seinem Fortkommen Vortheile, wol gar unentbehrliche Vortheile gewǻhre? — Es ist sehr begreiflich, warum die Grůnde, welche den Nuzzen (oder gar den zur Nothwendigkeit gesteigerten Nuzzen) der Wissen-

schaft

schaft enthüllen, das grössere Publikum zu haben pflegen. Aeussere Nothwendigkeit.

Wir können natürlich nicht bestimmen, wie weit die Deduktion, die wir liefern werden, dieser vierfachen Aufgabe vollendetes Genüge leiste: so viel ist aber gewiß, daß eine wahrhaft vollendete Deduktion, der Wissenschaft von vorzüglicher Wichtigkeit ist, und daß dergleichen auf allen wissenschaftlichen Gebieten viel seltner sind, als man es, nach der Unabsehbarkeit unserer Bücher=Welt, glauben sollte.

*) Man könnte diese Möglichkeit auch füglich die relative nennen, indem die Wissenschaft unter dieser, in Beziehung auf den Menschen und auf seine Verhältnisse als eines Studirenden, betrachtet wird. Auch die Benennung der konventionellen (deswegen nicht regellosen), würde solche nicht ganz unschiklich bezeichnen.

§. 57.

Innere Möglichkeit. So gewiß als die Staaten den vorzüglichsten Totalitäten, nemlich denen des Handelns angehören, d. h. Gesellschaften sind, eben so gewiß haben sie

einen

einen Zwek. Spricht man von gegebenen Staaten; so sezt man eben damit solche, deren Seyn bereits ein Wirkliches der Realisation solches Zweks — wenn auch mit noch so vielen Mängeln der Erscheinung — darstelle. Hiermit ist die Realität des Objekts unserer Wissenschaft zureichend nachgewiesen. Schon die wahre Zweksgemeinschaft (in welcher jede wahre Gesellschaft lebt!) fodert das Einschreiten nach Begriffen: wie sollte nun das objektiv gewordene Gebilde, welches solchen Begriffen, durch sie der Idee selbst entspricht, das System von Begriffen negiren, welches wir (als dessen Abdruk für die Welt des Schauens) Statistik nennen? Weit entfernt also, daß die von unserer Definition postulirte Wissenschaft einen inneren Widerspruch enthalte, würde es vielmehr widersprechend seyn, wirkliche Staaten an zu nehmen, die keine Wissenschaft des für die Bethätigung ihres Zweks Gegebenen zulassen sollten. Denn, was immer für sogenannte Zufälle, oder für Impulse einer unabhängig von dem Menschen bildenden Natur, für die Formation eines gegebenen Staats mitgewirkt haben möchten; so viel ist gewiß, daß alles, was mit der Staatsgesellschaft in Be-

ruh-

führung tritt, eilen müsse, sich unter Begriffe zu ordnen, schon deswegen, weil dadurch die Möglichkeit des soliden Regierens bedingt ist, das offenbar weder nach Phantasien noch nach Instinkt geschehen kann. Kann es aber überhaupt zu einem Staate des Begriffs kommen; so wäre es ungereimt, an der inneren Möglichkeit unserer so definirten Wissenschaft zu zweifeln. Eine weitere Ausführung dessen, was hier überhaupt nur wegen der uns obliegenden Vollständigkeit erwähnt wurde, würde eben so leicht als überflüssig seyn.

§. 58.

Aeussere Möglichkeit; Schicklichkeit des Umfangs. Aus der Allheit der Einen und absoluten Wissenschaft, deren vollendetes Leben in Gott ist (Allwissenheit), folgt nothwendig, daß jede besondere Wissenschaft beliebig als Theil und als Ganzes müsse können angesehen werden. Als Theil zwar, indem die besondere Wissenschaft sich von der Einen so wenig loßsagen kann, als der Mensch von der Menschheit: als Ganzes, weil in ihm die Allheit sich wiederholen muß, und es nur dadurch ein Theil derselben seyn kann.

Doch,

Doch, Leser die dem Verfasser bis hierher folgten, beurkundeten schon dadurch, ein gewisses höheres wissenschaftliches Interesse, mit welchem allemal die Ueberzeugung von dem schon Ciceronianischen Ausspruch verbunden ist: „Etenim omnes artes, habent quoddam commune vinculum et quasi cognatione quadam inter se continentur". Allein, vielleicht gerade in dem Schooße dieser — der wissenschaftlich einzig zu Beachtenden — finden sich Gegner des Standpunktes der Relativität zur menschlichen Fassungskraft und zu seinen Verhältnissen eines Studierenden, den wir gewählt wissen wollen, um, wenigstens mit Zuziehung seiner, den Umfang zu bestimmen, welchen schiklicher Weise eine besondere Wissenschaft haben oder nicht haben kann. Mögen sich Solche — um von dem Vielen, was sich hier sagen ließe, nur noch Eins anzuführen — der Worte eines der größten Methodologen unserer Zeit erinnern: „Ueberlieferung ist der Ausdruk des ewigen Lebens der Wissenschaft"! Ist dem aber also; so folgt, daß auch den nothwendigen Bedingungen einer solchen Ueberlieferung Einfluß auf deren Formation gebühre.

§. 59.

Daß die Wissenschaft, die wir Statistik nennen, zu klein sey, um unter den Staatswissenschaften eine eigne, in sich (relative) geschlossene auszumachen, und daß sie folglich füglicher durchaus als Theil bearbeitet werde, dürfte doch wol heute Keiner behaupten, der auch nur einen ganz flüchtigen Ueberblik ihres Umfangs hätte. Wenn die Unwissenheit eine solche Behauptung wagen sollte; so könnte man sie, vielleicht schon durch eine bloße Hinweisung auf das mehr erwähnte Meuselische Literatur-Werk, in ihrer ganzen Blöße darstellen. Zugegeben, daß dieses Werk manche Schrift anführte, (und anführen mußte) welche nur ein entferntes statistisches Interesse hat, und daß es nicht bloß das Repertorium des Originellen, sondern auch das der oft nur schlecht wiederholenden Schreibseligkeit sey; so bleibt doch immer noch ein sehr großes Verzeichniß solcher Schriften übrig, die den Statisten zunächst, und die ihn als Originalwerke ansprechen. Indessen hat jener Literator — im Ganzen zwar mit allem Recht, jedoch ohne dadurch den Foderungen zu präjudiziren,

ren, welche in dem vollkommenen Begriff der Statistik gemacht werden — die statistische Literatur nur solcher Staaten gegeben, die gerade in dem Augenblik lebten wo er schrieb. Nun aber kommt (wie wir theils schon wissen und wie es theils noch gründlicher erwiesen werden soll) nie eine Zeit, wo, auch ein untergegangener Staat, schlechthin aufhören müsse eine Statistik zu haben. Mit anderen Worten: es giebt auch eine ewig lebende alte Statistik, die immerdar charakteristisch verschieden sey von der Geschichte. Wer sich nur etwa dasjenige, was sich heute, als Wirkliches in der Realisation des Staatszweks des französischen Kaiserstaats befindet, scientivisch bekannt machen wollte, würde schwerlich eines Globus, geschweige einer Zeittafel bedürfen, um sich auch hier der Kürze des Lebens für die ausgedehnte Wissenschaft zu erinnern.

§. 60.

Aber: ob diese Wissenschaft nicht zu groß, zu ausgedehnt sey, um ihre gehörige Anzahl gründlicher Repräsentanten zu finden, und um überhaupt in Einheit und Ungetheiltheit fortgepflanzt zu werden? — Allerdings

wür-

würde der Umfang der Statistik die menschliche Kapazität überhaupt, dann insbesondere die für gelehrte Mittheilung bestehenden Verhältnisse übersteigen, wenn das Ganze solcher Aufgabe nicht eine ganz andere Gestalt gewönne, durch das, was wir hier folgen lassen:

1) Die ausserordentlich vielen Daten, über welche sich Statistik zu verbreiten hat (besonders da es unerlaßliche Foderung der Gründlichkeit ist, daß der Zwek auf der Basis seiner Mittel erkannt werde!) diese Daten dürfen jedoch von dem Statisten gerade nicht allseitig gekannt werden. Nur die Seite des Datums, von welcher es dem Wirklichen der Realisation des Staatszweks direkt und thätig verknüpft ist, kümmert den Statisten. Eben dadurch kommt in ihrer Gegenstände fast unzählbare Menge, zugleich Einheit und Vereinfachung. So kann der Statist, für seine Aufgabe durchaus gelehrt und gründlich, z. B. von dem Mineralien Reichthume des Gebiets sprechen, ohne Mineralog; von dem daselbst vorhandenen Reichthum der vegetabilischen und der animalischen Produktion, ohne Botaniker und Zoolog zu

seyn,

seyn. Ein Gleiches gilt von dem Staats- und dem Privatrechte, wo er nicht minder das Seine findet, ohne selbst Gelehrter dieser Fächer zu seyn. Ob es aber nicht wenigstens gut wäre, wenn der Statist auch chemische, zoologische, staatsrechtliche, militärische Gelehrsamkeit rc., mit der seinigen verbände? Da, auch selbst unter denen, im Stammbäume der Wissenschaften noch so entlegenen Zweigen des Wissens, nie alle gegenseitige Beziehung aufhört, und solches von Jedem anerkannt seyn muß, der an die Eine Wissenschaft glaubt; so kann man füglich eine solche Frage in die Klasse der thörigten stellen. Immer ist indessen so viel gewiß, daß die Tendenz zu einer solchen Ausdehnung seines Studiums, auch den größten Kopf den Oberflächen zugesellen würde, und daß die statistische Seite des Datums, an den Vegetabilien nicht die botanische, an den Mineralien nicht die mineralogische, an den Religions-Verhältnissen nicht die theologische, auch an den staatsrechtlichen nicht die staatsrechtliche seyn werde. Groß ist die Menge derer, die in einer andern Ansicht befangen, wol gar unter dem Anstrich einer besonderen Gründlichkeit, für Statistik zu

sammeln und zu schreiben wähnt, während sie der Daten statistische Seite unter Allotria vergräbt. Gerade hier öfnet eine vermeinte Gründlichkeit, die weder weiß was sie kann noch was sie soll, der Pfuscherey ein weites Feld. Wie ihr, der immer verderbliche, Zugang wohlthätig zu sperren sey, davon zu reden, ist hier noch nicht der Ort *).

2) Aber selbst mit dieser, wenn gleich sehr beteutenden Vereinfachung und Abkürzung allein, wäre der Unförmlichkeit und Unfaßlichkeit des zu großen Ganzen der Statistik noch nicht abgeholfen. Dazu bedarf es vielmehr noch der weiteren Annahme, daß der Name des gelehrten Statisten keineswegs die Kenntniß des gesammten Materiellen erheische, was irgend ein auf diesem Erdenrunde, in was immer für einem als Jeztzeit zu fixirenden Zeitpunkte gegebener Staat, des Statistischen darbiete. Nein, selbst die Grade dieser historischen Kenntniß (das Wort „historisch" in dem Sinne den ihm der Zusammenhang verleiht), sind nicht einmal der hauptsächlichste, geschweige der Einzige Maßstaab, nach welchem solcher Ehrentitel zu spenden wäre. Daß Jemand das

System.

System der Begriffe, welches fähig sey solchen Stoff wissenschaftlich zu beherrschen, sich vollkommen angeeignet habe, daß er damit verbinde, eine solche Kenntniß des Materiellen, welche Bürgschaft leistet, daß er forthin keiner ihm der Art nach neuen Data finden werde; so dann, daß er sich hinlänglich an solchem Stoffe geübt habe, um, bei dargebotener Gelegenheit und mit dem nöthigen Hülfsmitteln versehen, der glükliche Schöpfer einer Statistik werden zu können: und dem Manne dieses Wissens gebührt, mit vollem Rechte, der Name des gelehrten Statisten, während er dem bloßen Zahlenmanne nicht gebührt! Jener lebt in seiner Wissenschaft als ein Freier und die Wissenschaft lebt in ihm, darum man auch von ihm sagen mag, daß er die Wissenschaft beherrsche, von welcher er hin wiederum der Liebling ist. Dieser dagegen verhält sich zu der Wissenschaft nur etwa wie das Buch, nemlich als Träger des todten Buchstabens! Wir kennen bereits den Mann der dieser wichtigen Wahrheit in ihrer speziellen Beziehung auf Statistik die Fakkel anzündete, und zweifeln keinen Augenblik, daß man, wenigstens wo deutsche Wissenschaft hinreicht, bald allge-

mein kaum wird begreifen können, wie man den Namen des gelehrten Statisten, auch nur je von anderen, als von den eben genannten Prädikaten, abhängig glauben konnte. Jezt, nachdem nemlich der Körper der Statistik einen solchen, der Tendenz ihn ganz zu umfassen vollendet Hohn sprechenden, Umfang gewonnen hat, zeigen sich jene Foderungen sonnenklar als die einzigen, welche sich vernünftiger Weise an den gelehrten Statisten machen lassen. Hieraus folgt nothwendig, daß sich bald alle Denkenden auf solche Foderung beschränken, das Nichtige einer anderen Tendenz erkennen, und sich demnach für künftige Operationen zu der Fahne des deutschen Schlözer's halten werden. (Vergl. die Vorrede). Dem zu Folge dürfen wir auch mit Gewißheit sagen:

a) Auf ihrer materieller Seite wird die Statistik jedes, auch noch so glüklich thätige Menschenleben, und zwar sehr leicht, ganz zu beschäftigen fähig seyn. Ja, das Studium der materiellen Statistik, ist, gerade durch den immerwährenden Drang der Endlichkeiten, welche die Erscheinung konstituiren, ein selbst endloses.

b) Auf ihrer rationellen Seite ergriffen, so dann in Verbindung aufgefaßt, mit demjenigen Bruchstük des materiellen Theils, welcher (so wol in Beziehung auf die nothwendige Uebung der Theorie, als in Beziehung auf andere individuelle und zeitliche Zwekke des Studierenden) der praktische genannt werden mag, wird die Statistik, ihrer Gründlichkeit unbeschadet, noch gar wol mit verwandten Wissenschaften in Verbindung studiert, und selbst dem Bedürfniß der Jünglinge angepaßt werden können, welche sich auf Akademien dem künftigen Staatsdienste mehr im Allgemeinen vorbereiten.

Wir schließen: Nur die Ignoranz kann diese Wissenschaft zu klein finden, als daß ihr eigne Gestaltung zu vergönnen sey. Diejenigen aber, welche sie unförmlich durch ihre Ausdehnung finden sollten, würden da mit beweisen, daß sie den rechten Gesichtspunkt des Studiums verfehlten, welches sie erfodert. — Schlüßlich könnten wir noch bemerken, daß die unendliche Gliederung die einem jeden Ganzen der Allheit zu kommt, sich auch an der Statistik verherrliche, dadurch, daß man das Wirkliche der Realisation des Staatszweks in den Regionen der Macht, des Rechts,

der

der Kultur (und zwar je mit so vielen neuen Unterabtheilungen) zu eignen Ganzen erheben, solche statistisch zu bearbeiten vermöchte. Allein diese Art der Trennung würde, wenigstens für den Hauptzwek namhafte Lükken eröfnen, und könnte dennoch nie von der Aufgabe dispensiren, sich das Ganze der Theorie an zu eignen. — Wir streiften hier dicht an der Grenze des eignen Abschnittes, den wir, in dem Verfolg unserer Schrift, der Methode des statistischen Studiums zu widmen versprochen haben.

*) Mehr scheinbar als wahr, wäre der Einwand, daß man, um an den Daten jene unsere Wissenschaft berührende Seite zu erkennen, auch ihr Ganzes in dem Zusammenhange den sie in anderen Gebieten haben, allseitig durchschauen müsse. Denn, so zu sagen mit magnetischer Kraft, wird das, der schöpferischen Idee Angehörige, aus der Menge des Fremdartigen herausgezogen, und dieses affizirt sie so wenig als es selbst von ihr affizirt wird. Auch ist es solcher Idee natürlich, gegen die Vorarbeiten der artis peritorum jener Fächer, aus welchen sie etwas ihr Angehöriges zu gewinnen weiß, eine solche Stellung zu nehmen, daß das Fremdartige kaum in den fernen Hintergrund ihres Gesichtskreises fällt. — Das Gesagte ist besonders wichtig für

 die

die statistische Anordnung. Nicht Wenige thun sich wol eher etwas darauf zu gute, solche Anordnung z. B. bei den Mineralien mineralogisch zu machen, wodurch sie gleichwol ganz aus dem Charakter ihrer Wissenschaft treten. Der Statist rede eher von dem Eisen als von dem Golde, möge der Mineralog klassifiziren wie er wolle. — Kaum ein anderes Werk giebt auf diesem Punkte so viel Blöße, als die Statistique Generale etc.

§. 61.

Nothwendigkeit a) innere. — Der Allheiten jede ist von einer Idee beseelt, die wir in dem Sinne eine immer göttliche nannten, in welchem man von jeher, ohne anzustoßen, würde haben sagen dürfen, die ganze Schöpfung sey der Ausdruk eines, mit kräftigem Willen gepaarten, Gedanken Gottes. In jenen Allheiten die wir — in Unterscheidung von Organismus und System — Gesellschaften nennen, zieht die Idee die Hülle des Zweks an. (Aphor. III. vergl. IX). Wir sagten oben wohlbedächtlich: „die Idee gewinnt in dem Zwek einem ätherischen Körper". Wie passend oder unpassend die Wahl unseres, in solcher Region allerdings leichter zu verfehlenden, Ausdruks gewesen

seyn

seyn möge; immer stehen zwei Wahrheiten fest, die wir damit zunächst bezeichnen wollten. Zum ersten nemlich ist das „Zwek-Haben“ (im passiven Sinne ganz auffallend; im aktiven nicht weniger gewiß) doch nicht mehr das ungetrübt Göttliche: denn es ist auch im besten Fall dem Bedürfniß, folglich der Unvollkommenheit verwandt. Zum andern vermag die Idee in solcher, sie der Erscheinung nur näher bringenden Hülle, doch nicht sowol unmittelbar in der materiellen Welt (die in dem All mit der ideellen Eins ist) zu figuriren, als sie vielmehr damit nur das Medium, für den Gewinn eines zweiten Körpers erlangt hat, in welchem sie — wir dürfen sagen — palpabel ausgedrükt sey. Vielleicht gelingt es dem Verfasser einigen, hier allerdings leichter möglichen, Mißverständissen, auszuweichen, wenn er sagt: Die Idee der Gesellschaft, also auch — um gleich speziell zu reden — die Idee des Staats, verschafft sich den ersten Eingang in das Gemüth derer, denen die Aufstellung ihres irdischen Gebildes obliegt, dadurch, daß sie von ihrer künftig realen Seite, vor die sich erkohrenen Bildner hintritt, als das derselben Bedürf-

dürfnissen Zusagende, d. h. als das Zwekmäßige. Jezt legen diese Hand an das Werk; die Idee des Staats geht in einen gegebenen Staat über: und diese gegebenen Staaten spielen eine namhafte Rolle in der Welt des Seyns. Der gegebene Staat ist ja nichts anderes, als die Idee des Staats in ihrem zeitlichen Seyn. Trüge solche Erscheinung die Wurzel ihres Seyns in sich, und wäre nicht vielmehr, gerade umgekehrt, diese Art des Seyns die zeitliche Frucht, welche die Idee trug, als sie, im Durchgang durch den mit Freiheit bildenden Menschen, in die Endlichkeit trat (sich hier eine Mehrheit der natürlich seyenden Dinge, für die Schöpfung solcher eignen Art des Seyns unterordnend); so würde man sie allerdings als Organismus erkennen, dem sie jezt wol ähnlich ist, ohne mit ihm identisch zu seyn *).

Der Saz, auf welchen wir aus dem Gesagten zu weiterer Folgerung, bauen, ist der: daß die gegebenen Staaten eine namhafte Rolle in Reiche des Seyns spielen. Ihn wird Niemand leugnen mögen, und sollte der Verfasser Prämissen geäussert ha-

haben, welche wenigstens seine Konsequenz in dessen Behauptung zweideutig machen, welche zu Mißverständnissen über seinen wahren Sinn Veranlassung geben könnten; so hofft er auch diese in der Note dieses §es beseitigt zu haben. Ist nun aber Wissenschaft überhaupt dasjenige, was wir oben (Aphor. II. p. 13.) von ihr prädizirten; so folgt: daß sie (demnach die ganze Welt des Schauens selbst) eine namhafte Lükke haben würde, wenn sie der Uebersezzung desjenigen Seyns ermangeln sollte, welches sich unter der Idee des Staats, in den gegebenen Staaten offenbart. Wir haben abgeleitet, was wir ableiten wollten, daß sich nemlich die Eine, die ganze Welt des Schauens in sich zu fassen bestimmte, Wissenschaft, nicht vollenden könne, wenn ihr die besondere fehlte, welche das Wirkliche der Realisation des Staatszweks darzustellen hat. (§. 56. p. 278. lit. a). Es soll also zu solcher nothwendigen Vollendung eine Statistik geben, in welcher sich das Seyn der objektiv gewordenen Idee des Staats auch rükwärts abspiegele!

*) Man dürfte den Verfasser vielleicht fragen: Ob nicht das Seyn die Wurzel aller Dinge, folg-

lich auch die des Staats wäre? — Auf dem Standpunkte, wo wir die Natur und den Menschen nicht im Gegensaz auffassen, scheint uns diese Frage eben so wenig verneint zu werden können, als bejaht auf dem, wo wir solchen Gegensaz anerkennen. Nenne man, was durch die Hand des plastischen Künstlers thätig ist, Natur: und das Kunstwerk ist sodann nothwendig Naturprodukt, hat seine Wurzel in dem Seyn. Frage man dagegen: ob dieses Gegebene Natur- oder Kunstprodukt sey? — und man hat, in solcher Frage selbst, eine zwiefache Art des Seyns anerkannt. Davon würde man die eine das ursprüngliche, die andere das abgeleitete nennen können. Ein solches abgeleitetes Seyn nun, schreiben wir auch dem gegebenen Staate zu; negiren ihm das ursprüngliche; und verstehen Jene nicht, welche zwar zwischen Mensch und Natur unterscheiden, gleichwol aber ein ursprüngliches Seyn des Staats auf die nichtige Nachweisung gründen wollen, daß die Natur dazu Impulse gab und Materie herlieh. Sehen wir auf die äußere Gestaltung, oder auf den palpabelen Körper der Staatsgesellschaft; so findet sich allerdings zwischen solchem und zwischen dem organischen Gebilde eine Aehnlichkeit, die nemlich, welche zwischen dem abgeleiteten und ursprünglichen Seyn selbst statt findet. Sehen wir auf den Ursprung; so wird dagegen auch der gegebene

Staat

Staat fortdauernd den Namen eines ideellen Ganzen behaupten, wäre es auch nur in so fern, als die Kontemplation, an das Bewußtseyn zurükgehend, den näheren Zusammenhang zwischen solchem Seyn und zwischen dessen schöpferischer Idee nachzuweisen vermag. — In den Schöpfungen des in solchem Sinne abgeleiteten Seyns, ist der Mensch ein Gott: möge er ein Kunst- oder ein Vernunftprodukt hinstellen (Aphor. XX. p. 113 vergl. Leitfaden §. 56. p. 58). Wie sich aber eben darin die höhere Werthschäzzung erklärt, die der Mensch solchen Produkten (als den vorzugsweise sein zu nennenden) schenkt; eben so erklärt sich hier, wie das abgeleitete Seyn ein nothwendig verschwächtes darstellen müsse. So vermag sich ein Seyendes dieser Art, z. B. nicht durch sich selbst fortzupflanzen, und sein Leben wird nur im Geiste des Bildners begriffen. Alle solche Produkte stehen zu denen des ursprünglichen Seyns, in dem Verhältniß der künstlichen Blume zu der natürlichen, welche leztere auch wol vorzugsweise eine lebendige heißt, und dennoch leicht unvergleichbar weniger geachtet ist. — Vielleicht hätte der Verfasser, schon in den Aphorismen, den Saz ausführen sollen: Wie man, vor den Organismus tretend, in ihm den Ausdruk des voraus Durchdachten und nach Begriffen Geordneten, also das System; und in solcher gegenseitiger Hülfleistung der Glieder

für Eine Tendenz, die Gesellschaft zu sehen glaubt: wie sich ferner gleiche Aehnlichkeiten bei dem System, und eben sie endlich bei der Gesellschaft finden.

Auch zu dieser Note veranlaßte uns der obgedachte Korrespondent, durch die Bemerkung „man dürfte es inkonsequent finden, daß der Verfasser dem Organismus die Welt des Seyns vindizire, und gleich wol dem seyenden, oder gegebenen Staate, die organische Gestaltung negire. Keine dieser nach Begriffen gesezten, verständigen Sonderungen, soll und kann die irgend wo bestehende Einheit aller aufheben: aber Wissenschaft — die ja selbst als besonderes, von dem All getrennt wird — ist gleichwol nur möglich unter solchen Trennungen.

§. 62.

Nothwendigkeit b) äussere; = den Graden der Nüzlichkeit.

Wenn irgend eine andere, so bedarf diese Materie wenigstens einer kurzen, überhaupt aber mehr verwahrenden als Neues lehrenden, Vorerinnerung. Wir dürfen auch diese nicht fehlen lassen.

Wo sich nur immer wahre Wissenschaft ansiedelte, da mußten auch von den Weisen,

in deren Innerem sie ihre Tempel hatte, mit Kraft und Würde, gegen den dennoch stets großen Hausen jener falschen Apostel auftreten, für welche neuerlich der, so richtig bezeichnende, Name der Nüzlichkeitsapostel gestempelt wurde *). Leute, die vor lauter Verstand nicht zu Vernunft kommen können, werden — und das ist sehr begreiflich — zu dem Lezten gehören, was je der Menschheit fehlen könnte. Daher denn auch immer solche Reden der Weisen, den Juden ein Aergerniß und den Heiden eine Thorheit, wir wollen sagen, Gewinnsüchtigen und Profanen in gleichem Grade anstößig waren. Doch die Eigenheit, in welcher göttlicher Bildungstrieb in dem Zenit seiner Sphäre, der Fesseln der Nüzlichkeit weder achtet noch achten soll, ist an ihm bei weitem nicht bloß in den Regionen der höheren Wissenschaft und solcher Kunst wahrnehmbar; sondern sie findet sich überall, wo der göttliche selbst ist. Vielleicht sollte man sie stets mehr universell nachzuweisen suchen. Unsere Meinung ist die: Wo nur immer Genie für irgend eine Aufgabe einschreitet, da hält es sich auch zunächst immer an die Selbstheit des Dinges, bildet aus dessen Mittelpunkt, schwelgt in der Beschau=

schauung des Gelungenen, und vergißt nichts leichter, als gerade jenes Einzige — das Nüzliche nemlich — was ihm in den Augen der Umstehehenden (der relativ Profanen) meistens fast allein Werth giebt. Heiße indessen solche Aufgabe, wozu der Genius seine Weihe verlieh, höchste Spekulation, Erfahrungswissenschaft, Doktrin, oder sey sie selbst eine anscheinend bloß mechanische Aufgabe — nur das macht keinen Unterschied. Täuschen den Verfasser seine Beobachtungen in diesem Stükke nicht, so fühlt man sich nirgends mehr zu der Anschauung des Göttlichen, welches das Ursprüngliche ist, hingezogen, als wenn man diese oft gänzliche Vergessenheit des Nüzlichen, gerade in solchen Regionen beobachtet, wo der Nuzzen des Produkts so auffallend ist, daß er jede andere Ansicht desselben unmöglich zu machen scheint, wo z. B. ihm gegenüber ein stechender Schmerz steht. Wendet man dagegen seine Aufmerksamkeit bloß auf das, was — gleich den meisten Wissenschaften — die nüzliche Seite mehr im Verborgenen trägt, und deren Anerkennung wenigstens eine künstlich gesteigerte Genußfähigkeit voraussezt; so tritt natürlich das genialische Hinwegsehen über das Nüz-

liche,

liche, weit mehr in dunkelen Hintergrund. Gewiß würde der an sich nothwendige und löbliche Egoismus der Stände, weniger leicht in den verächtlichen Bastardegoismus ausarten (welcher alles andere neben dem Seinen verächtlich hält) klärte man früher die Eindeutigkeit über die große Wahrheit auf „daß alles wahre Gelingen, in allen Sphären, zunächst durch dafür vorhandenes Genie bedingt sey; daß jedes Werk dessen also wirklich fodere, und daß sich solches, mitten in dem Nüzlichsten, bis auf einen gewissen Punkt frei halten könne und müsse von der Befangenheit in dem Nüzlichen. Man beobachte z. B. Männer, die den Namen der gebornen Oekonomen verdienen: und man wird, mitten in ihren Anpreißungen des Nüzlichen entdekken — was ihnen vielleicht selbst nicht deutlich bewußt ist — daß sie in unendlicher Freiheit darüber schweben. Auch die Landwirthschaft weiß von Profanen! **)

Der Verfasser hoft sich hiermit hinlänglich von jenen Nüzlichkeitspredigen loßgesagt zu haben. Mögen immer die Albernen es für wahnwizzig halten, daß man an eine absolute Seite des Dings jeder Art glaubt,

auf

auf welcher ihm allein die Kraft der Selbsterhaltung (dieser steten Schöpfung) eigen ist: nur wenn es die ewige Wesenheit der Dinge auszusprechen, nicht wenn es ihr zu lügen versucht, kann das flüchtige Wort etwas vermögen, das bleibend sey!

In Hinsicht auf Statistik, huldigte der vorige §. dieser ihrer absoluten Seite. Unbekümmert um den Nuzzen seines Studiums — der, für den besten Fall, doch immer in Schiksals Hand steht! — und mit ganz reiner Hingebung an die Wonne der innigsten Beschauung, die das unendliche Getreibe in dem so mannigfaltig Wirklichen der Realisation des Staatszweks gewährt, soll das statistische Genie dem Kleinen wie dem Grossen seiner Berührung nachforschen. Dem Geweihten dieser Art, wird, in sonst günstiger Aussenwelt, das Bild gelingen, welches, gleich jedem gelungenen Werke, den Meister lobt. Vielleicht wird es dann einen Nuzzen gewähren, dessen wahre Darstellung wol gar dessen Stifter selbst, überraschen könnte. Hätten wir hier schon den lezten Sen zur Basis; so würden wir, ohne Verdacht der Hyperbel, sagen dürfen „daß solcher Nuz-

zen sich vielleicht über das Leben von vielen Tausenden, und über das Wohlseyn von Millionen zu erstrekken vermöchte". — Wer aber an solcher Beschauung keine Freude fände; wem sie wol gar ein Räthsel wäre, der versuche, ob er anderes Genie, z. B. das des Dichters oder des Uhrmachers habe: denn, daß ihm das statistische Genie nicht zu theil wurde, ist völlig entschieden ***).

Uebrigens ist hier der Ort nicht, wo man den angeblich Praktischen, als Gegnern der rein genialischen Tendenz, an Problemen, die mitten aus dem praktischen Leben genommen wären, die Niedrigkeit und Unzulänglichkeit ihres Standpunktes zeigen könnte.

*) Aus der Literatur die zugleich dem Tage und der Nachwelt angehört, erinnere man sich dessen, was über dieses Thema sagen: Schelling an mehreren Orten, besonders kräftig p. 23 u. f. seiner Methodologie; Fichte über die Bestimmung des Gelehrten; der ehrwürdige Jacobi erst neuerlich, als er in seiner Präsidenten-Qualität die Akademie eröfnete. — Aber auch schon jene Stelle des Redners und Philosophen: „Studia adolescentiam alunt, senectutem oblectant, secundas res ornant, adversis perfugium ac solatium praebent; delectant

ctant domi, non impediunt foris, pernoctant nobiscum, peregrinantur, rusticantur" — diese allgekannte, ewig schöne Stelle, die gleichfalls nie einem Miethlinge gelungen wäre, hat zu ihrer nächsten Umgebung die Worte: Quod si non hic tantus fructus ostenderetur etc.

**) Leser, die den Verfasser in der obigen Stelle (in so fern sie den Egoismus löblich nennt und von dem weit verbreiteten Genie spricht) nicht verstehen, sind:

Erstlich die, welche Egoismus und Bastardegoismus, d. h. Eigensucht, verwechseln, in welcher bei weitem das Meiste verächtlich gehalten, selbst das Heilige mit Füßen getreten wird (so daß man sagen könne, ihr sey nichts heilig) und auf welche sich endlich alle Verbrechen und Laster reduziren, wie immer ihre äußeren Erscheinungen sich widersprechend seyen. Wenn wir von Egoismus sprechen, so meinen wir das, was Spinoza den conatus sese conservandi zu nennen, und wovon er zu sagen pflegt „ipsum esse rei essentiam, primum et unicum virtutis fundamentum." M. s. z. B. dessen Abhandlnng: De servitute humana. Prop. XXII. Das Paradoxon, in welchem esprit du corps (ohne den jedes Korpus sich selbst zerstöhrt, an die Stelle der edlen Aemulation Verfolgungsgeist tritt ꝛc.) und eben so

der

der Patriotismus, dem Egoismus nicht widersprechen, sondern selbst Arten desselben sind, löst sich leicht auf, durch ein etwas tieferes Nachdenken über die Bedeutung des Wörtchens „sese“ in obiger Verbindung. Ist nemlich wahre Gesellschaft da; so gieng darin, für solche Gesellschaft, die isolirte Individualität unter, und das „sese“ bezieht sich jezt nicht auf diese ohnmächtige Individualität, sondern auf jenes gleichsam neue Ich, welches in der Gesellschafts-Totalität hervortritt. Der Bürger weiht das Leben dem Vaterlande, sey es, daß ihm seine ganze Thätigkeit gewidmet werde, oder daß er sich für solches in den Tod stürze. Er lebt und stirbt für Andere, nur nicht für etwas Anderes. Nemo suum esse alterius rei causa ne quidem conservare potest. Besonders in unserem Leitfaden sind mehrere Stellen, deren ganzer Sinn auf dieser, uns einzig wahren, Ansicht beruht.

Zweytens verstehen uns nicht Solche, die, bei der unendlichen Aufgabe das Ideale dem Realen ein zu bilden, in diesem jenes zu erkennen, und deren Einheit dar zu stellen, doch nur dasjenige „Genie“ nennen möchten, was unmittelbar an die Art des ihrigen reicht. O der Einseitigen! Da selbst das Benuzzen des sogenannten Zufalls Genie erfodert, und da es auch ein Genie des Fleises giebt (welches

nur in zu grosser Vollendung den scheinbaren Gegensaz alles Genies bildet); so reduzirt sich leicht alles Vollendete auf das Genie. Der Ursachen, daß gemeiniglich dessen so wenig angenommen wird, sind viele; unter diesen zeichnen sich aus: Die Einseitigkeit begeht den Fehler den wir eben rügten, nennt also nur das Genie, was dem seinigen zunächst steht. In dem, an bereits gemachten Erfindungen und Formationen aller Art reichen Volke, engt sich die Gelegenheit der Verherrlichung des eignen Genies ein; Vorgänger haben uns geraubt, was auch wir erfunden hätten. In dem auf dieser Seite armen Volke, fehlt die ganze Reihe dessen, wohin solches Genie würde gepaßt und wo es schöpferisch würde eingegriffen haben. Von hundert Menschen, denen man, so wie sie hier stehen, unmöglich die Vorwürfe der Gemeinheit, der Profanität 2c. ersparen könnte, stehen vielleicht Neunzig nur auf verkehrten Pläzzen, sie sizzen, wie man gemeiniglich sagt, nicht auf ihrem Sattel. Ist das Genie sehr hervorstechend; so ringt es um jeden Preis nach seinem Plaz, geht aber sodann leicht unter den Kleinlichkeiten des Lebens, und zwar für den Haufen mit Schimpf, zu Grunde. Wir verlassen ein, auch für statistische Charakteristik wichtiges Thema, und den Punkt wo manche Ethnographen ein grosses Sünden-Register füllten.

***) Die Geschichte der Statistik — wenn gleich noch so jung — stellt doch schon mehrere Beispiele von Männern auf, die sich durch besonderen Drang des Genies an ihr verherrlichten, und die sich den Verführungen der Nüzlichkeit zum offenbaren Troz zu ihr hinarbeiteten, an ihr fest hielten. Hermann Conring, der Arzt, schlug die Vokation als Leibmedikus der Königinn Christina von Schweden, den ehrenvollen Posten, mit damaligen (an. 1650.) 1600 rth. aus, und wählte den politischen Katheder in Helmstädt, wo er die ersten statistischen Vorlesungen hielte. Adam Schmith (dessen Hauptwerk freilich mehr der Staatswirthschaft unmittelbar anheim fällt, zugleich aber eine höchst tiefe statistische Gelehrsamkeit in jedem Abschnitte beurkundet, und den deswegen auch Niemann neulich unter den statistischen Epochen-Männern anführt) drängte sich, mit fast noch grösserer Verleugnung, an seinen Plaz. Stewart, sein Biograph, berichtet: „Schmith war ursprünglich für die englische Kirche bestimmt. Da er aber den geistlichen Stand nicht nach seinem Genie fand, so glaubte er, bei der Wahl seiner Lebensart, mehr seine eignen Neigungen als die Wünsche seiner Freunde zu Rathe ziehen zu müssen. Er entsagte also allen weit aussehenden Entwürfen, welche diese zu seinem Glükke gemacht hatten, und kehrte in sein Va-

terland zurük, entschlossen, sich mit einer der sehr mittelmäßigen Stellen zu begnügen, zu welchen gelehrter Fleis in Schottland mit der Zeit gelangen kann". Erst Philolog, dann Professor der Logik, dann ganzer 12 Jahre Professor der Moral — per tot driscrimina rerum, arbeitete sich dieses Genie durch, von welchem sein Biograph aber freilich weiter sagen konnte, daß es bestimmt gewesen sey, nicht nur die Grenzen der Wissenschaften zu erweitern, sondern auch auf die öffentliche Verwaltung von ganz Europa Einfluß zu haben. Mögen auch wol die Dichter allein sagen dürfen, daß in ihnen ein Gott sey? M. s. die deutsche Uebersezzung der Biographie, vor der Garvischen Uebersezzung des Hauptwerks. Uebrigens finden sich gleiche Beispiele, in allen Zweigen der Gelehrsamkeit und Kunst.

§. 63.

Unsere Medaille hat eine Kehrseite! Etwas von der Inschrift derselben zu berühren, liegt uns um so mehr ob, als es der Rechtfertigung gilt, daß wir auch die Statistik unter dem Gesichtspunkte ihrer grossen Nüzlichkeit betrachtet wissen wollen.

In der That, man würde den Vorwurf verdienen, über dem Streben nach dem Vernünftigen den Verstand verloh-

ren zu haben, wollte man die Wahrheiten, in welchen das Genie seine Dekkung gegen die entweihenden Zumuthungen der Profanen findet, so deuten, als ob es überhaupt schmählich sey, nach der Nüzlichkeit des Wissens, folglich der Wissenschaft, zu fragen. Keiner von allen denen Männern, die es verdienen, daß man sie über das Nüzlichkeits-Thema höre, hat dieses je behauptet. Der Angehende, der, in Ikarischem Fluge, dieses behaupten wollte, würde, gelänge es ihm anders Aufsehen zu machen, die Stelle seines eben so ohnfehlbaren als lächerlichen Sturzes, allein bezeichnen dürfen. Jene, die wir achten und hören, reden vielmehr selbst, meistens ausdrüklich, von dem unübersehbaren Nuzzen des gründlichen Wissens, geschweige, daß Einer von ihnen Beachtung desselben schmählig finden sollte. Solches, dem Nuzzen gebührend huldigenden, Sinnes, sind namentlich alle die Stellen, in welchen es heißt, daß derselbe oft in dem Grade grösser und glänzender erfolge, in welchem es auf ihn nur indirekt, d. h. in weniger engherziger Tendenz angelegt sey. Für diese Wahrheit spricht sodann selbst die Erfahrung, indem sie uns sagt „daß dem bloß für den

Nuz-

Nüzzen, wenn auch noch so redlich, Arbeitenden, seltner etwas gelinge, welches sich dem Höheren anreihe; daß das gefolterte Genie kaum je, das belauschte fast immer fruchtbar sey; daß die meisten der heutigen Gemeingüter einst zuerst als zarte Pflanzen in jenen, von dem rauhen gemeinen Leben entfernteren, Beeten gezogen wurden".

Doch, es werde behauptet was da wolle, und das Behauptete werde wie immer, hier irrig dort richtig aufgefaßt, so viel ist gewiß: daß die Würde des Dings, die sich den Geweihten in seiner Selbstheit offenbart und Begeisterung wekt, zwar die Brükke bauen, aber nimmermehr die Brükke abgeben könne, durch welche es mit seinen äusseren Umgebungen in Zusammenhang zu kommen und Ansprüche auf deren Unterstüzzung geltend zu machen vermöge. Wäre dieser Saz erwiesen; so würde dieß zugleich ein indirekter Beweis seyn, daß das Gute auch das Nüzliche seyn müsse. — Folgendes gewährt unserem Saz seine Unterstüzzung:

Gut und Würde voll, ist das Ding, in so fern es ist was es seyn soll, d. h. nach

Maß=

Maßgabe, wie es als Ausdruk seiner Idee besteht: nůzlich und Werth habend ist das Ding, in so fern es von der Idee eines anderen Dinges ergriffen, zu dessen Ausdruk behůlflich oder gebråuchlich ist *). Das All kann nicht nůzlich, bloß gut seyn! Ein besonderes Ding aber, das bloß gut wåre, můßte nothwendig ganz isolirt stehen; ein besonderes Ding das bloß nůzlich wåre, wůrde einen baaren Widerspruch bilden. Der Beweis des lezteren låßt sich mit zwei Worten zur Evidenz bringen. Denn, indem wir ein besonderes Ding sezzen, sezzen wir ihm einen Charakter oder eine Wesenheit: eben diese wůrde in dem Pràdikate der universellen Nůzlichkeit von Grund aus zerstöhrt. Der Beweis der ersteren Behauptung ist gleichfalls leicht. Denn, wenn die Gůte des besonderen Dinges nur in der Vollendung seines eignen Ausdruks zu suchen, und jedes besondere Ding — wir können auch sagen jede besondere Sphåre — nur nach den Graden der kråftigen und wahren Eigenthůmlichkeit gut ist; so kann auch das die Gůte eines Besonderen sezzende Princip, kein anderes als ein trennendes seyn, folglich wůrde das bloß gute durchaus isolirt stehen. Ein solches

Resultat widerspricht der Lehre des Alls, in welchem, als in der absolut höchsten Totalität, jedes Einzelne Mitbildendes und Gebilde zugleich, folglich nicht bloß Nuzzen ziehend, sondern auch Nuzzen gewährend seyn muß. Daher denn auch alle besonderen Dinge — von welchen das Reich der Wissenschaften keine Ausnahme macht — nur in eingeschränktem Sinne gut genannt werden mögen, und dem Bande der Nüzlichkeit Raum geben müssen, welches die besonderen Sphären in Wechselwirkung halte, sie, ohne ihre Eigenthümlichkeit zu vernichten, dem All versöhne. Möge also immer der Gelehrte, der Künstler, kurz jeder genialische Bildner, in dem Zenit seiner Sphäre, der Nüzlichkeit vergessen, die nie ihre brillante Seite seyn kann: dieß dürfe ihn gleichwol nie hindern, für deren äussere Berührungen auf seinen Tribut an das Ganze zu sinnen, dessen Versagung entweder nichtig, oder vernichtend für das Höchste seyn müßte. Da das leztere unmöglich ist, so könnte das Uebel nicht verfehlen auf demjenigen zu lasten, der das Einzelne so einseitig genialisch zu heben suchte. Der Künstler, in so fern er in dem Genusse seiner Kunst; der Gelehrte, in so fern er in

dem

dem seiner Wissenschaft schwelgt — beide haben ihren Lohn dahin, wenn man anders diesen Genuß einen Lohn nennen will. Ja, man würde sie schon als gefallene Engel ansehen dürfen, wenn sie in diesem höchsten Punkte ihrer Sphäre, noch einen anderen Lohn in Anspruch nehmen, demnach deren Höchstes zum Bezahlbaren herabwürdigen wollten. Indessen wird das Genie des brodessenden Menschen (wie wir noch heute mit Homeros gleich wahr und allgemein verständlich sagen können) oder besser der brodessende Mensch als solcher, wird, dadurch daß er Genie besizt, nicht frei von zahllosen Bedürfnissen, die den Bedarf erheischen. Nun wohl! So wenig als der Mensch bloß Genie ist, so wenig haben auch die Wissenschaften — dieses Besondere im Ganzen — eine bloß höchste Seite; sondern auch ihnen kommt eine nüzliche, d. h. eine dienende zu. Es ist Wissenschaft auch sie zu kennen, und Ruf der Weisheit (die sich des Bliks in das Ganze erfreut) sie zum Bestehen mit dem Ganzen geltend zu machen!

Der Staat namentlich, ist — gleich dem Reiche des Wissen — ein in sich geschlossenes Ganze. Um gut zu seyn, d. h. um möglichst

lichst seine Idee auszudrükken, muß er die Dinge die ihn berühren unter seine Idee zu stellen, seinem Zwek anzupassen suchen, und kann sich nicht ihnen, um ihrer Ideen willen, zur Auflößung seiner Eigenthümlichkeit hingeben. Nicht bloß die Wissenschaft (und ihre Repräsentanten), sondern selbst die Religion, soll und muß es sich gefallen lassen, daß sie der Staat in dienender Beziehung auf seinen Zwek, folglich von Seiten ihrer Nüzlichkeit betrachte. Und wenn, gemäß unserem Obigen, die Betrachtung der Nüzlichkeit der Religion als vorherrschende, wol gar einzige Ansicht, den Priester des Altars (in der Musen oder in Jehovahs Tempel) verächtlich machen würde; so würde es an dem Staatsmanne als solchem läppisch seyn, wenn er, Wissenschaft oder Religion, unter einer anderen Beziehung auffaßte, möge seine Ansicht als eines Mitglieds der Kirche, oder als des selbst Gelehrten seyn welche sie wolle. Daß sich umgekehrt der Staat aus den Mittelpunkten anderer Sphären ein Gleiches gefallen lassen müsse, versteht sich eben so von selbst, wie sich die große Restriktion versteht, unter welcher wir sie dem Bürger als solchem verzeihen können **).

Genung

Genug für uns, wenn das, über ein hier nothwendig unerschöpft bleibendes Thema, Gesagte, vermögend war, einige Hauptideen in Erinnerung zu bringen, welche den beiden Wahrheiten zur sicheren Folie dienen können:

a) Die Würde der Wissenschaft (wie die des Staats; wie die jedes Dings) liegt in der Selbstheit derselben, welche das ihr entsprechende Genie, frei von Nüzlichkeitssucht, auszubilden strebt.

b) Die Würde keines besonderen Dings mag für so groß geachtet werden, daß es schmählig sey, von seinem Kontingente zum Bestehen des Ganzen Rechenschaft zu geben, und die Ansprüche jedes besonderen Dinges, oder jeder besonderen Sphäre, auf die Unterstüzzung der Bildner in anderen Sphären, sind genau nur so groß, als sie sich denselben von Seiten ihrer Nüzlichkeit ausweisen können. Daß es dem Staate zieme, auch spät reifende (wenn anders nur je reifende, dann im Verhältniße des Aufwandes lohnende) Saat zu säen, dieß liegt in seiner Idee, die das einzeln und zerstreut so ohnmächtige Können,

nen, auf den Punkt heben soll, wo es den Bund mit dem unendlichen Wollen zu knüpfen vermöge.

Was nun die Statistik insbesondere betrifft; so bedarf es bei ihr — so bald es uns anders gelungen wäre die Uebel dieses Gesichtspunktes (das genommene Aergerniß!) zu zerstreuen — nur weniger Worte, um ihre weit reichende Nüzlichkeit darzustellen. In ihrer Beziehung auf den Staat, kann sie nur die Staatswissenschaften im engsten Sinne zu Rivalinnen haben.

Aber auch gerade ihr ist die Legitimation einer, selbst bis in die Sphäre des Unentbehrlichen reichenden Nüzlichkeit, wichtiger als vielen anderen. Denn gerade sie, die ihr äusseres Leben besonders dem Staate opfert, ihr inneres auf der Grundlage des gegebenen Staats nährt, ist schlechthin verwaist, wenn sich ihrer der Staat nicht auf mehr als einer Seite direkt und thätig annimmt: sie ist seiner Wissenschaften Eine! Nur durch den Staat für den besonderen Aufwand gedekt, den die so theueren Farben eines ächt statistischen Original-Gemähldes fodern; nur von

ihm autorisirt, in Kenntniß und Vertrauen gesezt, kann das statistische Genie im strengsten Sinne schöpferisch werden. Noch hat kein Staat der Welt eine Statistik aufzuweisen, die der Regierungskunst nur halb leiste, was das Realisirbare ihrer Idee gewähren würde. Sint Maecenates!

— Selbst der akademische Lehrstuhl dieser Wissenschaft, an Nüzlichkeit schlechthin keinem der zweite — sobald er sich nemlich zunächst an das Ewige oder des wahrhaft Wissenschaftliche hält, was sie, der Vergänglichkeit statistischer Erscheinungen zum Troz, dennoch darbietet; sobald er dem Staat die Männer erzieht, die ihm zu seiner künftigen Selbstbeschauung verhelfen — selbst er muß von dem Staate besonders beachtet werden, wenn er nicht zugleich einer der äußerlich undankbarsten seyn soll ***).

*) Man unterscheide ja „gut" in so fern es des Dinges innere Güte; und in so fern es seine Qualität eines Guts ausdrükt. Wenn es dort des Dinges Würde bezeichnet; so ist es hier das vollkommene Synon: von dessen Nüzlichkeit. Auch das lat. „bonum" fodert gleiche Behutsamkeit. Selbst Spinoza (welcher

cher doch vor allen die Würde des Erscheinenden zu würdigen pflegte, nach der Art wie es treues Abbild seiner Idee ist) hat: Per bonum id intelligo, quod certo scimus nobis esse utile; per malum autem id, quod certo scimus impedire, quo minus boni alicujus simus compotes. l. c. Def. I et II. Offenbar würde „bonum" in dieser Bedeutung (die man etwa seine wirthschaftliche nennen möchte), auch durch die unendlichste Steigerung, nie ein summum bonum geben.

Denn das Gute des Dings ist nothwendig sein Wesentliches; seine Qualität eines Gutes dagegen, nothwendig sein Zufälliges, und kann nur in dem Wesen der sich annähernden Dinge Bedeutung haben. Daß die Sonne wärmt, das Wasser löscht, die Astronomie den Wegweiser auf sonst unwirthbaren Meeren macht, kurz, was nur immer das Ding und die Sphäre des Nüzlichen darbieten, wodurch sie zu Gütern werden, das alles ist ein in dieselbe Uebergetragenes. War das Gold nicht Gold, damals schon, als man es noch gar nicht verstand selbiges zu Gefässen oder zu Geld zu verwenden? Wir haben wenige philosophische Raisonnements, welche sich so laut und häufig in der Erfahrung des täglichen Lebens bestätigen. Da sehen wir ja täglich den Dingen nüzliche Seiten entstehen, steigen, fallen, erlöschen, ohne daß sol-

solches Ding in seinem Wesen dadurch je die geringste Veränderung erlitte. Der Saz, den besonders einige neueren staatswirthschaftlichen Schriftsteller sehr gut bearbeitet haben, enthält auch für die **Kunst der statistischen Darstellung** einige wichtige Winke.

Ein anderer Saz: „**Nüzlichkeit und Würde des Dings stehen in umgekehrtem Verhältniß**, so gewiß als die Nüzlichkeit dann die größte ist, wenn sie mit der (physischen) Nothwendigkeit in Einem Objekte zusammenfällt „veranlaßt doch auch manches Mißverständniß. Sie die ihn erläutern wollen, pflegen bekanntlich zu fragen, z. B. ob man dem Bauern und dem Schulmeister den Rang vor dem Kammerherrn und dem Oberstallmeister geben? ob man der Brodrinde den Preis vor dem Diamanten zu erkennen möge? — Wer unter dieser Ansicht seiner Wissenschaft eine vorzügliche Nüzlichkeit, wol gar Unentbehrlichkeit nachwies, würde eben damit erwiesen haben, daß ihr Studium höchstens den Geistes- und Geldesarmen, keineswegs den Reichen zu empfehlen sey.

Man ist vor dieser lächerlichen Konsequenzmacherey sicher, wenn man sich streng an den Begriff des Nüzlichen hält. Nach ihm vermögen die Grade der Nüzlichkeit der Würde des Dings allerdings nichts zu zu sezzen, denn sie

sind

sind ihm ja nicht das Wesentliche. Aber aus eben diesem Grunde folgt nothwendig, daß sie, an sich, dem Dinge auch nichts von seiner Würde entziehen können. Es ist doch nicht eigentlich das Uebergewicht in Nüzlichkeit, welches den Bauern und den Schulmeister unter den Kammerherrn rc. herabdrükt. Wo sollte auch nach diesem Gesez der Plaz des Premier-Ministers seyn? — Ueberhaupt geht es den Mitteln (der nüzlichen Seite der Dinge) wie den Bedienten: sie haben unter sich den Rang, nach dem Rang ihre respektiven Herrn, sind aber, im Verhältniß zu ihren Herrn betrachtet, immer in gleich weitem Abstand, und was sie an eigentlicher Würde besizzen, muß ihnen in einer anderen Sphäre zukommen, wo vielleicht der Herr es sich gefallen lassen kann, oder muß, das Mittel des Dieners zu seyn. — Der Diamant ist weniger nüzlich als das Stük Brod. Allerdings, wenn es darauf ankommt den Hunger zu stillen, und der Hunger soll ein großer Tyrann seyn. Aber wir sezzen, es komme darauf an Reichthum zu etaliren; so ist kaum etwas anderes so nüzlich, als gerade der Diamant, und ohnfehlbar würde das Stük Weißbrod, welches die Aigrette verdrängte, eine Narrnkappe abgeben, folglich eben die Rolle spielen, welche der Diamant für den Hungrigen spielt. — Die Ausführung findet hier keinen Plaz; die Berührung gilt nur denen, die sich

wol

wol gar ihrer Unnüzlichkeit als solcher brüsten, und die namentlich glauben möchte, man habe alles mögliche gegen sich und seine Wissenschaft bewiesen, wenn man nur seine und ihre vorzügliche Nüzlichkeit nachweise. Derselbe Dichter, welcher uns das „odi profanum“ gab, spricht:

Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci!

**) Der Bürger als solcher, ist Bildner des Staats. Würde er in dem Staate nur sein Mittel sehen; so wäre er in seiner Art das, was Künstler und Gelehrte sind, wenn sie als solche (im Zenit ihrer Sphäre) um des Brodes willen arbeiten. Die, freilich dem Gatten, Vater, Handelsmann, dem Einwohner, dem Gelehrten ꝛc., unendlich nüzliche Selbstständigkeit, soll vielmehr von dem Bürger mit eben dem edlen, von Nüzlichkeits-Motiven freien und heiligen Eifer verfolgt werden, mit welchem der Gelehrte in seiner Innerheit, über solche erhaben, seiner unendlich nüzlichen Wissenschaft lebt. Wie diesem das gründliche Wissen; so sey jenem Selbstständigkeit (die Idee des Staats) zu realisiren lezter Zwek, und er verstehe als solcher die Frage nicht „wozu sie ihm nüzze“? möge er auf anderen Standpunkten (d. h. auf jedem nicht bürgerlichen) auch ein Buch zu deren Beantwortung schreiben können. Der Bürger soll diesen Zwek; solcher Zwek aber soll ihn nicht haben: d. h. Schöpfer; nicht

nicht Instrument soll er als Bürger seyn! Das der Staatenformation zusagende Genie, spricht sich in dem Patriotismus aus. Daher hier, das schon obgedachte „Dulce est pro patria“ zur Wirklichkeit kommen kann. Wenn aber der Nichtpatriot diese Worte nicht faßt, wenn sie ihm bald nur Worte, bald der Ausdruk einer wenigstens wahnwizzigen Wonne sind, über welche die Klugheit sich weit hinwegdünkt; so kann solches keineswegs auffallen. Der Nichtpatriot ist hier in dem Fall, in welchem sich der Ignorant hinsichtlich der Lukubrationen des, nicht gerade für Brod und Ehrsucht arbeitenden, gelehrten Fleises, oder in welchem sich so Viele hinsichtlich der, in dem Grade gefährlichen, Wanderungen der Mungo-Parks und der Humbolde befinden. Könnte man über diese letzteren Stimmen sammeln, und müßte man nach deren Mehrheit urtheilen: als was für Streiche dürften wol solche Wanderungen gelten müssen? — Es war eine grosse Idee, die jüngsthin irgendwo den Bürger-Titel zur Bedingung jedes anderen im Staate machte: ihr fehlte sicher nichts, als das Zeitalter und der Boden der ihrer werth gewesen wäre! — Wer den von uns dem Staate aufgestellten Zwek, noch nicht von der hier vorkommenden Seite faßte, dem waren wir überhaupt noch nicht deutlich. Daß übrigens der Nuzzen, den der Staat allen anderen Sphären gewährt, für die Staaten-

tenformation die Impulse vermehren; daß der Staat, als nicht Nuzzen gewährend, keine dauerhafte und allgemeine Realisation würde zu erwarten haben; daß er, als Vernunftprodukt, vorzüglich eine Seite habe, wo er der Reflexion Rede stehen müsse — alles dieses versteht sich von selbst. Bemerkenswerth scheint es dem Verfasser doch, daß, wie vor kurzem die Polen, so in dieser Krise die Dänen, in fast allen ihren Proklamationen Selbstständigkeit zur cardo rei machen. Das dunkele Gefühl hat längst richtig gesprochen: die Theorie wird noch eine Zeit lang grübeln, endlich dennoch folgen müssen!

***) Leicht erweislich sind folgende schlichte Wahrheiten:

1) Zu dem praktischen Theile der Statistik — von welchem sich die Theorie nie ganz loßsagen kann — qualificirt sich vorzüglich, die Statistik des speziellen Vaterlandes. Der akademische Lehrer dieser Wissenschaft, muß also Verhältnisse haben, in welchen er sich fixiren kann. Denn, wie möge sonst von ihm gefodert werden, daß er solchen Fleis und solche Kosten verwende auf das, was ihm ausserhalb doch wieder weit weniger wichtig ist? Wer sich in Physik, Chemie, Philosophie, Pandekten ꝛc. vervollkommnet und Hülfsmittel schaft, ver-

 mehrt,

mehrt, was man auf allen, oder doch auf den meisten Universitäten, nach den Graden der erlangten Vollkommenheit geltend machen kann und lohnen wird. Nicht so der Statist in dieser speziellen Hingebung, die gleichwol so sehr seine Nüzlichkeit bedingt.

2) Die Statistik, wenn sie dem Begriff einer Universität entsprechend gelehrt werden soll, fodert hiernächst in ihrem praktischen Theile noch immer eine, wenn auch kurze, doch das Neuste und Bewährteste liefernde, allgemeine Uebersicht vieler Staaten. Wie theuer und vergänglich sind hier die Hülfsmittel! Gesezt es bestehe auch schon eine gute öffentliche Bibliothek; so hilft diese doch vielleicht in keinem Fache weniger. Gründe sind: die materielle Statistik erfodert so manche Flugschrift, die sich nicht zu öffentlichen Bibliotheken qualificirt; solche Bibliotheken sollen nicht vorzüglich auf Neuheit sehen; die statistischen Daten sind so oft in Schriften von allgemeinem Interesse verwebt, folglich wird der Lehrer dieses Fachs zu oft in dem Gebrauch der ihm nicht eigenthümlichen Hülfsmittel unterbrochen.

3) Der Professor der Statistik soll — es sprechen sehr viele Gründe dafür — noch andere Scienzen kultiviren und lehren. Will er das; so bedarf er fast eines beständigen Kopisten,

dem

dem er nur vormerke und Fächer anweise. Auch ein Conring (der sich nie Excerpte gemacht haben soll, vid. Jöcher G. Lex. sub. h. v.), würde heute nicht anders verfahren können.

4) Was ist Statistik ohne eine ausgebreitete Korrespondenz. Korrespondenz ist heute noch theuerer als zu den Zeiten der Staatsanzeigen, und noch nöthiger, weil es keine solche Staatsanzeigen mehr geben kann. Wer sie gelesen hat, und zu vergleichen vermag, bedarf keines Kommentars.

5) Fast alljährlich fodert das statistische Heft (nicht bloß, gleich jedem anderen, Feile) gänzliche Umarbeitung! — Doch die besondere Dekkung dieser unverkennbaren besonderen Beschwerden des statistischen Lehrstuhls, fodert nie so viel, daß sie dem Staate nicht Kleinigkeit wäre, gegen den Nuzzen, der durch den Mangel dieser Kleinigkeit unterbleiben könnte.

§. 64.

Wenn gleich unter denen, die es bereits zu einem praktischen Einfluß im gemeinen Leben gebracht haben mögen, die Zahl Solcher, welche den Nüzlichkeits-Ansichten zu sehr anhängen, leicht die Mehrzahl seyn dürfte; so darf man es doch als

ent-

entschieden ansehen, daß unter angehenden Studierenden leichter der entgegengesezte Fehler die, so vielfach verderbliche, Oberhand gewinne. Man kann noch weiter gehen, und getrost behaupten, daß genialische Köpfe dieser Gefahr ganz vorzüglich ausgesezt sind. Doch, sie betreffend, so möchte das noch immer eher hingehen, wenn gleich sie die einzigen sind, die künftig dem Staate Schadloshaltung hinsichtlich seines den Studien gemachten Aufwandes gewähren können, und von welchen er alles erwarten muß, da nemlich, wo Handlangers-Dienste nicht ausreichen. Solche Köpfe leisten doch immer etwas, und pflegen sich seltner zu spat zu erholen. Allein gerade sie pflegen auch die den Ton Angebenden zu seyn. Wie aber nun, wenn solche Hintansezzung des Nüzlichen auch diejenigen ergreift, welche, sobald ihnen gewisse Gelegenheiten und Jahre vorüber sind, weder zum Gebrauchen noch zum Gebrauchtwerden, wol aber zum Wehklagen um Brod und Unterkunft taugen?!

Es waren solche Rüksichten, die den Verfasser bestimmten, sich ausführlicher über das Allgemeine der Nüzlichkeits-Ansicht zu ver-

verbreiten, als er sich über die Darlegung der Nüzlichkeit der Statistik insbesondere verbreiten wird. Glüklicher Weise trifft auch Mehreres zusammen, was hier besonders Kürze empfiehlt. Wir rechnen dahin: Die vorzügliche Klarheit dieses Nuzzens; solche geschikte Zergliederung und geschichtliche Nachweisung desselben bei mehreren unserer Vorgänger; endlich die heutige Stimmung des literärischen Zeitgeistes, welche doch vielleicht keiner anderen positiven Wissenschaft günstiger ist als gerade ihr, und welche sich schon in mehreren aufgeklärten Staaten selbst den Männern am Ruder mitgetheilt hat. Freilich würde man in diese lezte Aeusserung mehr legen als wir verantworten können, wollte man in ihr gesagt wähnen, als ob doch fast allgemeiner für das Auffinden, Bewähren, Sammeln und Ordnen der statistischen Daten von Seiten der Staaten genug geschähe. Nein, hierin zeichnet sich bis jezt bloß der französische Kaiserstaat aus, und hiezu fehlt es, im Allgemeinen, wirklich auch noch zu sehr an tauglichen Subjekten, die aber freilich, nach der bisherigen Lehrmethode unserer Wissenschaft, auch nicht wol gebildet werden konnten.

ten. Dennoch ist bereits eine allgemeinere, der Aufgabe sehr günstige Stimmung nicht zu verkennen, welche in endlich dauerndem Frieden Früchte zu tragen verspricht. Wenn bisher in Deutschland noch weniger geschah, so trug gewiß nichts weniger die Schuld, als Verkennung des Nuzzens der Statistik. (Man vergl. die Vorrede).

§. 65.

Der gegebene Staat soll seine Idee auszudrükken streben; er soll seinen Zwek erreichen!

Die Wissenschaft, welche dem Staate das Wirkliche der Realisation jenes Zweks in dem eignen gründlich vor Augen stellt, gewährt ihm — dieser moralischen Person, dieser ersten unter den Totalitäten des Handelns — das „*Noscere se ipsum!* Denn, gerade sie, wie sie unser von ihr aufgestellter Begriff charakterisirt, zeigt den Staat wie er ist, und zwar — was wir unerlaßlich fodern, und was keineswegs ein Hinüberschwanken in das Gebiet der Staatslehre ist — gehalten unter dem Vorbilde dessen, was der Staat seyn soll.

Man

Man schreibe ein besonderes Buch über die Nüzlichkeit der Statistik, so kann es doch nichts enthalten und belegen, was nicht Kommentar dieser wenigen Worte sey. Indessen zeigt sich eben hier (in einem Nuzzen der sichtbar in die Region des Unentbehrlichen reicht), daß Statistik, aufgefaßt als bloße Kräften- oder auch als Machtzustandslehre, oder als Lehre von dem Zustande des Rechts und der Verfassung, oder der ganzen, geschweige einzelner Theile der Kultur, entweder Zersplitterung der Wissenschaft seyn, oder mehr geben müßte, als das, wozu sie in solchen einengenden Benennungen befugt wäre. Sich, und zwar sich ganz, in allen seinen Erscheinungen, die das Wirkliche der Realisation des Staatszweks und dessen Basis ausmachen, muß der zum Handeln berufene Staat kennen. Dieses Erkennen aber ist bedingt durch die Haltung im Vorbilde, so wie das „Erfahrung-Machen" bedingt ist, durch die Kenntniß des Allgemeinen, worauf das vorkommende Besondere bezogen wird.

Vergeblich wäre die Seele des Staatsmannes voll von der Idee dessen, was der

Staat

Staat seyn soll, und von erhabenen Bildern dessen, was, hin und wieder, kräftige Staaten realisirten, täuschte er sich hiernächst über das, was der ihm befohlene ist. Bald würde er — wenn es erlaubt ist dem Dichter, der grosse Wahrheit einem etwas kleinlichen Bilde vertraute, solches nachzusprechen — er würde seinen verkannten Staat die Rolle des Frosches neben dem unerreichbaren Ochsen spielen lassen, und bald würde er, umgekehrt, ihm die, unter solchen Umständen schmählige, aufgeben. — Nicht minder vergeblich wäre dem Staatsmanne, ohne die genauste Kenntniß des Gegebenen, jene Wissenschaft, welche die Mittel lehrt, durch die (im Krieg und im Frieden; für das innere und für das äussere Verhältniß; bald durch Drohung, bald durch gefällige Unterhandlung; da durch Knüpfung des soliden, dort durch geschikte Lößung des verdächtigen Bündnisses) das Glük des Staats zu heben sey. Denn, was mag auch wol auf der Grundlage falscher Voraussezzungen Wahres gedeihen? Oder, wenn ja zufällig das Wahre getroffen sey, wie könnte auch das Werk mit der Zuversicht begonnen, mit der Beharrlichkeit vollführt werden, die dem Staate in allen seinen

nen Schritten ziemt, wenn man solche Grundlage nicht gleich umfassenden und tiefen Bliks durchschaut? Sapientis non est dicere, non putaram! Gilt dieß dem Einzelnen, wie vielmehr muß es dem Staate gelten. Und doch, wie soll er ihm (zu seiner Ruhe, zu seiner Ehre vor den Augen der Mitwelt und der noch strengeren Nachwelt) Genüge leisten, wenn er nicht in der vollendetesten Selbstbeschauung und Umsicht lebt?

Hat der Staatsmann die Statistik des Ganzen vor Augen; ist dieses Ganze für den Ueberblik gedrängt, für den Tiefblik geordnet und ausgefüllt; dann für vorhandene Leeren selbst leer, wie es die Idee dieser Wissenschaft fodert— so täuscht ihn nicht der falsche, vielleicht viel zu theuer erkaufte, Schimmer des einzelnen Zweigs; auch machen ihn die einzelnen Gebrechen nicht muthlos. Jenen stehn die gedrükten Nachbarn zur Seite, und neben diesen tritt die überwiegende Menge des Guten hervor. Beides ist zuverlässig, denn hier steht nur die schlichte Sprache der Daten. — Während Physiokraten, Colbertianer und Schmithianer, so leicht, in der Einseitigkeit der Systeme, verderblichen Rath,

aus vergeblich bester Ueberzeugung, ertheilen; führt die Statistik die Gaben aller Arten von Produktion, hier einzeln dort in Masse, vor; ladet zum nothwendigen Schuz aller ein, deren Rangstreit nichtig ist, wenn er auf etwas anderes als auf richtige Zeitfolge und auf jenes Ebenmaß geht, in welchem des jedesmalige Substrat die mehreren Hände fodert. So gewinnt er den Bau lieb, den einzig soliden, wo reiche Ernten den Kunstfleis wekken, wo dieser den Handel belebt und zwar den auswärtigen vorzüglich erst dann, wann der innere in vollen Kanälen strömt. Auch der leicht für Nebensache geachtete Zweig, zeigt sich, hier wo die vielen kleinen Theile ein Grosses bilden, als dennoch sehr wichtig! — Da wird zu viel regiert, dort zu wenig. Wer sagt es denen, die helfen können, wenn es die Statistik nicht thut? oder (wenn sich auch Männer finden die Gelegenheit und Muth dazu haben) wer von ihnen vermag sich das Vertrauen zu schaffen, welches wahre Statistik gebietet? — Wo das, was bisher Rechtens war und seyn konnte, unter solchen Umständen Unrecht wird — denn das ist der Fall oft, mit dem Rechte, als dem Produkte solcher koexistentischen Verhält-

nis-

nisse, unter denen es auch sehr wandelbare giebt — das darf man nicht von den Juristen als solchen erfahren wollen: aber in der Statistik steht es mit grossen Buchstaben! — Neben jenen Kultur-Anstalten, die Aufsehen erregen, und zwar unmittelbar neben ihnen, ist die Rede von dem Zustande der Dorf- und der Volksschulen überhaupt: man kann sich über die getroffene oder verfehlte Proportion nicht täuschen. — Den Fürsten hat vielleicht Eroberungssucht ergriffen: die Statistik zeigt ihm leicht eine Menge herrlicher Provinzen, die er mitten in seinem öden, oder doch noch lange, lange noch nicht auf ihren Punkt gehobenen Ländern, unter eben so vielen Segnungen erobern kann, als ihn im muthwilligen, immer gefährlichen Kriege Flüche treffen müssen. Sollte der statistisch belehrte Fürst in der Wahl schwanken können, wenn anders in ihm das Schiksal wirklich einen Menschen gekrönt hatte? — Kurz, auf der Basis einer erschöpfenden Statistik, welche aber — wir sagen es noch einmal — bis jezt noch kein Staat der Welt hat, ist die ganze, sonst so schwere Regierungskunst leicht, und von hundert Fehlern, die man so freigebig auf die Rechnung einer schiefen Po-

litik

litik zu sezzen pflegt, gehören im Durchschnitt vielleicht mehr als $\frac{3}{4}$ auf die Rechnung einer mangelhaften, wol gar untreuen Statistik, bald unseres eignen Staates, bald derer des Konflikts. Der so eben geendigte, in tragischen Scenen grossen Styls besonders harte Krieg, war von Seiten Preussens zunächst ein statistischer Fehler: und Frankreich und Rußland hielten sich solche blutige Lektionen, die ihre gegenseitig genau gekannte und anerkannte Statistik, ihnen würde haben ersparen können! Jezt erst wissen beide, daß es ihnen leichter würde die Herrschaft der kultivirten Erde (sammt der des verwilderten Paradieses des einst klassischen Bodens, der um ihre Hülfe ruft) zu theilen, als sich untereinander Gesezze geben. Dieses rein statistische Datum aber, war, schon viele Jahre vor dem blutigen Kriege, und zwar war es mehrmals in allen denen Gründen auseinandergesezt worden, die jezt nur mehr offenkundig geworden sind. (M. s. z. B. Archenholz Minerva in mehren Jahrgängen, die ich nur so eben nicht zur Hand habe um sie speziell zitiren zu können). Man würde sehr irren, wenn man glauben wollte, Statistik sey auf solche Weise doch zunächst

nur

nur in der diplomatischen Laufbahn wichtig. Daß sich hier grössere Folgen zeigen, beweist nur so viel, daß die gegenseitigen Friktionen der Staaten in grösseren Massen statt finden. Allein, in jedem Distrikte, in jedem Landgerichte und Kirchsprengel wiederholt sich der Staat; jeder hat in seiner Art zuerst das eigene Bedürfniß der Selbstbeschauung, und zum andern ist, ohne daß diese im Einzelnen zu Stande kam, nie eine das Ganze umfassende, auch nur in einiger Vollkommenheit zu erwarten. In dem Maße, in welchem z. B. der Distrikt kleiner ist als das ganze Staatsgebiet, in eben dem wird ihm auch schon der Nachtheil, wie die gute Folge, groß seyn, welche in dem Ganzen klein genannt werden möge. Diese Wahrheit gehört zu den mathematisch gewissen.

Daß für unmittelbaren Gebrauch der eben jezt zum Handeln berufenen Staaten, die Statistik derjenigen Jeztzeit die wichtigste sey, welche der so eben im Fluthen begriffenen Gegenwart am nächsten liegt, wol gar mit ihr zusammenfällt, versteht sich von selbst. Eben so bedarf es keiner besonderen Erinnerung, daß sich in einem jeden gegebenen

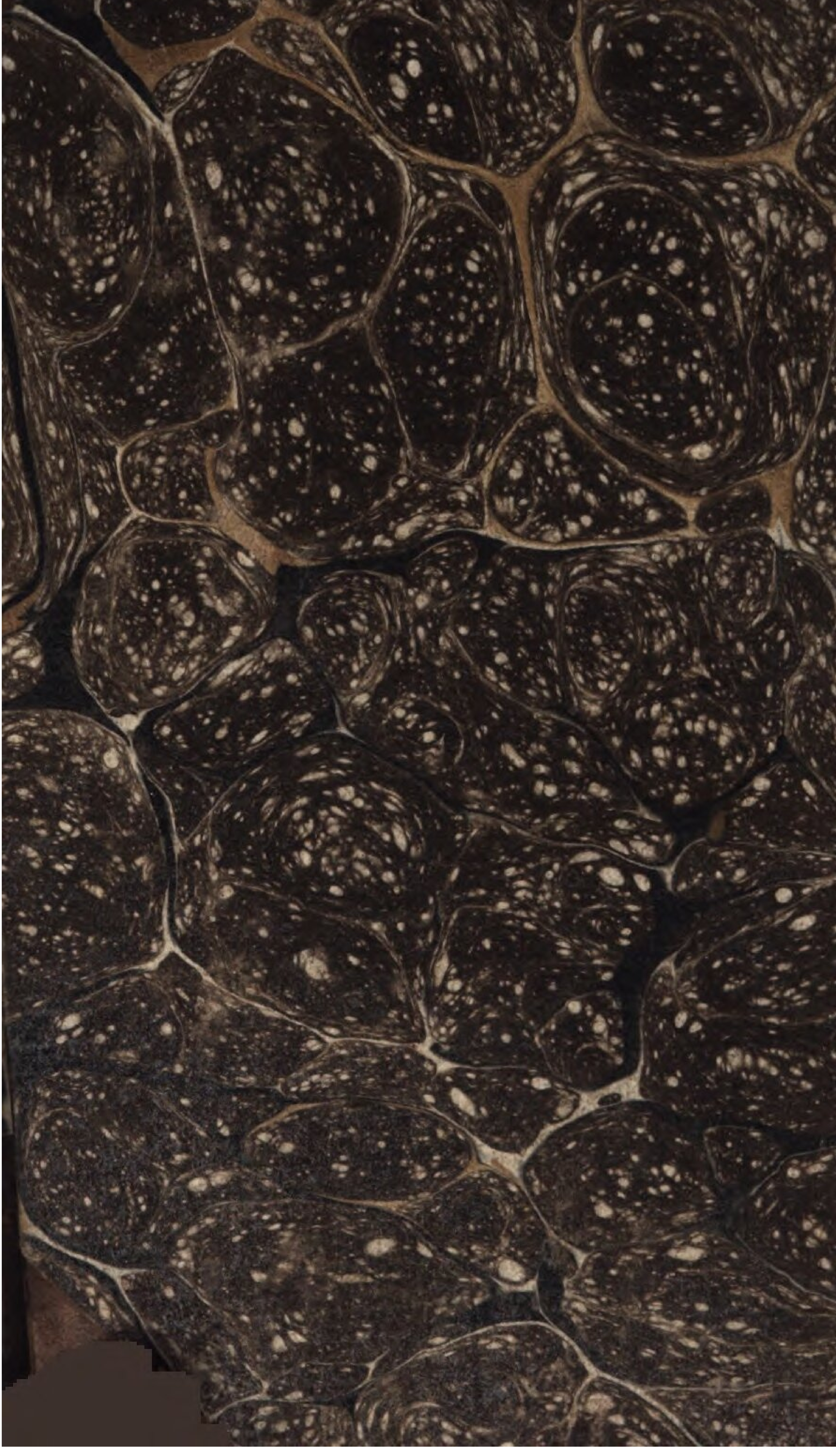
Staa-

Bayerische Staatsbibliothek München

Staate an die eigne Statistik die der Staaten des Konflikts, und zwar nach der Nähe und Lebendigkeit desselben, und nach den Graden des Drohenden oder Einladenden ihrer gegenseitigen Stellungen, in leicht zu machender Klassifikation anreihen.

Ende der ersteren Lieferung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München



Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Butte, Wilhelm,

Die Statistik als Wissenschaft bearbeitet

Landshut 1808

Bibl.Mont. 1387
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10715742-0